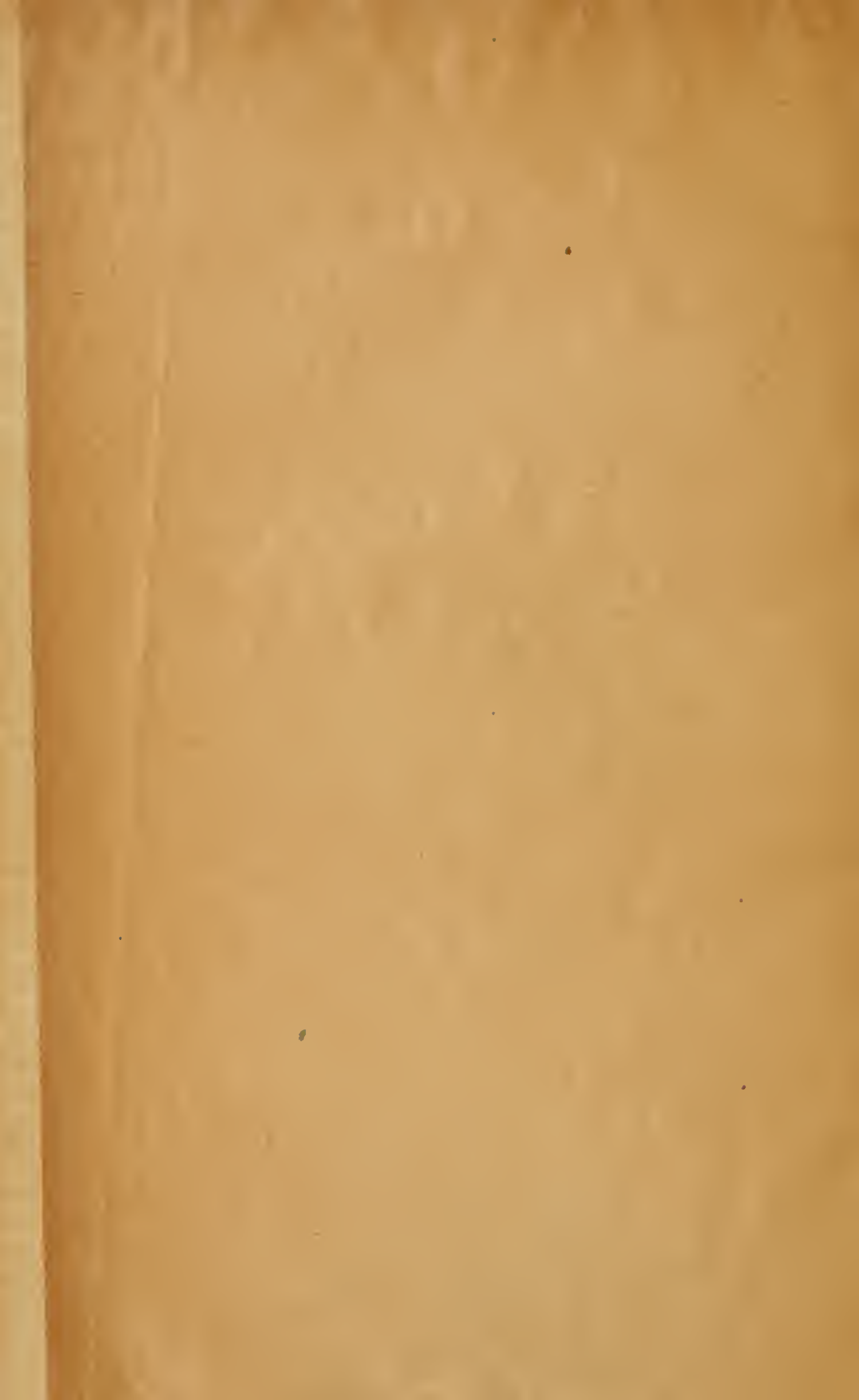
Michael Bernays

Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte

Zweiter Band







Schriften

zur

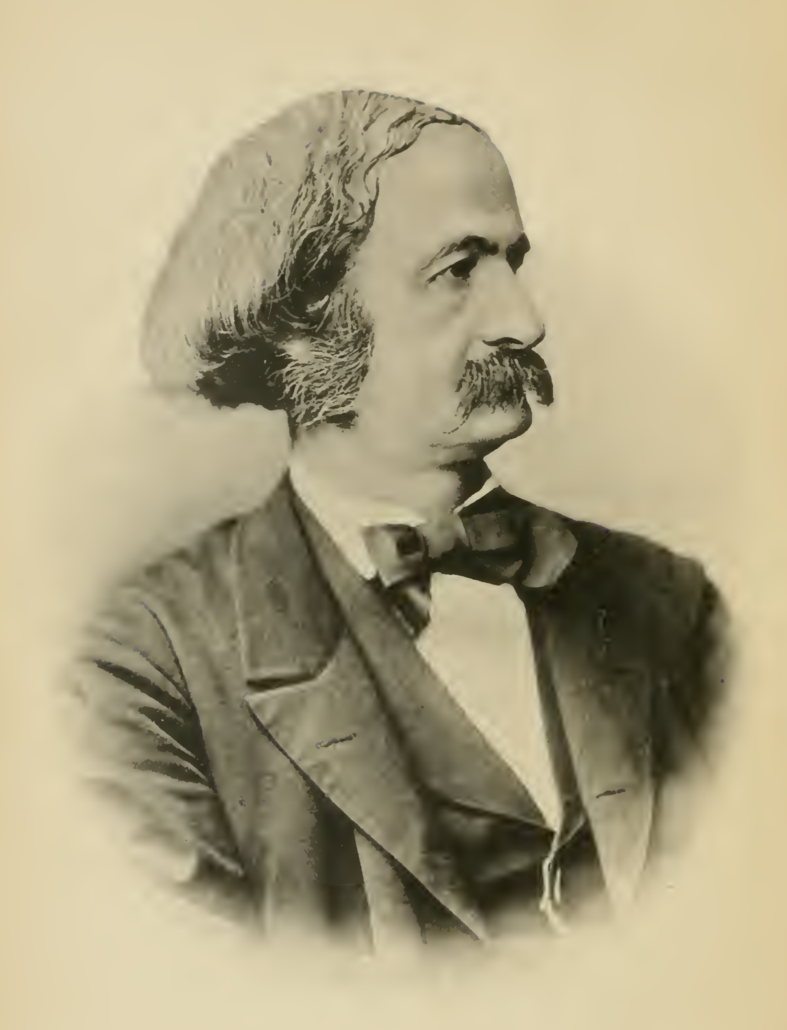
Kritik und Litteraturgeschichte

von

Michael Bernays

Zweiter Band





Zur neueren Litteraturgeschichte

von

Michael Bernays

Leipzig
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
1898

Druck von Carl Rembold, Heilbronn.



Vorwort.

Am 11. Mai 1890 empfing Michael Bernays folgende, von dreiundneunzig älteren und jüngeren Männern unterzeichnete, Zuschrift, die ich im Einverständnis mit gemeinsamen Freunden verfaßt hatte und die nun hier als ein Mnemeion stehen soll:

„An dem Tage, da Sie in voller Kraft den Hörsaal des gefeierten akademischen Lehrers mit dem stillen Studirzimmer vertauschen, möchte eine freie Vereinigung von Fachgenossen Zeugnis ablegen für die reichen Gaben und Anregungen, die Sie in Rede und Schrift ausgestreut, und der tröstlichen Erwartung, die sich nun an Ihre freiwillige Muße knüpft, Ausdruck leihen.

„Einer der Ersten haben Sie das Banner historisch-philologischer Erforschung der neueren Litteratur entfaltet in Zeiten, wo diese Studien auf so manches Hemmnis und Vorurtheil stießen, haben erst nach reiflichster Ausrüstung das Katheder betreten und, ein siegreicher Vorkämpfer, der aufstrebenden Wissenschaft ihre feste Stelle im Lehrplan der Hochschulen erobern, den Jüngeren freie Bahn schaffen helfen. Sie haben in Leipzig, dann lange gesegnete Jahre hindurch in München, dort an Gegebenes anknüpfend, hier neuschöpferisch, Ihre ganze Persön-

lichkeit für die so gelehrt wie schwungvoll erfaßte Disciplin eingesetzt, redegewaltig den Dichter und sein Werk vergegenwärtigt, ein Studentengeschlecht nach dem andern begeistert und unterrichtet. Ihre Bücherschätze standen dem nahen Schüler wie dem fernen Fachgenossen allzeit so offen, wie Ihre Hilfe und Ihr Rath, gestützt auf die intimste und schlagfertigste Kenntnis alter und neuer Litteratur, jedem Suchenden beisprang. Im lebendigen Wort vor allem wirkte während dieser so Vielen unvergeßlichen Zeit Ihre Kraft. Schüler und Freunde meinten, daß ein so breiter und mächtiger Lehrerfolg durch den Verzicht auf eine ununterbrochene schriftstellerische Thätigkeit nicht zu theuer bezahlt sei, und zügelten deshalb die Wünsche, die Sie selbst so nahe legten.

„Sie haben, mühselige aber wohlbelohnte Arbeit in engem Raum zusammenfassend, den Goethischen Text gereinigt und seine Geschichte aufgerollt. Ihre Einleitung zu den Briefen an F. A. Wolf erschloß gründlich und weitsichtig alle kleinen und großen Zusammenhänge. Goethes Jugend wurde durch S. Hirzel und Sie ein Lieblingsfeld erfrischter Studien. Dem künftigen Biographen leisteten Sie Vorschub — und so müssen Sie sich denn den Namen eines ‚Goethe-Forschers' schon gefallen lassen im Munde derer, die Ihre nimmermüden Wanderungen durch die Weltlitteratur, Ihren vertrauten Verkehr mit den Alten wie mit Dante und Shakespeare, mit den Humanisten wie mit den neueren Schriftstellern germanischer und romanischer Zunge kennen und beneiden. Sie haben zwei stolze Wipfel deutscher Aneignungskunst, Schlegels Shakespeare und Vossens Odyssee, von der Wurzel aus im Aufsprießen und Blühen gezeigt. Sie haben auch weitausschauende Verpflichtungen übernommen, an die wir jetzt auf der Schwelle Ihrer neuen ungebundenen Lebensepoche mahnen.

„An Ihrem frühen Abschied vom Münchener Lehramt herzlich theilnehmend, begrüßen wir zugleich freudig und zuversichtlich den Karlsruher Schriftsteller, der neben einer Sammlung

seiner zerstreuten Blätter nunmehr die letzte Hand an mancherlei Entwürfe legen und den großen Plan: ‚Homer in der Weltlitteratur' ausgestalten wird."

Diese Hoffnungen und Mahnungen sollten, konnten sich aus äußeren wie inneren Gründen nur zum kleinen Theil erfüllen. Der „Homer" blieb liegen, und flüchtige Notizblätter verrathen nicht, welches Buch die Gelehrsamkeit eines Mannes, der das reichste Wissen im Gedächtnis barg und mit sicherem Griff in den ihn umgebenden gedruckten Schätzen schwelgte, zu geben vorhatte. Er bedurfte ja auch keiner Collegheste, sondern nur des stillen Nachsinnens und eines gelegentlichen Nachschlagens, um den Stoff zu beherrschen, und sogar von der schwung- und gehaltvollen Weimarischen Festrede über Goethes Geschichte der Farbenlehre fand sich keine Zeile vor, weil sie ohne schriftlichen Behelf fertig geworden und leider verklungen ist.

Die kleinen Schriften waren auf vier Bände berechnet, deren letzter der englischen Litteratur gelten und neben Shakespeare vornehmlich den Liebling Wordsworth darstellen sollte. Aber am 25. Februar 1897 erlag Bernays, bis in die letzten Fieberphantasien seinen Dichtern hingegeben, einem Herzleiden, das viel länger, als wir ahnten, seine Thatkraft unterwühlt hatte.

Von dem zweiten Bande lagen die Bogen über die schweizerische Litteraturgeschichte Baechtolds — auch er ist nun vielbetrauert dahin gegangen — gedruckt vor, des Gefolges harrend. Da ich mehr denn zwanzig Jahre hindurch des Abgeschiedenen wohlwollendste Freundschaft genossen und die Ehre seiner letzten Widmung (der sich weitere an Sauer Suphan Brandl anschließen sollten) erfahren habe, war es meine Pflicht, mit Hilfe der Nächststehenden Hand anzulegen an das verwaiste Werk und wenigstens diesen zweiten Theil dergestalt auszufüllen, daß ich jenen schon aus der Presse gekommenen Aufsatz durch einen Abstrich nothdürftig rundete und dem übrigen theils zum Neudruck gerüsteten, theils noch nicht wieder durchgesehenen Vorrath

entnahm, was mir zweckdienlich erschien und die Art des Mannes von einer neuen Seite beleuchten konnte. Ich bin also für die Auswahl verantwortlich, auch für die Aufnahme des handschriftlichen, dem „Euphorion" zugedachten Bruchstückes über Wolfe. Gewisse Incongruenzen der Schreibung fallen mir zur Last. Das Register aber ist nicht mein Verdienst, und das Schriftenverzeichnis hat Witkowski gern beigesteuert. Daß diese letzte Gabe ein wohlgelungenes Bild bringt, wird ihren ernsten Werth bei Allen erhöhen.

Niedernau, 3. September 1897.

Erich Schmidt.

Inhalt.

I. Die deutsche Litteratur in der Schweiz. (Ungedruckt.)

II. Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig.

III. Ueber ein Goethesches Motto.

IV. Goethe, Maturin, Wolfe. (Ungedruckt.)

V. Ein unpatriotischer Vers Goethes.

VI. Friedrich Schlegel und die Xenien.

VII. Caroline.

VIII. Zur Kenntniß Jacob Grimms.

I.

Die deutsche Litteratur in der Schweiz.

(1892. 1895.)

1.

Im Jahre 1887 sahen wir Jakob Baechtold als berufenen Geschichtschreiber der Litteratur seines Schweizer Heimathlandes hervortreten. Mit freudigen Erwartungen begrüßte man ihn und sein Unternehmen.

Gleich durch die erste Lieferung des Werkes[1]) fühlte man sich eben so freundlich angesprochen, wie gründlich belehrt. Denn hier ließ sich in seiner ganzen Ausdehnung das litterarische Leben und Thun überschauen, das sich vom achten bis ins elfte Jahrhundert im Bereiche des Klosters Sankt Gallen entfaltet hat. Es erschien um so deutlicher, da manche unbewiesene und unbeweisbare Angabe, die bis dahin Glauben gefunden, nun durch schärfere Prüfung für immer beseitigt worden.

Die zweite Lieferung umfaßte die Zeit, da die höfisch ausgebildete Gesellschaft des Mittelalters sich der Pflege der erzählenden und lyrischen Dichtung widmete. Dann wandte sich der Geschichtschreiber den beiden Jahrhunderten zu, dem vierzehnten und fünfzehnten, in denen Adel und Ritterthum ihre allbeherrschende Stellung einbüßen und demgemäß die Kunstbildung des Mittelalters abstirbt. Wie das Bürgerthum sich seine Selbständigkeit erkämpft, so dringt allmählich der bürgerliche Sinn durch alle Kreise der Litteratur. Dort kann er fürs erste keine neuen Formen erzeugen, noch einen erneuten

[1]) Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Von Jakob Baechtold. Frauenfeld. Verlag von J. Huber. Acht Lieferungen zwischen 1887—92.

geistigen Aufschwung befördern. Die Prosa jedoch fängt an, zu gedeihen. Das geschichtliche Volkslied giebt in kräftigen Lauten Zeugniß von dem kühnen Emporstreben, von den entscheidenden Kriegsthaten der Eidgenossen. Die volksmäßig geartete Litteratur nahm auch vielfältige Einflüsse gelehrter Bildung in sich auf. Im Fortgange des fünfzehnten Jahrhunderts erfrischte sie sich an den Bestrebungen des Humanismus, der Geist und Kunst des Alterthums zu erfassen suchte, um sie in das Lebensgetriebe der neueren Welt hinüberzuleiten.

Für die Behandlung des sechzehnten Jahrhunderts hatte Baechtold die ernstesten Zurüstungen zu treffen. Die überraschende Fülle eines meist noch unausgenutzten Stoffes drängte sich hier ihm entgegen. Das Zeitalter der Reformation, von gährenden Leidenschaften erfüllt, bedurfte einer Form, in der alles, was die Gemüther stürmend bewegte, unmittelbar zum heftigsten und schlagendsten Ausdruck gelangen konnte. Einem solchen Bedürfnisse vermochte nur die dramatische Form ganz und voll zu genügen. Je ungebundener der Geist, der das Zeitalter herrschend durchzog, gerade in der Schweiz sich regen durfte, um so entschiedener mußte dort das Drama die Lebenskraft der Litteratur an sich ziehen.

Von seiner vertrauten Kenntniß des schweizerischen Dramas hatte Baechtold schon längst in seiner Ausgabe des Niklaus Manuel[2]) eine hocherfreuliche Probe abgelegt. Hier, in der vierten und fünften Lieferung seines Geschichtswerkes, hat er den ganzen Reichthum der älteren Schauspieldichtung seines Schweizerlandes zum erstenmal für die Zwecke einer umfassenden litterarhistorischen Belehrung ausgebeutet. Er konnte auf mehre taugliche Vorarbeiten zurückblicken: die Hauptarbeit mußte er selbständig vollbringen.

---

[2]) Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1878. Die Ausgabe bildet den zweiten Band der in jedem Sinne empfehlenswerthen Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes.

Seit langem freilich war es bekannt und anerkannt, daß von der Schweiz das Drama der Reformationszeit seinen Ausgang genommen, daß dort sein Wachsthum und seine Verbreitung mit dem fruchtbarsten Eifer gefördert worden. Aber erst in Baechtolds Darstellung sind uns diese unbestrittenen Thatsachen vollkommen anschaulich vors Auge gebracht.

Nun erst lernen wir jenes Drama würdigen als ein eigentliches Naturerzeugniß des schweizerischen Bodens. Kein Wunder, daß es dort überall so üppig emporschießt! Verweilen wir beim Ueberblick dieser Massen, so sehen wir ein, warum aus ihnen keine Kunstwerke höherer Art aufragen. An verheißungsvollen Ansätzen zu edlerer Ausbildung der dramatischen Form fehlt es keineswegs. Aber selbst feiner gestimmte Geister, die sich der Anerkennung strengerer, vom Wechsel der Zeiten unberührter Kunstgesetze nicht entziehen würden, selbst sie müssen sich in den unentrinnbaren Bann dieser Gegenwart gefangen geben. Von jedem, der ihr angehört, erheischt sie unbedingte Hingabe. Stets will sie zu allererst sich selbst vernehmen; in jedem Schauspiel, für das man ihre Aufmerksamkeit verlangt, will sie sich selbst wiederfinden. Mag daher der Dramatiker sich ins jüdische oder classische Alterthum zurückwenden; mag er eine neutestamentliche Parabel oder einen Novellenstoff und den derbsten weltlichen Schwank bearbeiten; mag er als rücksichtslos scheltender Satiriker, als geifernder Zelot oder als erbaulicher Prediger reden; mag er endlich in das volle geschichtliche Leben des Vaterlandes hineingreifen und etwa die Gestalt des Bruder Klaus zu neuem Dasein erwecken — immer doch ist es die Schweiz des sechzehnten Jahrhunderts, deren Zustände uns vor Augen treten; immer werden wir gemahnt an die Bestrebungen, die Anliegen und Wünsche, die dem Volke und seinen Führern in jenem weltgeschichtlichen Zeitpuncte als die wichtigsten und theuersten galten.

So entsteht Einheit unter diesen bunt wechselnden Stoffen, und eine Art von Gemeinschaft in der Schar dieser Dramen-

dichter, die durch Verschiedenheit der Sinnesweise wie durch das verschiedene Maß der Begabung doch oft so weit von einander getrennt erscheinen. Daß diese Einheit, dieser innere Zusammenhang merkbar werden, das gehört zu den Vorzügen der Baechtoldschen Darstellung. Ein nicht minder rühmenswerthes Verdienst erlangt sie dadurch, daß sie die einzelnen Persönlichkeiten, in ihrer Eigenart schärfer begrenzt, aus der Masse heraushebt. So beleben sich vor unsern Blicken Männer wie Niklaus Manuel, Johann Kolroß, Sixt Birk, Heinrich Bullinger, Hans von Rüte, denen sich dann Jakob Ruf, Jakob Funkelin, Jos Murer und noch manche andere nennenswerthe beigesellen. Um anzudeuten, was sie geleistet und was ihnen zu leisten versagt geblieben, läßt der Darsteller in fein und bedächtig ausgearbeiteten Inhaltsangaben die lange Reihe der Schauspiele selbst an uns vorüberziehen. Er weiß dabei seine Sprache so zu stimmen, daß in diesen prosaischen Auszügen der bezeichnende Grundton des einzelnen Dramas vernehmlich anklingt.

Dem Geschichtschreiber der schweizerischen Litteratur war es eine unabweisliche und treulich geübte Pflicht, alle Lebensformen jenes Dramas zu verzeichnen und es in allen seinen Lebensäußerungen mit eindringender Aufmerksamkeit zu beobachten. Die treibenden Kräfte, die hier so ungehemmt hervorgebrochen, erlahmen, sowie der Geist des siebzehnten Jahrhunderts sich in seiner traurigen Herrschaft befestigt hat. Auch von außen her wird ihnen Stillstand geboten.

Man vergaß oder hätte gern es in Vergessenheit gebracht, daß vordem die thätigen Pfleger des Dramas im großen Kampfe um die Reformation tapfer mitgefochten. Dem frommgläubigen Eifer gereichte nun die weltliche Schaulust zum bedenklichen Anstoß. Es erging über sie das Urtheil der Verwerfung. Man wähnte in einem Bühnenstücke nur eine Herabwürdigung alles Heiligen zu sehen. Von denen, die sich zu Vertheidigern des Heiligen berufen fühlten, ward den Verfassern und Darstellern dramatischer Spiele mit steigender Bitterkeit vorgerückt, ihr

Treiben könnte nur darauf abzielen, die Sinnlichkeit zu reizen und niedrige Leidenschaften anzufacher.

Diese bühnenfeindlichen Ansichten wurden 1624 verbreitet und bekräftigt durch eine Schrift, deren volle Bedeutung Baechtold ins richtige Licht gesetzt hat. Sie war das Werk Johann Jakob Breitingers (1575—1645), eines vielthätigen und auf das Wohl seiner Volksgenossen ernstlich bedachten Theologen, der damals seit elf Jahren seines Amtes als Vorsteher der Züricher Kirche gewaltet. J. C. Mörikofer hat uns schon früher ein Lebensbild dieses Mannes geliefert,[3]) in dem er zugleich ein belehrendes Zeitbild aufstellte, das uns freilich nicht mit hellen Farben entgegenleuchtet. Breitingers „Bedencken Von Comoedien oder Spilen" richten sich mit der ganzen Schärfe einer unerschrockenen Kanzelberedsamkeit gegen alles, was dem zornmuthigen Sitten- und Glaubenswächter als dramatischer Unfug erscheint. Auch von der Kanzel selbst herab schollen seine Mahn- und Weherufe. Das Elend der Zeit gab ihnen den furchtbaren Nachdruck. In der That, wer mochte an den derben, zuchtlosen Späßen, an den lustigen Gaukeleien der Bühne sich erheitern, da rings umher die deutsche Welt sich in endlosen Kriegsjammer versenkte? Trug man aber Gelüsten nach tragischen Greueln, so konnte die wilde Einbildungskraft des Poeten nichts so Gräßliches aussinnen, das die Entsetzlichkeiten, die sich auf der Trauerbühne des wirklichen Lebens an einander drängten, nicht weit überboten hätten.

In Völkern, die christlicher Gesittung huldigen, hat es der Schaubühne niemals an Widersachern gefehlt. Verschieden waren die Anlässe, die in verschiedenen Zeitaltern die Gegner aller dramatischen Schaustellungen zu offenem Kampfe riefen. Da indeß der Gegenstand des Kampfes immer derselbe blieb, so ward eigentlich auch immer mit denselben Waffen gefochten, freilich

---

[3]) J. J. Breitinger und Zürich. Ein Kulturbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Dr. J. C. Mörikofer. Leipzig, Hirzel, 1874.

ohne daß man einen wahrhaft versöhnenden Friedensschluß erzielte. Nur die Art der Waffenführung änderte sich. Bald war es die Religion, bald die höhere Sitte, bald auch nur die äußere Schicklichkeit, über deren angebliche Verletzung man schalt und klagte, und zu deren Schutze man in die Schranken trat. Gerade in dem Volke, das der Theaterlust am anhaltendsten gefröhnt, das Jahrhunderte hindurch an die Ausbildung der dramatischen Dichtkunst die edelsten Kräfte gesetzt, die Schauspielkunst am feinsten und vielseitigsten entwickelt und lange genug den übrigen Bühnen Europas Gesetze und Muster gegeben hat — gerade in Frankreich mußten Schauspiele und Schauspieler die häufigsten und heftigsten Befehdungen erdulden.

Häupter der Litteratur, Träger großer Namen stehen in den ersten Reihen der Angreifer und Verächter. In dem Jahrhundert, dem der ehrenwerthe Züricher Theologe angehört, entwarf Pierre Nicole, der erfolgreichste Verbreiter jansenistischer Moral, eine gründliche Schilderung der Gefahren, denen die Sittlichkeit eines jeden preisgegeben wird, der sich zur Theilnahme am Treiben der Bühne verleiten läßt. Im Jahre 1667 erschien ein Traktat gegen die Schauspiele, den der kurz zuvor verstorbene Prinz von Conti, der Bruder des großen Condé, hinterlassen. Nach den schmählichen Wirrnissen seiner Jugend hatte sich der fürstliche Autor zur äußersten Frömmigkeit bekehrt. So that er auch Buße für die übermäßige Liebhaberei, mit der sein Geist, oder vielmehr seine Sinne ehedem am Theater gehangen: gestützt auf die kirchliche Ueberlieferung und das Ansehen der heiligen Väter, verwarf er nun rücksichtslos die dramatische Dichtung sammt allem ihrem Zubehör.[4]) Selbst den bewunderten Tragödien Corneilles wird nachgesagt, daß sie gegen die Grundsatzungen des Christenthums sich schwer vergehen, weil sie

[4]) Vom Traité de la Comédie et des Spectacles hat Karl Vollmöller einen dankenswerthen, mit belehrender Einleitung versehenen Abdruck geliefert (Heilbronn 1881). Ueber die Bekehrung Contis sagt das Richtige Sainte-Beuve, Port-Royal 5,27 fg.

die Leidenschaften, die in ewiges Verderben führen, dem leicht bethörten Menschenherzen annehmlich machen, indem sie ihnen eine Größe und Würde leihen, die nur der wahren Tugend zukommen.

Gegen Ende des Jahrhunderts vermaß sich der Theatinerpater Caffaro, die verpönte Comödie, als etwas Unsträfliches, in seinen geistlichen Schutz zu nehmen. Er mußte freilich zugestehen, daß die Kirchenväter, daß vor allen Schriftsteller wie Tertullian und der heilige Cyprianus auf die Theater, als auf die Heimathstätten aller Laster und Ausschweifungen, mit leidenschaftlichem Abschen hingeblickt; aber, meinte er gutmüthig, die französische Bühne seiner Zeit habe sich so weit gesäubert, daß der Christ sie wohl nicht mehr durchaus zu meiden brauche. Er zeigt, daß Scholastiker und Casuisten keineswegs einhellig und unbedingt das Schauspiel verurtheilen: ja, er sucht darzuthun, daß der heilige Thomas und, schon lange vor diesem, der heilige Augustinus solche Ergetzlichkeiten, wie die Bühne sie etwa bieten mag, den Gläubigen zur Erholung des Geistes sogar anempfohlen haben.

Die gutgemeinte Vertheidigung ward dem Theatiner übel vermerkt. Alle, die an der Strenge der kirchlichen Anschauung festhielten, standen entrüstet gegen ihn auf. Der letzte der Kirchenväter, Bossuet[5]), fuhr auf ihn los mit dem Donner seines Wortes. In einem umfangreichen Schreiben, das als vertrauliche Aeußerung gelten sollte, wandte er sich unmittelbar an den Schuldigen selbst und schmetterte ihn unnachsichtig zu Boden. Unverweilt entschloß der Arme sich zu demüthiger Abbitte und zum Widerruf; er betheuerte zugleich, er habe niemals ein Stück von Molière, Racine oder Corneille, wenigstens nicht ein einziges

---

[5]) So ward er von La Bruyère bezeichnet, als dieser am 15. Juni 1693 seine Antrittsrede in der Akademie hielt — un défenseur de la religion, une lumière de l'Église, parlons d'avance le langage de la postérité, un Père de l'Église. — Oeuvres de La Bruyère — éd. Servois 2,463 (Paris, Hachette 1865).

vollständig, gelesen. Aber vorwärts getrieben von seinem kirchenväterlichen Eifer, wollte Bossuet für das verletzte Ansehen der Kirche, für die beleidigte Ehre der heiligen Väter auch öffentlich vor aller Welt mit der ganzen Kraft seines Geistes eintreten. Den Brief an den Pater erweiterte er zu einem Manifeste, das allen christlichen Gemüthern die unverfälschten Grundsätze der Kirche auf das nachdrücklichste einschärfen sollte.[6]) Er verschmäht jegliche Milderung dieser Grundsätze. Gerade ein Zeitraum von siebzig Jahren liegt zwischen Breitingers oben erwähnten „Bedencken von Comödien“ und den „Maximen und Reflexionen“ des Bischofs von Meaux (1624—1694). Beide Schriften, obgleich so ganz und gar verschiedenen Bildungskreisen entstammend, sind dennoch Ausgeburten derselben Sinnesweise. Wie ein Kirchenlehrer der frühen christlichen Jahrhunderte auf das zuchtlose Schauspiel, auf den jeder Scham überhobenen Mimus seinen gerechten Grimm herniederschüttet, so, mit ähnlichen Worten glühender Empörung, will der große Zeitgenoß Corneilles, Molières, Quinaults, Racines jeden brandmarken, der den diabolischen Verlockungen der Bühne unterliegt. Welche Mutter, ruft er aus, möchte ihre Tochter nicht lieber im Grabe als auf den Bretern sehen![7]) Aus allen Verdunklungen und sophistischen Umdeutungen will er die echte Lehre der Kirche, der gesamten Kirchenväter ans Licht heben, damit sie in ursprünglicher Lauterkeit den Gläubigen leuchte, die vom Heilswege nicht abirren dürfen.

---

[6]) Die drei anziehenden Actenstücke — Bossuets Brief vom 9. Mai 1694, des Theatiners demüthige Abbitte vom 11. Mai, die Maximes et Réflexions sur la Comédie — findet man beisammen im achten Bande der Oeuvres complètes, p. 73—106. Ich citiere Bossuet nach der Gesamtausgabe, die, auf der Grundlage der älteren Versailler Edition, von den Priestern der Immaculée Conception de Saint-Dizier in zwölf Quartanten bearbeitet worden, Nancy 1862—63. Die Maximes et Réflexions nebst den sie betreffenden Actenstücken besitzen wir in einer vorzüglichen Sonderausgabe von A. Gazier (Paris, Eugène Belin) 1881.

[7]) Quelle mère, je ne dis pas chrétienne, mais tant soit peu honnête, n'aimerait pas mieux voir sa fille dans le tombeau que sur le théâtre? 8,86. Schon der Brief an Caffaro enthielt dieselben Worte

Neben die Meister der christlichen Lehre stellt er den schöpferischen Meister der vorchristlichen Philosophie, der in seinem „Staate" die Dichter, und unter ihnen auch die dramatischen, nicht eben glimpflich behandelt habe. Und doch, meint Bossuet, müßten wir zu unserer Beschämung eingestehen, daß die Tragödien, die ein Platon vor Augen gehabt, die Sinnlichkeit viel weniger aufreizten, den Leidenschaften in weit geringerem Maße schmeichelten, als die Trauerspiele, die auf neueren Bühnen bewundert werden. Allerdings habe schon Platons Schüler, Aristoteles, obwohl er dem Aug' und Ohr der Jugend Unwürdiges und Unedles fern halten wollte, sich zu einer größeren Fügsamkeit bequemt; er habe der Tragödie sogar die Wirkung zugeschrieben, die Leidenschaften, und insbesondere die des Mitleids und der Furcht, zu reinigen; niemand aber sei bisher im Stande gewesen, zu ergründen, wie diese geheimnißvolle Reinigung sich vollziehe und was sie eigentlich bezwecke.[8]) Ueberhaupt bleibe der Wunsch nach Läuterung und sittlicher Erhebung des Schauspiels unerfüllbar für immer.

8,76. Auch dem milden Massillon ist die Bühne mit allen ihren Anhängseln Satanswerk. Man lese nur die noch jetzt höchst anziehende Rede Sur le petit nombre des élus. Er weist gleichfalls mit besonderem Nachdruck hin auf die débauche publique des créatures infortunées qui montent sur le théâtre, auf die scènes impures ou passionnées qu'elles débitent. Alle, die zum Stande der Schauspieler zählen, sind ihm gens infâmes, même selon les lois des hommes. Oeuvres de Massillon 1,309 (éd. Didot 1870.) Vgl. Hurel, les orateurs sacrés à la cour de Louis XIV (Paris 1872) 2,224.

[8]) 8,92, une manière, qu'il n'explique pas, de purifier les passions en les excitant (du moins la pitié et la crainte) — und gleich im folgenden Absatze: „Mais laissons, si l'on veut, à Aristote cette manière mysérieuse de les purifier, dont ni lui ni ses interprètes n'ontt su encore donner de bonnes raisons." — Ich weiß nicht, ob man bei den neueren Streitigkeiten über die Katharsis Rücksicht genommen auf diese Aeußerung des französischen Kirchenvaters, der dem Alterthum wahrlich nicht als Fremdling gegenüberstand. Er sagt richtig crainte, und nicht terreur. So hatte schon vor ihm Corneille das Wort *φόβος* richtig gefaßt. Dafür zeugt der Anfang des zweiten seiner drei großen Discours (Oeuvres éd. Marty-Laveaux 1,52); dafür zeugt, wo möglich

Sinnreich verfährt Bossuet, um den Sätzen des heiligen Thomas, die von den Schutzrednern der Bühne zu deren Gunsten mißdeutet worden, ihren wahren, den kirchlichen Geboten entsprechenden Inhalt zurück zu erstatten. Nicht minder sinnreich weiß er in Lullis Musik, in den dramatischen Gedichten Corneilles, Quinaults, Racines Quellen sittlicher Verderbniß zu entdecken. Die Erinnerung an den vor etwa zwanzig Jahren so plötzlich hinweggerafften Molière stimmt ihn zu einem ergreifenden Zornesausbruch gegen den Dichter-Komödianten, der wohl das Lächerliche zu verspotten, niemals aber das Laster anzugreifen gewagt.

Die Abhandlung Bossuets gehört unter die Meisterstücke seiner herrischen, keines Einwands achtenden Beredsamkeit. Sie zeigt ihn als gründlichen Kenner menschlicher Schwachheiten, der am Hofe Ludwigs des Vierzehnten, in der gebildetsten Gesellschaft Frankreichs einen ergiebigen Boden für seine Studien gefunden. Seine Worte sind wie von Siegesbewußtsein getragen. Und in der That, wie sollte seine Beredsamkeit nicht siegreich bleiben? Durch die Mauern der Glaubensfestung, hinter denen er sich verschanzt hat, dringt kein Angriff, der ihn treffen könnte.

Nach mehr als sechzig Jahren folgte in Bekämpfung des

---

noch bestimmter, sein Schreiben an den Abbé de Pure vom 25. August 1660, das einen Bericht über die Entstehung jener drei Abhandlungen enthält: „Dans la seconde, je traite des conditions du sujet de la belle tragédie; de quelle qualité doivent être les incidents qui la composent, et les personnes qu'on y introduit, afin d'exciter la pitié et la crainte; comment se fait la purgation des passions par cette pitié et cette crainte —“ (Oeuvres 10,486). Hier sei noch erinnert an die unterhaltende Studie von Jules Lemaitre: Corneille et la Poétique d'Aristote (Paris 1888) p. 34. — Bei Rousseau, in dem gleich zu erwähnenden Briefe an D'Alembert über die Schauspiele, herrscht schon die terreur. Er sagt auf S. 30 des ersten Druckes jener Schrift (Amsterdam 1758): J'entens dire que la Tragédie mène à la pitié par la terreur — er fragt dann ganz richtig: mais quelle est cette pitié?

Schauspiels dem ruhmvollen Haupte der gallikanischen Kirche der Bürger von Genf. Der nie völlig gedämpfte Streit sollte von Neuem heftig aufflammen in einem Zeitalter, das sich von Voltaire beherrschen und von den Encyclopädisten belehren ließ. Im siebenten Bande der Encyclopädie hatte D'Alembert die Stadt Calvins mit einem wohlwollenden Artikel bedacht. Unter fortwährenden Seitenblicken auf das große Frankreich pries er das Glück, das der kleine Staat genoß und verdiente. Doch er beklagt zugleich, daß man dort kein Theater dulden wolle. Er ertheilt den Genfern Rath, wie sie durch Begründung einer solchen Anstalt ihr gesellschaftliches Leben verfeinern und die Ausbildung ihrer Sitten befördern könnten. Gegen diesen verderblichen Rathschlag erhob sich Rousseau. Er will seiner Geburtsstadt seine Treue bewähren, indem er sich dem ihr angedrohten Unheil widersetzt. Schon hatte er das Band zerrissen, das ihn an die Encyclopädisten geknüpft. Sein Brief an D'Alembert, der im ersten Druck (1758) nicht weniger als 264 Seiten umfaßt, ward, gleich seinen vorangegangenen Abhandlungen, zu einem Fehdebrief an die vornehme, bildungsstolze Gesellschaft seines Jahrhunderts. Rousseau zergliedert die bewunderten Meisterwerke der französischen Bühne, um den Wahn zu zerstören, als könne aus ihnen die menschliche Natur irgend einen Antrieb zu ihrer sittlichen Veredlung empfangen; er prüft die Eindrücke, die der tragische oder komische Vorgang in dem Zuschauer erzeugt; er findet diese nur geeignet, eine dem strengeren Sittlichkeitsbegriffe entfremdete Menschheit in den Abgrund der Selbstsucht noch tiefer hinunterzulocken, oder ein thatloses Schwelgen in entnervender Empfindsamkeit zu begünstigen. Was seinen Gründen an zwingender Kraft gebricht, ersetzt er durch die herzgewinnende Kraft seiner Rede, durch die bestechende Anmuth eines Witzes, der ihm nicht immer so willig wie hier zu Gebote steht. Dreißig Jahre vor der Revolution zeigt er der französischen Gesellschaft mahnend ihr eigenes Abbild, das sie auf der Bühne stets wiederfinden will.

Er gestattet sich Abschweifungen aller Art[9]) und verschont dabei weder Verkehrtheiten noch Mißbräuche, die von der damals geltenden Gesellschaftsordnung unzertrennlich scheinen. Auf dem Standorte, den er sich gewählt, bleibt er eigentlich so unangreifbar wie Bossuet auf dem seinigen. Und wie häufig berühren sie sich in Worten und Gedanken, der großartige Sophist, der sich die Miene giebt, alle Vortheile der Kultur für das Glück eines erträumten Naturzustandes eintauschen zu wollen, und der kunstgewaltige Priester, der den erschlafften Zöglingen einer einseitigen Bildung die ewigen Wahrheiten der christlichen Lehre mit schreckendem Ernst entgegenhält! Aber sind es denn wirklich bloß Künste der Sophistik, mit denen hier der hochtönende Prediger des Naturevangeliums Herz und Sinn seiner Leser berückt? — Sind wir ans Ende dieses langen, aber niemals zu gedehnten Briefes gekommen, so stimmen wir wohl den Worten bei, mit denen der jugendliche Lessing einst die erste der Preis- und Streitreden Rousseaus begrüßt hatte: „Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wann er zu weit geht."

Weiter als Bossuet und Rousseau konnte man nicht gehen. Aber noch in unserem Jahrhundert schlug man mehrfach die Richtungen ein, in denen jene beiden sich vorwärts bewegt hatten.

Wenige Wochen, ehe Napoleon von Elba zurückkehren

---

[9]) Die Ausführungen über das Duell (von S. 119 des ersten Druckes an) wird man noch jetzt nicht ohne innere Bewegung lesen. — In einer Anmerkung über die auch von Lessing geschätzte Cénie der Frau von Graffigny (S. 78) findet sich der Satz, der die läppische Streitfrage über das größere oder geringere Maß der den Frauen vergönnten geistigen Begabung ein für allemal niederschlagen müßte: ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes. — Ich nenne jene Streitfrage läppisch, indem ich bedenke, wie sie gewöhnlich aufgeworfen und wie sie gewöhnlich beantwortet wird. Vgl. Lessings Dramaturgie St. 53. (Lachmann 7,238).

sollte, ward die Pariser Menge bis zu blinder Zerstörungswuth aufgereizt, als der Pfarrer von Saint-Roch, sich auf das anerkannte kirchliche Recht stützend, der Leiche der einst berühmten Schauspielerin Raucourt die dringend verlangte Einsegnung beharrlich verweigerte. Die Erinnerung an diesen widerlichen Auftritt hat sich in der Litteratur erhalten: denn ihm verdanken wir das anziehende Schriftchen, in dem Chateaubriand sein behutsames Urtheil „über die Excommunication der Schauspieler" abgiebt.[10] Der edle Fürsprecher des Christenthums, der aber nie vergaß, welchem Jahrhunderte er angehörte, mußte einige Mühe aufwenden, um die wechselnden Ansichten und Gesinnungen der verschiedenen Zeitalter mit den ewig unwandelbaren Satzungen der katholischen Kirche in Einklang zu bringen.

Spätere Wortführer streng kirchlicher Gläubigkeit sehen wir wieder zu derberen, rücksichtsloseren Angriffen gegen das Theater vorschreiten. Gerade um die Mitte des Jahrhunderts da Frankreich dem zweiten Kaiserreich verfallen war, entlud sich von neuem der theologische Groll gegen die Bühne. Folgerichtig hätte man von dem Staate, der sich einen katholischen nannte, verlangen müssen, er sollte die Schauspielhäuser vom Boden Frankreichs hinwegbannen.

Um solchen Ansturm abzuwehren, traten auch damals aus den Reihen eines weltlicher gearteten Schriftstellergeschlechts

---

[10]) Der Tumult in der Kirche Saint-Roch hatte am 17. Januar 1815 stattgefunden. Im Februar schrieb Chateaubriand „De l'excommunication des comédiens". Er theilte den Aufsatz wieder mit in dem ersten Abschnitte seiner Mélanges de Politique, Paris 1816, p. 279—94. Jetzt steht das Schriftchen im elften Bande der Oeuvres complètes (Furne, Jouvet et Cie.) p. 168—75. — Die meisten Geschichtschreiber der Restauration erwähnen jenes kirchenschänderische Gebaren der Masse; sie erblicken darin ein Anzeichen der herrschenden Mißstimmung gegen das bourbonische Regiment. Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire 19,10. — Vaulabelle, Histoire des deux Restaurations, 2,140. — Duvergier de Hauranne, Histoire du Gouvernement Parlementaire en France 2,368. — Vgl. auch Villemain, La Tribune moderne 1,202.

manche Lobredner der Bühne hervor. Bemerkenswerth unter diesen bleibt noch immer Hippolyte Rigault, ein Mann von feingestimmtem Geiste, der seine Kräfte im ununterbrochenen Dienste der Litteratur allzu frühzeitig aufzehrte. Im März 1853 ließ er seine Abhandlung Question des spectacles erscheinen, die dann nach seinem Tode in den vierten Band seiner sämmtlichen Werke übergegangen ist (Oeuvres complètes de H. Rigault, Paris 1859, 4,82—107). Geschickt reiht er hier alles aneinander, wodurch die Bühne, als eine immerhin nutzbare Anstalt, sich auch denen empfehlen kann, die eine Verletzung der christlichen Moral weder sich selbst leichtfertig gestatten noch ihren Nebenmenschen erlauben wollen. Doch durch Erörterungen dieser Art ließen sich die entschlossenen Widersacher des Dramas nicht beschwichtigen. Der Gegensatz zwischen Theater und Altar, zwischen Bühnenspiel und strenger Sittlichkeit ward immer schärfer, immer gehässiger betont. Bis zu lärmender Wuth aber steigerte sich die Kampfesstimmung in dem Buche über Molière und Bourdaloue, das Louis Veuillot 1877 allen Freunden der Bühne, allen Förderern des Schauspiels entgegenschleuderte.

So überdauert dieser Widerstreit die Wandlungen der Zeiten. Immer aufs neue regt er sich im republikanischen nicht minder als im königlichen und kaiserlichen Frankreich.[11])

---

[11]) Der Graf Joseph de Maistre gönnt der Bühne und ihren Künstlern nur im Vorbeigehen einen Blick der Mißachtung; er begleitet sie mit einem Fingerzeig auf die herabgewürdigte Gesellschaft, die solchen Künstlern eine höhere Bedeutung beilegt. Je ne finirais pas, si je voulais accumuler les autorités de tout genre qui ont flétri dans tous les siècles et le théâtre et les hommes qui s'y dévouaient. Je me borne à observer que l'importance accordée à cette classe d'hommes, au théâtre en général, mais surtout au théâtre lyrique, est une mesure infaillible de la dégradation morale des nations. Ce thermomètre n'a jamais trompé. — Diese Sätze stehen in einer der Noten, die der Graf seiner Bearbeitung der Plutarchischen Schrift De sera numinis vindicta (Sur les délais de la justice divine) beigegeben hat. Oeuvres complètes (Lyon 1884) 5,457. — Eine rasche Uebersicht über den äußeren Gang des

Und so oft er stark und laut hervorbricht, immer sind es die Worte Bossuets, die Worte Rousseaus, die vernehmlich nachklingen, oder gar noch in verschärfter Betonung, mit gesteigerter Feindseligkeit wiederholt werden. —

Hat uns aber der Reiz der geschichtlichen Betrachtung, der wir uns hier überließen, von der Person des ehrenfesten Züricher Kirchenvorstehers nicht allzu weit hinweggelockt? — Gewiß nicht! Bei den flüchtigen Andeutungen, die allein hier gestattet waren, behielten wir ihn vielmehr beständig im Auge. Gleichsam ihm zu lieb eröffneten wir uns diese weitere Umschau. Sie sollte uns belehren über den ganzen Ernst jenes nie abzuschließenden Kampfes, in den, lange nachdem der schweizerische Gottesgelehrte ihn wieder aufgenommen, so manche kraftvolle Geister mit immer frischer Streitlust eingriffen. Wir wollten auch in diesem Falle uns des höheren Vortheils versichern, der aus der geschichtlichen Anschauung uns erwächst, sobald sie einen größeren Kreis von verwandten Zuständen und Personen umspannt. Denn aus ihr gewinnen wir ein deutlicheres Verständniß für das Wesen der einzelnen Erscheinung, eben weil diese aus ihrer Vereinzelung herausgehoben und mit ähnlichen Vorgängen und Thatsachen, die sich bei andern Völkern, in früherer oder späterer Zeit, beobachten lassen, in eine naturgemäße

---

Kampfes zwischen Theater und Kirche gewährt W. E. H. Lecky in der History of the rise and influence of the spirit of rationalism in Europe 2,300—325. — Einige Ergänzungen dazu von französischer Seite liefert Saint-Marc Girardin, Jean-Jacques Rousseau, sa vie et ses ouvrages (Paris 1875) 2,7—61. Beide, der Franzose wie der Engländer, haben den richtigen Blick für die geschichtliche Bedeutung dieses Kampfes. G. Lanson in seinem Buche über Bossuet (Paris 1891) S. 433—41 mag beweisen, wie einsichtig in dem Kreise der jetzigen Litterarhistoriker Frankreichs das Verhalten des großen Prälaten gegen Schauspiel und Schauspieler beurtheilt wird. (Mehr als anderthalb Jahre, nachdem ich die obigen Betrachtungen aufgezeichnet, fand ich in den Études d'histoire et de critique dramatiques von Gustave Larroumet, Paris, Hachette 1892, die beiden feinsinnigen Aufsätze: Le théâtre et la morale und Les comédiens et les moeurs, p. 201—293. — Sie entstanden auf Anlaß des Buches von Maugras Les comédiens hors la loi, Paris, Lévy 1887.)

Verknüpfung gebracht wird. Das Einzelne hört dann auf, uns zu befremden oder gar abzustoßen.

So werden wir denn gelassener dem redlichen und rüstigen Breitinger zuhören, wenn er die Jünger und Diener der dramatischen Muse mit unglimpflichen Worten überhäuft. Wir erkennen ja deutlich, daß aus den Mahn- und Drohreden, mit denen er das Gewissen seiner Schweizer aufzurütteln sucht, nichts anderes hervortönt, als was vor ihm so mancher geweihte Mund gepredigt hatte, was nach ihm hochberedte Vertheidiger der Religion und Sitte in der gebildetsten Umgangssprache Europas aber und abermals verkündigen sollten. Die Jesuiten betrieben ernstlich die Pflege des Dramas: mit geschmeidigem Sinn und oft mit geschickter Hand wußten sie es als wirksames Unterhaltungs- und Unterrichtsmittel für ihre Zwecke tauglich zu machen. Um so heftiger entbrennt der Eifer des strenggläubigen reformierten Zürichers gegen „des Teufels Pracht und Anreizung, gegen die pompas Diaboli, denen der Christ ja schon im Taufgelöbniß entsage. Allerdings seien unter den Förderern der Reformation einige theure Gottesmänner, wie Bullinger, Gwalther, Bucer, dem Schauspiele nicht abhold gewesen; aber manche von ihnen hätten sich doch im höheren Lebensalter zu einer strengeren Sinnesart bekannt. Keineswegs dürfe man sich durch ihr Beispiel verleiten lassen, da ja die Beweise von den erschrecklichen Folgen und Nachwirkungen des theatralischen Treibens so unverkennbar vor aller Augen daliegen. Solche unzweideutige Beweise gewahrt Breitinger in mancherlei Begebnissen, über die er grauenerregenden Bericht erstattet. Da war es vorgekommen, daß die drei oder vier Teufel, die vorschriftsmäßig in einer Komödie auftreten sollten, sich auf unbegreifliche und unheimliche Weise vermehrten. Manchmal geschah es auch, daß während der Aufführung grausam tobende Unwetter entstanden. Ferner hat man beobachtet, daß die Unseligen, denen die Rollen der Lasterhaften zugetheilt waren, hernach im Leben diesen auf der Bühne dargestellten Lastern dauernd fröhnten. Ja, noch zuletzt in Zürich

hatte die Studenten, die sich zum Komödienspiel zusammengethan, ein grauses Verhängniß getroffen: die einen, die sich während der anstrengenden Proben einen stärkenden Schluck zu verstatten pflegten, hingen auch später diesem Brauche nur allzu treulich an und blieben demzufolge vom Schul- und Kirchendienste ausgeschlossen; die andern hingegen wurden ihren Mitmenschen dadurch zur Plage, daß sie die Reden, die sie einst im Schauspiel vorgetragen, auch ferner bei jedem Anlasse, besonders aber wenn der Wein ihnen das Gemüth erhitzt hatte, wieder von sich geben mußten.

Haben die Heiden, ihren vermeintlichen Göttern zu Ehren, Spiele veranstaltet, so dürfen, nach Breitingers Ueberzeugung, die Verehrer des wahren Gottes ihnen hierin nicht nachahmen. Sie müssen vielmehr von allen irdischen Schaugerüsten Aug' und Sinn abkehren, um jener herrlichsten aller Komödien zu harren, die einst „in dem himmelischen Amphitheater" zur Aufführung gelangen und durch die wahrhaftige Gegenwart der Auserwählten, der Frommen, der gottseligen Martyrer verherrlicht sein wird.

Hätten die großen Franzosen, die mit ihrer vornehmen Beredsamkeit das Theater angriffen, in Breitinger nicht einen sinnesverwandten Vorgänger begrüßen können? Seine Ausdrucksweise freilich erinnert mehr an die eifernden Engländer, die von den Zeiten Elisabeths bis in die Tage Wilhelms des Dritten die Bühne samt allen Angehörigen der Bühne mit schmähenden Anklagen leidenschaftlich verfolgten. Ganz schicklich könnte man ihn einem Stephan Gosson an die Seite stellen, der im Jahre 1579, wie mit scharf gellender Stimme, alles Theaterspiel verketzert hatte. Auch Jeremy Collier dürfte man zur Vergleichung herbeiziehen, der mehr als hundert Jahre später allen Sündenunfug der von Dryden und seinen Zeitgenossen entwürdigten Bühne in einer höchst eindrucksvollen Schilderung zusammenfassend vorführt![12]) Als der eidverweigernde jakobitische

---

[12]) The School of Abuse — By Stephan Gosson. — In den English Reprints von Edward Arber findet man einen sauberen Abdruck;

Geistliche die faulen Schäden der englischen Bühne bloß legte, hatte Bossuet vier Jahre zuvor an der französischen sein geistliches Richteramt ausgeübt. Collier beschäftigt sich mehr mit der Entartung der Dichter, als mit dem sittenwidrigen Treiben der Darsteller. Eine reinigende Kraft ist von seinem Buche ausgegangen. Wir mögen es jetzt benutzen als eine Sammlung lehrreicher Actenstücke zur Sittengeschichte der englischen Schauspieldichtung; Breitingers Schrift bleibt uns beachtenswerth als sprechendes Zeichen einer sich verdüsternden Zeit, der alle unbefangene Lebensfreude zu entschwinden droht.

Ein Blick auf diese Zeitverhältnisse läßt uns begreifen, warum Lust und Kraft zur weiteren Ausbildung der dramatischen Form erschlaffen mußten. Sonst könnte man sich geneigt fühlen, den kräftigen Sprüchlein Breitingers die Wirkung eines Exorcismus zuzutrauen. So gründlich ward der Theaterteufel ausgetrieben.

Später hat sich dieser vielverleumdete Dämon wohl in die Schweiz wieder zurückgefunden. Aber so herrschkräftig, wie einst im sechzehnten Jahrhundert, hat er dort niemals wieder gewaltet. Mit handwerksmäßiger Betriebsamkeit brachte man seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Schauspiele in erschreckender Anzahl zu Stande. Vom Frühling bis zum Herbst des einen Jahres 1764 ließ Bodmer sieben Dramen aus seiner Federspule hervorrinnen.[13]) Kein Strahl echten dichterischen Lebens drang in den Haufen dieser ungefügen Erzeugnisse. Auch

London 1868. — A short View of the Immorality, and Profaneness of the English Stage, Together with the Sense of Antiquity upon this Argument, By Jeremy Collier, M. A. London 1698. — Wer dies wichtige Buch wirklich kennt, findet die Lobsprüche, die es von Macaulay empfängt, gewiß nicht übertrieben. Essays 3,262 (London, Longmans, Green, and Co. 1885).

[13]) „Bodmer hat in völliger Verblendung und unbekümmert um das Gespött der Welt etwa fünfzig sogenannte Schauspiele hingesudelt. Die produktivste Zeit ist das Jahrzehnt von 1759—1769. Die Monate April bis Oktober 1764 allein weisen sieben Dramen auf." Baechtold, S. 636.

hernach, als für die Litteratur der Schweiz abermals die Zeit eines frischen, herrlichen Gedeihens angebrochen war, hat die Arbeit im dramatischen Fache nicht gestockt. Dem Forscher jedoch drängt die Frage sich auf, die wohl eine sorgfältige Erörterung verdiente, — die Frage nämlich, warum bisher in der Schweiz das Drama nicht erstanden, das an Lebensgehalt und künstlerischem Werthe den Schöpfungen gleichkäme, die in den weiten Bereichen der Erzählungskunst, die auch in den Kreisen der Lyrik sich unserer Bewunderung darbieten. —

Obschon Baechtold in der Schilderung des sechzehnten Jahrhunderts dem Drama den gebührenden Vorrang einräumt und es in allen seinen Abzweigungen sich vor uns ausbreiten läßt, so gewährt er doch den übrigen bedeutsamen Erscheinungen der Zeit gleichfalls ihr unverkürztes Recht. Eine große fesselnde Gestalt wie Ulrich Zwingli kann hier freilich nur im Umriß gezeigt werden. Dennoch muß der Blick auf ihr theilnahmsvoll ruhen. Gern erinnert die Litteraturgeschichte daran, daß der Reformator in früherer und späterer Lebenszeit der vaterländischen Dichtung seinen Zoll abgetragen hat. In zwei geschickt behandelten Allegorieen, dem „Labyrinth“ [14]) und dem „Fabelgedicht vom Ochsen“, führt er seinen Landsleuten zu Gemüthe, wie sie die Gefahren bestehen und abwehren müssen, mit denen sie von den großen Staaten bedroht werden. Indem er schildert, wie

[14]) In den Literarischen Denkmalen (Zürich 1779), die trotz der Angabe „von verschiedenen Verfassern“ von Bodmer allein herrühren, steht S. 190—195 eine prosaische Umschreibung des Labyrinths. (Vgl. Baechtold in den Anmerkungen S. 127 und 202.) In einem kurzen Nachworte äußert Bodmer: „Der Verfasser ist Ulrich Zwingli, er schrieb dieses allegorische Gedicht in einer satyrischen Laune, und man entdeckt den Geist, der seinen christlichen Verstand mit der Litteratur speisete.“ — Von dem Spruch an den schwäbischen Bund 1530 sagt Baechtold mit gegründeter Vorsicht, er werde dem Zwingli zugeschrieben. Liliencron durfte ihn freilich aus seiner großartigen Sammlung der historischen Volkslieder nicht hinausweisen (4,20). Sollten aber die farblosen Reime wirklich dem Reformator angehören? Die Urheberschaft ist wenigstens nicht so sicher bezeugt, daß man jeden Zweifel aufgeben müßte.

diese das Schweizervolk bald schrecken, bald an sich locken wollen, läßt er deutlich merken, wie klug und ernst er das irdische Wohl seiner Heimath bedenkt. Als reinen Ausfluß seines männlich-christlichen Sinnes schätzen wir das dreitheilige Gebet, das er (1519) sich selbst zu Trost und Erhebung dichtete, „als er mit Pestilenz angegriffen ward" und sich dankbar der Genesung freute. Heiteres Gottvertrauen spricht aus dem Kappelerliede, das (1529) im Lager entstand, da er, in der Eigenschaft eines „tapfern christlichen Prädikanten", die Hellebarte auf der Schulter, ausgezogen war mit dem Heere der Seinen, um für evangelische Freiheit und die Selbständigkeit des Vaterlandes zu streiten wider die katholischen fünf Orte.

Daß er zum Kriege sich ins Feld begab, daß er hernach am Tage der blutigen Entscheidung (11. Oktober 1531) das Züricher Banner in Ausübung seines Predigtamtes abermals begleitete und dann auf dem Schlachtfelde der Tod ihn traf — das allein genügt, um scharf den Gegensatz zu bezeichnen, der zwischen dem Stifter des reformierten Bekenntnisses und dem deutschen Reformator obwaltet und ein einträchtiges Zusammenwirken beider Männer unter allen Umständen vereitelt hätte.[15])

Denen, die seiner Lehre folgten, erwies sich Meister Ulrich als Berather und Leiter in Krieg und Frieden. Er ließ sich nicht daran genügen, den Glauben zu läutern, das kirchliche

---

[15]) Der Unterschied zwischen den Naturen Luthers und Zwinglis ist selten so scharfsichtig erkannt und so überzeugend dargelegt worden, wie von K. B. Hundeshagen in seinem Aufsatze: „Das Reformationswerk Ulrich Zwinglis oder die Theokratie in Zürich." Dieser Aufsatz bildet einen bedeutenden Bestandtheil der „Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus" (Wiesbaden 1864) S. 127—297. — Ueber die Richtung, die Zwingli sowohl in den Studien seiner frühesten Zeit, wie in seiner ganzen damaligen Geistesentwickelung eingehalten, belehrt die Abhandlung von J. M. Usteri: „Initia Zwinglii. Beiträge zur Geschichte der Studien und der Geistesentwickelung Zwinglis in der Zeit vor Beginn der reformatorischen Thätigkeit." Theologische Studien und Kritiken 1885, S. 607—72. 1886, S. 95—159.

Leben zu ursprünglicher Einfachheit zurückzuführen und, so weit der Einfluß seines Geistes und seiner Rede sich erstreckte, dem Worte der christlichen Wahrheit freie Bahn zu schaffen. Noch auf andere Ziele war sein Thun gerichtet. Seine Gedanken und Plane umfaßten das ganze Gemeinwesen der Schweiz. Auf der Grundlage neuer Ordnungen sollte dort das gesamte Leben in Staat und Gesellschaft eine heilsame Umgestaltung, eine veredelnde Umbildung erfahren. Er fühlte den Beruf, in die weltlichen Händel, die er mit klarem Urtheil überblickte, mit der Sicherheit des Staatsmanns einzugreifen. Er wollte den in Europa vorherrschenden Mächten gegenüber die Selbständigkeit seines Vaterlandes sichern, damit es in Selbstvertrauen und gerechtem Stolze jede entwürdigende Anlehnung an das Ausland verschmähte und in der eigenen Kraft die stets zuverlässige Stütze fände. Sollten Bestrebungen dieser Art mit ersehntem Gelingen gekrönt werden, so durfte er der irdischen Waffen nicht entrathen. Wie er den Plan für eine neue Gestaltung von Kirche und Staat entwarf, so fühlte er sich auch verpflichtet, Kriegsplane zu entwerfen. In beiden Fällen blieb er sich selbst und seiner Lebensaufgabe treu; in beiden Fällen handelte er als Diener seines Heilands, dem er auf Schweizerboden ein Reich evangelischer Freiheit begründen wollte.

Wie könnte man hingegen sich denken, daß Luther nach Ausübung weltlicher Herrschaft getrachtet, daß er den Fürsten und Herren in ihr Amt gegriffen und so Göttliches und Weltliches in einander gemischt hätte! Durch die allumfassende Wirkung seiner Thaten ward das Staats- und Gesellschaftsleben mit Nothwendigkeit in neueröffnete Bahnen gelenkt. Seiner Natur jedoch war es durchaus zuwider, selbst an der Festsetzung neuer Staatsordnungen zu arbeiten. Noch weniger könnte man den Gedanken fassen, daß er zum Schutze des Evangeliums Krieg begonnen oder anempfohlen, daß er selbst Kriegsberathungen gepflogen oder gar kriegerische Rüstung angelegt habe, um in die Schlacht zu ziehen.[16]) Lächeln wir doch schon unwillkürlich,

[16]) In dieser Zeit zumeist sollte man an Rankes Ausspruch mahnen,

wenn wir uns vorstellen, wie er im Bereiche der Wartburg als ritterlicher Junker Georg, mit dem Schwert umgürtet, einherging! Denn diesem gewaltigsten und tapfersten Deutschen, der eine Welt zum Kampfe wider sich aufrief, ihm war das Wort die einzig gemäße und die vollkommen ausreichende Waffe. Der Heldensinn, mit dem er diese Waffe führte, entsprang aus der unerschütterlich gläubigen Ueberzeugung, die Botschaft, die er verkündigte, werde sich als eine Botschaft des einzig wahren Heils bewähren, zu deren freudiger Annahme der Christ bereit sein müsse, ohne daß ihn das Schwert dazu zwinge.

In dem hellen Geiste des schweizerischen Reformators waren die Elemente der humanistischen und der christlichen Bildung fein gegen einander abgewogen; in Luthers Geiste hatte auf dem Grunde theologischer Bildung die Vollkraft des deutschen Wesens mit der christlichen Glaubensgewalt sich wunderbar geeint. Der staatsmännischen Umsicht in Zwingli stand in Luther die tiefe Glaubensinnigkeit gegenüber. Aus ihr schöpfte er den stets sich erneuernden freudigen Muth, mit dem er auf seiner Siegesbahn über alle Hemmnisse hinweg drang. Aus dieser leidenschaftlichen Glaubensinnigkeit erwuchs ihm auch die Kraft, die ihn zu einem der machtvollsten Schriftsteller aller Zeiten emporhob. Aus den Tiefen der deutschen Volksart mit stürmendem Ungestüm brach das Wort hervor, das dann hinaus in alle Weiten der christlichen Welt erscholl. Die Litteratur, die er ins Dasein rief, schien beherrscht von dem heroischen Gemüthe, das er in den inneren Kämpfen gegen die Todesmächte der Sünde gestählt und hernach im Kampfe gegen die Außenwelt ungebeugt und ungebrochen behauptet hatte. In dieser Litteratur gelangte deutsche Sinnes-, Gefühls- und Glaubensweise zum ersten vollen,

dessen Wahrheit jedem einleuchten muß, der durch regen Verkehr mit Luthers Schriften mit dem Geiste Luthers vertraut geworden: „Luther ist von Allen, die sich jemals an die Spitze einer Weltbewegung gestellt haben, vielleicht derjenige, der am wenigsten von Gewalt und Krieg hat wissen wollen." — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Fünfte Auflage) 3,30.

ganz und gar ungebändigten Ausdrucke. In dieser Litteratur, durch die Luthers Genius fortwirkt, hat das deutsche Volk sich wiedererkannt und wiedergefunden.

Zwingli besaß warme Empfänglichkeit für alles Herrliche der biblischen Poesie. Aber auch den heidnischen Dichtern, wenn in ihnen eine Ahnung des wahren Göttlichen aufdämmerte, bleibt sein Herz zugethan, und sein Geschmack befriedigt sich an der künstlerischen Vollendung, die ihren Werken die Ewigkeit verbürgt. Wie er das Buch Hiob und den Psalter preist, so trägt er auch keine Scheu, als ein rein- und freigesinnter, von den Alten selbst geschulter Kenner die Dichtung Pindars zu preisen. So bewahrt er auch, ungestört durch religiöse Bedenken, seine Neigung den Helden des mythischen und geschichtlichen Alterthums, die mit ihren Händen die Ungeheuer vom Erdboden vertilgt, die für der Menschheit Bestes thätig Sorge getragen oder in ihrem Leben ein Muster sittlicher Reinheit aufgestellt haben. Er gewinnt es nicht über sich, solchen würdigen Heiden den Mitgenuß der den Gläubigen verheißenen Seligkeit völlig zu mißgönnen. Diese milderen Gesinnungen bezeugt er noch in einer Schrift, aus der seine Freunde seinen Schwanengesang vernahmen und in der uns unzweifelhaft ein endgültiges Bekenntniß überliefert ist. Sie stammt aus seinen letzten Lebensmonaten und ward dann erst nach Verlauf von fünf Jahren zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Zwingli hatte sie — seltsam genug! — Franz dem Ersten von Frankreich zugeeignet. In gutem Glauben hatte er die fruchtlose Mühe über sich genommen, diesem Könige Theilnahme an der Sache der Reformierten einzuflößen, indem er ihm die Hauptpuncte ihrer Lehre in beredten Ausführungen darlegte. Da wird denn auch ein Bild des ewigen Lebens entworfen und dem „frommen" Könige die tröstliche Aussicht eröffnet, dort in der jenseitigen Seligkeit nicht nur den tugendreichen Gläubigen des alten und neuen Testaments zu begegnen: auch Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antigonus und Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen sollen ihm dort zur Gesellschaft dienen.

Luther vermochte es nicht zu fassen, wie ein Bekenner des Heilands es wagen durfte, die Pforten zum ewigen Leben so weit aufzuthun. Fortan galt ihm Zwingli nicht nur als ein Feind des heiligen Sacraments; ihm war der Fürsprecher der gottlosen Heiden selber „ganz und gar zum Heiden" geworden, der den christlichen Glauben jedem andern Glauben und Unglauben gleich achtete.[17]) Die feste Einheit im Wesen Luthers wäre gesprengt worden, wenn er sich den scheinbar umfassenden Anschauungen Zwinglis befreundet hätte. Er sah Welt und Menschheit nur, so weit sie vom Lichte der christlichen Offenbarung bestrahlt und durchhellt wurden. Von ihm durfte man nicht verlangen, sich mit unbedingter Hingebung in die Dichtwerke des

---

[17]) Noch weitherziger wird mehr als zweihundertfünfzig Jahre später der Vossische Pfarrer von Grünau predigen:

O Himmelswonne! wir freun uns
Alle, die Gutes thaten in Einfalt; freun uns mit Petrus,
Abraham, Sokrates, Paulus, Konfuz und Homer, und dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den göttlichen Mann nicht gekreuzigt!

So lesen wir die Verse auf S. 139 des Musen-Almanachs für 1784, wo Voß den ersten Gesang der Luise zuerst mitgetheilt hat. Hernach wies er aus dieser verklärten Gesellschaft den Paulus samt dem Abraham hinaus; statt ihrer wurden Moses und Zoroaster berufen. So heißt es denn in den folgenden Ausgaben:

freun uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt! —

Die Schrift Zwinglis Christianae fidei brevis et clara expositio ad Christianissimum Galliarum Regem erschien 1536, von Heinrich Bullinger herausgegeben. Luther ergießt seinen Zorn über dies Schriftstück („Solchs sollt ein Ausbund sein uber alle seine vorige Bücher") in dem „Kurzen Bekenntniß vom heiligen Sacrament", 1545 (Erlanger Ausgabe 32,396). — Bossuet im zweiten Buche der Histoire des variations des églises protestantes (Oeuvres 4,436) weiß sowohl die heidenfreundlichen Aeußerungen Zwinglis, wie die Schmähungen, die Luther ihnen entgegengesetzt, mit gewohntem Geschick für seine Zwecke auszunutzen. Dem bewunderswerthen katholischen Polemiker ist es natürlich höchst willkommen, daß auch in diesem Falle ein so heftiger Widerstreit zwischen den beiden Führern der reformatorischen Bewegung sich hervorthut. (Vgl. Gibbon, History of the decline ch. XV, not. 70).

unchristlichen Alterthums zu versenken. Gegen solche Forderung sträubte sich sein deutscher Sinn, den die Reize des Humanismus niemals völlig umstrickt hielten; vor allem wehrte sich dagegen seine christliche Empfindung, die nur am Worte heiliger Dichter sich dauernd erquickte. Er wollte das Studium der alten Muster, von dem er ja auch eine Förderung seines eigenen ernsten Strebens erwartete, keineswegs zurückgedrängt sehen. Die Muster jedoch, an denen seine Einbildungskraft sich belebte, um dann im freien Schwunge aufzusteigen, diese wahren Muster entnahm er dem Schatze der heiligen Urkunden. Wo er den Grund so-wie die Bestätigung seines Glaubens fand, da fand er auch die Quelle seiner dichterischen Begeisterung. So müssen die gesam-melten Kräfte seiner Natur in sein dichterisch beseeltes Wort überströmen, mag er nun als Dolmetsch des heiligen Urwortes reden, oder den Empfindungen, die aus der geweihten Poesie überwältigend auf ihn eindrangen, selbständig den weihevollen Ausdruck leihen. In seiner Sprache rühren uns die Psalmen wie mit deutschen Natur- und Gefühlslauten;[18]) in der Vorrede, durch die er in des Psalters Herrlichkeit uns einführen will, spricht er wie ein hinreißender Dichter, als wäre das Leben, das in diesen heiligen Liedern wallt und wogt, aus seinem Inneren hervorgequollen. Mit einigen der gehaltvollsten Sätze dieser Vorrede schmückte Herder seine Beurtheilung der Oden Klopstocks:[19]) nicht anschaulicher als durch Aussprüche Luthers glaubte er das Wesen aller echten Lyrik schildern zu können. Als Goethe und Zelter im Jahre 1816 gemeinsam den Vorsatz

---

[18]) Den Charakter des deutschen Psalters entwickelt feinsinnig Gustav Keyßner in der beachtenswerthen Schrift: Die drei Psalterbe-arbeitungen Luthers von 1524, 1528 und 1531. Meiningen 1890.

[19]) Allgemeine deutsche Bibliothek 19, 1,110. — Am 23. November 1772 ward die Recension an Nicolai in Berlin geschickt. Herder fürchtete wohl, die aufklärerische Kritik möchte das Citat aus Luther bekritteln. Deshalb ermahnt er den Herausgeber: „Lassen Sie mir ja den Luther in Klopstocks Recension." Nicolai hat denn auch weislich nicht daran gerührt.

hegten, das herannahende Jubiläum der Reformation durch eine großartig entworfene Cantate zu feiern, ermunterte der Dichter den Tonsetzer zur Arbeit mit den Worten: „Vor allen Dingen lies die ganz unschätzbare Vorrede zu dem Psalter.“ —

Wohl erklärt sichs also, wie der deutsche Reformator, dem jedes ehrgeizige Streben nach Dichterruhm fern blieb, aus der Fülle seiner treibenden Kraft heraus jene Trost- und Bittgesänge, jene Kampf- und Siegeslieder schaffen konnte, mit denen er die evangelische Gemeinde für alle Zukunft ausstattete.

Zwingli bildet seine Verse sorgsam und künstlich; in ihnen kann seine Empfindung sich maßvoll äußern; man sieht, er ist erfahren in Poesie und Musik. Und doch scheint, wie Baechtold richtig hervorhebt (S. 408), seinem kurzathmigen Gedichte etwas Derberes, Rauheres anzuhaften. Ihm fehlt der mächtige, hallende Siegeslaut, der des Sängers wie des Hörers Brust in ihren Tiefen erbeben macht. Niemals hätte Zwingli den edel volksmäßigen Ton zu treffen vermocht, den erschütternden Ton, den Luther anschlug, als er sich gedrängt fühlte, die ersten Blutzeugen des Evangeliums, die zu Brüssel den Feuertod erlitten, im Triumphliede zu verherrlichen:

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie stäubt in allen Landen —

Volkslied und Kirchenlied sind hier in eins verschmolzen.

Leicht sieht man ein, daß und warum der von Luther angeregten geistlichen Lyrik das Kirchenlied der schweizerischen Reformierten, neben denen auch die Wiedertäufer sich vernehmen ließen, weder an innerer Lebensfülle, noch an Verbreitung und äußerer Wirksamkeit gleich kam. Um so entschiedener muß man es einzelnen begabteren Männern zum Verdienste anrechnen, daß sie, wie Leo Jud, Fritz Jakob von Anweil, Ambrosius Blaarer, sich aus der gleichartigen Schar kirchlicher Sangesgenossen mit einer etwas deutlicher bezeichneten Eigenthümlichkeit herausheben. Wahrheitsgetreue Zeugnisse eines

manigfaltig bewegten und vielfach geprüften inneren und äußeren Lebens bietet in seinen Liedern vor allen Ambrosius Blaarer, der im Würtembergischen die Reformation so emsig förderte und endlich von Konstanz hinweg sich nach der Schweiz wenden mußte, die eine Zufluchts- und Ruhestätte für ihn bereit hatte. Nicht aller Orten war der deutsche Kirchengesang willkommen. In Basel und St. Gallen fand er schon vor 1530 frühzeitige Aufnahme; dann konnte er in Schaffhausen und Bern, hernach in Winterthur durchdringen. Zu unserer Verwunderung erfahren wir, daß gerade in Zürich ihm der Eingang am hartnäckigsten und längsten verweigert ward. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts bequemte man sich dort, dem deutschen Liede seine Stelle im Gottesdienste zu vergönnen.

Daß neben dem Kirchenliede der Reformationszeit der historische Volksgesang nicht verstummte, das könnten uns allein die Lieder beweisen, die man dem Unglückstage der Kappeler Schlacht widmete. Leider beweisen sie zugleich, bis zu welchem Grade von Haß und wechselseitiger Mißachtung der Hader der Religionsparteien die Eidgenossen entzweit und einander entfremdet hatte. Liliencron konnte in seiner Sammlung der historischen Volkslieder, die keines ehrenden Beiwortes bedarf, nicht minder als sieben Reimgedichte vorlegen (4,21—42), die sich über die Ereignisse des Kappeler Tages verbreiten und zum Theil auch von den Folgen handeln, welche das Mißgeschick der Reformierten unmittelbar nach sich zog. Für die Zwietracht unter Volksgenossen, die nicht zugleich auch Glaubensgenossen sind, läßt sich kaum ein sprechenderes Abbild ersinnen, als es hier in der Reihe dieser Lieder aufgestellt wird. Vier von ihnen, deren erstes sich über dreiundvierzig, das zweite gar über zweiundfünfzig fünfzeilige Strophen erstreckt, gehören Anhängern der alten Kirche. Sie preisen im Jubelton den Sieg der katholischen fünf Orte als Zeichen und Gewähr der Gnade, mit der Gott und die huldvolle Jungfrau die Unternehmungen der Altgläubigen segnen und schirmen. Von Bekennern und Vertheidigern der

Zwinglischen Lehre stammen die drei andern Lieder.[20]) Es sind Klag- und Schmerzensrufe, in die sich der Ingrimm über den trotzigen, auf seine Erfolge hochmüthig pochenden Gegner, wie zur nothwendigen Ergänzung, hineinmischt. Aber Trauer und Wuth werden übertönt durch das Lob, das dem gefallenen geistlichen Führer, dem „christenlichen Ritter", dem „thüren Helden Huldrich Zwingli" hier aus der Sänger Munde erschallt. Auch nach seinem Untergange leben seine Getreuen des Glaubens, daß er aus Kraft des wahren heiligen Geists gehandelt, daß er nur bestrebt gewesen, der sündlichen Ueppigkeit zu wehren, die unverfälschte göttliche Wahrheit wieder an den Tag zu bringen und Freiheit und Einigkeit der Schweizer wieder herzustellen. Durch die Erinnerung an sein löbliches, dem Heilande wohlgefälliges Thun fühlen sie sich auch im jetzigen Unglück ermuthigt,

obschon das crůz vorhanden ist,

dennoch von Gott nicht zu weichen und getrost seines Erbarmens zu harren. Zürich wird ermahnt, es solle sich nicht hinweg hetzen lassen vom göttlichen Worte, vielmehr auch ferner es handhaben und beschützen.

Beide Theile, Sieger und Unterliegende, suchen in der Gehässigkeit der Beschuldigungen, in der Rohheit ihrer Gefühlsausbrüche mit einander zu wetteifern oder, wo möglich, einander zu überbieten. Doch scheint es, als ob aus den Liedern der Katholischen die Sieges- und Rachelust noch ungezähmter und in gesteigerter Wildheit hervorschlage. Da sammeln sich auf dem Haupte des Reformators alle Verwünschungen, alle Flüche. Er ist der faule, meineidige, ehrlose Ketzermann, der zürcherische Endchrist Ulrich, der Seelendieb. Freilich hat ihn die Strafe heimgesucht: sein entseelter Leib ward geviertheilt und dann in die Flammen geworfen. Aber damit ist diesen Dichtern noch

---

[20]) Zu ihnen kommt noch ein viertes, das Ludwig Tobler verzeichnet in seinen „Schweizerischen Volksliedern" (Frauenfeld 1882) 1,XLII: „Die Wahrheit thut mich zwingen."

nicht genug geschehen. Der eine (Nr. 427 bei Liliencron) ruft in schnaubender Wuth:

man solt ihn lebendig gräderet han —

ein anderer (Nr. 428) läßt seiner schwelgenden Einbildungskraft noch freieren Spielraum und wünscht:

drumb solt man ihn lebendig gschunden han,
zerzert mit gluenden zangen.

Eine Feindseligkeit, wie sie aus diesen Wechselgesängen des Hasses erbarmungslos hervorbricht, war fortan nicht mehr zu ersticken. Wie oft sollten noch in der Folgezeit Katholische und Reformierte, Pfaff und Prädikant, ihren Gift und Geifer in den derbsten Volkstönen gegen einander auslassen!

Gleich dem historischen Volksliede zog auch die Satire einen nur allzu reichlichen Stoff aus den Begebenheiten und Zuständen jener vom Glaubenskampfe durchwühlten Zeit. Hier sei nur erinnert an „die göttliche Mühle", eine der wohlthuenden und gefälligeren Dichtungen dieser Art, die Oskar Schade in den „Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit" (1,19) schon 1856 mitgetheilt hat. Sie begrüßt die ersten reformatorischen Bestrebungen zur Läuterung der christlichen Lehre und rühmt, was Erasmus und Luther für diesen edlen Zweck leisten. „Zwen Schweizer bauren" wollen dies allegorisch-satirische Gedicht verfaßt haben. Man verdankt es jedoch dem Kreise Zwinglis; der Reformator selbst hat einiges daran zurecht gerückt. Wie die Satire entarten kann, wenn ein unreiner, zuchtloser Geist sich ihrer bemächtigt, das zeigt mit widerlicher Deutlichkeit der katholische Chronist Hans Salat. Aus vielfachen, wenn auch für ihn selbst nicht immer ehrenvollen Gründen verdient dieser Mann die Aufmerksamkeit der Nachwelt. Baechtold hat vor sechzehn Jahren die Selbstüberwindung geübt, in einer sorgfältigen Schrift sein Leben, seine Geschicke und Werke eingehend zu behandeln.[21]) Um zwei Höhepunkte der satirischen

[21]) Hans Salat, ein Schweizerischer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Sein Leben und seine Schriften. Herausgegeben von Jakob Baechtold. Basel 1876.

Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen, braucht man nur Thomas Murner und Johann Fischart zu erwähnen. Jener hat sich der beginnenden und fortschreitenden Reformation gegenüber als einer der rüstigsten Streiter auf katholischer Seite hervorgethan; dieser, tief, vielseitig und fruchtbar, ein eigenwilliger Zwingherr der Sprache, steht in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an der Spitze des litterarischen Kampfes gegen die Vertreter des neu gekräftigten Katholicismus, vor allem gegen den Jesuitenorden. Murner weist nach Luzern, Fischart nach Basel. Beide sind mit dem geistigen Leben der Schweiz manigfach verbunden; beide haben dort Anregungen gewonnen, die vielfach ihrer Thätigkeit zu Statten kamen.

Ein würdiges Denkmal der Reformation ist in der Züricher Bibel errichtet worden. Naturgemäß mußte Luthers Verdeutschung der heiligen Schriften hier stark einwirken. Dennoch gingen die Schweizer selbständig ihren Gang. Schon im Todesjahre Zwinglis 1531 konnten sie sich des Abschlusses ihrer Arbeit freuen; erst drei Jahre später sah Luther die seinige beendet. Eifrig und unermüdet trug Leo Jud Sorge für das Züricher Bibelwerk; während seines Lebens, also bis zum Jahre 1542, ward es noch in sechs Ausgaben verbreitet.

Indem Baechtold die Bemühungen schildert, durch die Gottes Wort den Schweizern in ihrer Sprache nahe gebracht ward, findet er schicklichen Anlaß, die wandelbaren Verhältnisse dieser Sprache zum Neuhochdeutschen darzulegen. Ich nenne sie wandelbar: denn es dauert lange genug, bis hier Stetigkeit eintritt; es dauert lange genug, bis der Schweizer sich seiner eigenartigen Redeweise, an der schon Luther unberechtigten Anstoß genommen, nun endlich ganz und gar begiebt, um sich den Ausdrucksformen, die nach und nach in Deutschland zu allgemeiner Geltung durchgedrungen, willig unterzuordnen oder anzuschließen. Der Sohn der Berge bewährt auch hier seinen festen Sinn, seine Treue gegen das Angestammte. Er beharrt auf seiner „eidgenössischen Mundart"; wo man sie zurückzudrängen sucht, will er sie wieder hervorgezogen

wissen. Dennoch kann er sie nicht behüten gegen das sieghafte Vordringen der Sprache, deren Entwickelung und Ausbildung Luther eingeleitet hat. Erst mischen sich zu ungleichen Theilen die verschiedenen Sprachelemente. Dann erfolgt allmählich, aber unvermeidlich, die immer entschiedenere Annäherung der schweizerischen Litteratursprache an das Gebiet der neuhochdeutschen Rede, die durch Luthers Bibel zu einer langsam, aber unaufhaltbar sich ausbreitenden Herrschaft in deutschen Landen berufen worden. Nachdem die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begonnen, zeigen sich die hervorragenden unter den Schweizer Schriftstellern vollkommen sicher in der Handhabung des hochdeutschen Wortes. Lessing kann 1759 von ihnen rühmen, „daß sie itzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden als ehedem“. Geßner und Zimmermann werden von dem Kritiker als solche hervorgehoben, die „ungemein schön und richtig schreiben“. Mußte hier die Schweiz von der deutschen Hauptsprache sich gleichsam bezwingen lassen, so hat sie dafür edle Vergeltung geübt. Aus ihrem Eigenthum hat sie den Vorrath, über den die gemeinsame deutsche Rede verfügte, trefflich gemehrt. Mit Grund behauptet Baechtold (S. 426), das Schweizerische habe den schriftdeutschen Wortschatz mehr bereichert, als irgend ein anderer Dialekt. Wollte doch schon Lessing es dem jugendlichen Wieland zum Vorwurf anrechnen, daß dieser während seines Aufenthaltes in Zürich, anstatt seine Schriften mit der Unzier französischer Ausdrücke zu beladen, nicht mehr gute Worte aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hatte.

Welche Kraft diesem Schweizerdeutsch innewohnt, wie es mit seinem treuherzigen Ton die Gemüther anspricht, wie es für die klare Berichterstattung, für die anschaulich entfaltende Erzählung mit gleichem Erfolge sich verwenden läßt, das lehren vor allen die Geschichtschreiber des sechzehnten Jahrhunderts, die sich in Baechtolds Darstellung zu einer erfreulich hervorleuchtenden Gruppe zusammenschließen. Sie alle sind mit Herzen und Sinnen dem Vaterländischen zugethan; ihre Forschung stellen sie in den Dienst der Heimath. Ihrem Volke wollen sie das

erhebende Bild seines Daseins und Schaffens auf staatlichem und religiösem Gebiet, das Bild seiner Thaten und Erlebnisse vorführen. Aber die Liebe zur Heimath hat ihre Anschauungen nicht verengt. Ihr Blick reicht hinaus über die Landesgrenze. Sie haben den Bildungsstoff sich angeeignet, den der Humanismus dem damaligen Geschlechte bereit gelegt, und sie wußten ihn zu verarbeiten. Sie haben meist mit freudigen Hoffnungen die Reformation begrüßt, der sie selbst ein erhöhtes und erweitertes Geistesleben verdankten; sie widmeten sich der Aufgabe, die Bewegung, die von ihr ausgegangen, kräftig fortzuleiten. Joachim von Watt (Vadianus) vereinigt in seinem abgeklärten Geiste die edelsten Bestrebungen des Jahrhunderts. Aus Johannes Keßlers Erzählungen treten uns Zeiten und Menschen, wie er sie klar und sinnig angeschaut, in lebensfrischer Unmittelbarkeit entgegen.[22]) Johannes Stumpf kam erst im zweiundzwanzigsten Lebensjahre nach der Schweiz. Seine Sprache verräth seine Abstammung aus Deutschland; wie er aber gleich einem eingeborenen Schweizer mit seinen Gesinnungen der Eidgenossenschaft anhing, bewies er durch seine ihr gewidmete Chronik, der eine Beschreibung des Conciliums von Konstanz vorangegangen war und eine Historia Kaiser Heinrichs des Vierten folgte.[23]) Gerade dieser tüchtige und vielseitigere Schriftsteller äußert unverhohlen seinen Widerwillen gegen das römische Kirchenwesen und seinen Eifer für die Erneuerung des Lebens in Glauben und Sitte.

---

[22]) Die Schilderung seines Zusammentreffens mit Luther, der von der Wartburg herabgekommen war, um in Wittenberg die dort ausgebrochenen bedrohlichen Störungen selbst zu dämpfen, hat Gustav Freytag mit Künstlerhand seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit eingefügt. Unter dem Titel „Etwas zu dem großen Charackter D. Martin Luthers“ war dieser Bericht nach seinem ursprünglichen Wortlaut schon mitgetheilt worden im Schweitzerschen Museum (1784 S. 386), einer Zeitschrift, die sich in Deutschland nur selten finden läßt und daher unter uns weniger beachtet und benutzt wird, als sie verdient.

[23]) Ueber Stumpf hatte Baechtold uns schon früher belehrt in dem prächtig hergerichteten Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich 1890: „Johannes Stumpfes Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie.“

Dagegen bewahrt Aegidius Tschudi dem alten Glauben die Treue, mit der ein edles Gemüth die theuersten Ueberzeugungen umfaßt. Unter den älteren Geschichtschreibern der Schweiz trug er einst den ruhmvollsten Namen. Dichter und Forscher ließen sich in gleichem Maße durch Reiz und kraftvolle Einfalt seiner Darstellung bestechen. „Treuherzig, herodotisch, ja fast homerisch" — so wird der Geist seiner Chronik durch Schiller bezeichnet (an Körner 9. September 1802); der Wiederklang der dichterischen Stimmung, die der Dramatiker aus ihr gewonnen, durchzieht die Verse des „Tell". Und ebenso freudig wie die künstlerische Trefflichkeit pries man die wohlbeglaubigte Zuverlässigkeit jener Geschichtsdarstellungen. Gerade den welterfahrenen, in Staatsgeschäften herangebildeten Diplomaten wußte man in dem Verfasser der Helvetischen Chronik zu schätzen. Nach Johann von Müllers Urtheil „unterscheidet er sich von allen Jahrbuchschreibern, welche nicht ihrer eigenen Zeit Geschichte aufgezeichnet, durch seinen gelehrten Fleiß in diplomatischer Geschichtschreibung und seine besondern Kenntnisse der ältesten Schweiz, deren Archive keinem so offen gewesen." Ludwig Wachler ehrt ihn als „den eigentlichen Vater diplomatisch-treuer Schweizergeschichte";[24]) er deutet an, wie umsichtig, wie gründlich der hochgelehrte und hochverdiente Staatsmann die Vorbereitungen

[24]) In der noch immer nützlichen Geschichte der historischen Forschung und Kunst (1812), 1,259. — Müllers Aeußerung entnehme ich der Note 4 zum ersten Kapitel des zweiten Buches der Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft. — Im Taschenbuch Minerva für 1815 schildert Böttiger S. XXXIV., wie zur Zeit der ersten Aufführungen des „Tell" Johann von Müller und der Dichter einst in einem belebten Gespräche das Lob Tschudis wetteifernd anstimmten. Bei diesem Anlasse soll „der ehrwürdige Johannes von Schaffhausen" ihn den „herrlichen und in seiner Art nie übertroffenen Tschudi" genannt haben. Erzählungen Böttigers, der von allem weiß und über alles berichtet, wird man oft genug mißtrauisch aufnehmen. In diesem Falle jedoch sehe ich keinen Grund, seine Mittheilungen anzuzweifeln; auch Joachim Meyer hat sich auf sie berufen in seiner rühmenswerthen Abhandlung: „Schillers Wilhelm Tell auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert" (Nürnberg 1840) S. 3.

für das Werk getroffen, das dann auf festem Grunde sich erhob, „durch Glaubwürdigkeit, Vollständigkeit, Genauigkeit und lichtvolle Anschaulichkeit ausgezeichnet". Ja, noch um die Mitte unseres Jahrhunderts hat ein so maßhaltender Forscher wie Wilhelm Wackernagel alle löblichen Eigenschaften eines vollkommenen Geschichtschreibers auf das Haupt des schweizerischen Chronisten gehäuft; ohne Bedenken spricht er aus, Tschudi sei es, der zuerst und für immer den Grund der Schweizergeschichte gelegt,[25]) der zuerst es verstanden, Kritik und anschauliche Darstellung zu paaren.

Seitdem sind für Tschudis Ruhm die Tage der Prüfung gekommen, und zwar einer unbarmherzigen Prüfung. Man hat die Grundlagen seiner Darstellung untersucht und sie unhaltbar erfunden. Die Frage nach seiner Glaubwürdigkeit ward aufgeworfen und verneint. Sogar der betrügerischen Ausnutzung gefälschter inschriftlicher Zeugnisse ward er verdächtigt. Hatte man seinem Werke vormals ein unbedingtes Lob gespendet, so gefiel man sich jetzt darin, mit einer Art von schadenfrohem Behagen das überschätzte jedes wahren Werthes zu entkleiden. Es fehlt ja niemals an halbreifen Jüngern der Kritik, die den Spruch eines Meisters übertreibend nachbeten. Mancher, dem die Gesetze der historischen Forschung stets unerkannt geblieben,

[25]) Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch (Basel 1855) S. 475. — Nachträglich verweise ich auf die gründlich strenge Untersuchung, die Aloys Schulte im Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 18,1—156 vorgelegt hat: Gilg Tschudi, Glarus und Säckingen. Sie liefert ein für Tschudi sehr ungünstiges Ergebniß. Doch sei mir gestattet, die folgenden Worte des gewissenhaften, nur der Wahrheit dienenden Forschers herauszuheben! S. 9: „An seinen wissenschaftlichen Arbeiten wird man stets nicht allein den Fleiß und die Ausdauer des Sammlers bewundern und nicht allein seine wunderbare Gabe zu erzählen rühmen müssen, sondern auch der Umstand, daß er ein Interesse für Verfassungs- und Kulturgeschichte besaß und bethätigte, als ringsum die politische Geschichtschreibung sich entwickelte, wird Tschudi seine Stelle unter den verdientesten Geschichtschreibern sichern." — Daß Tschudi den besten seiner Zeitgenossen vor allem als ein vir exactae diligentiae gegolten, bezeugt der Lobspruch des Thuanus (lib. LIV). Vgl. jetzt Georg von Wyß, Geschichte der Historiographie (Zürich 1895) S. 201.

wähnte sich befugt, mit obenhin fahrendem Urtheil Tschudi kurzweg abzuthun. Dem grundlegenden Geschichtschreiber ward nur eben noch der Rang eines unterhaltenden Fablers zugestanden.

Allmählich wird sich Tschudi wohl die ihm gebührende Achtung zurückgewinnen. Vorurtheilsfreie Forscher werden sein Zeugniß nur nach eingehend scharfer Prüfung gelten lassen; sie werden sich auch mehrfach gezwungen sehen, es gänzlich abzulehnen. Um so freudigere Anerkennung aber werden sie dem Manne zollen, der, nur auf den Ruhm seines Volkes bedacht, mit Sohnesliebe am Lande seiner Väter hing, der, ohne Falsch, die gläubig hingenommenen Ueberlieferungen früherer Zeiten im Sinne seiner eigenen Zeit wieder belebte; und um so eifriger werden sie beflissen sein, den Schatz geschichtlicher Anschauungen, der in seinem Werke geborgen liegt, zu heben und zu verwerthen.

Inzwischen befindet sich Baechtold in der günstigen Lage, den von seiner ehemaligen Bedeutung so tief herabgesetzten Geschichtschreiber nur als hervorragenden Schriftsteller würdigen zu müssen. Als solcher wird Tschudi hier deutlich und eindrücklich geschildert; als solcher behauptet er ein unvermindertes Ansehen. Die Vorzüge, die ihm unbenommen bleiben, rechtfertigen die Neigung, die Bewunderung, die einst ihm entgegengebracht worden, und deren auch wir uns nicht entschlagen wollen. Keine aberweise Krittelei verkümmere uns die Freude an seinen vergegenwärtigenden Darstellungen, aus denen uns die einfach großen Menschennaturen vergangener Zeiten so vertraut anblicken! Wir wollen nicht hochmüthig auf ihn niedersehen, wenn er die Nachrichten und Kunden, die er noch aus lebendigem Volksmunde sammeln kann, allzu empfänglich aufnimmt, wenn er im sechzehnten Jahrhundert die sichtende Kritik nicht übt, die auch am Schlusse des neunzehnten nicht allen, die sich zu Historikern aufwerfen, geläufig ist; und wir wollen ihn nicht schelten, wenn er bei den Berichten von den Großthaten der Väter auf die ehernen Klänge der Volkslieder horcht, die er benutzt und an denen er sich begeistert.

Damit aber eine durchaus gerechte Schätzung seiner Eigenschaften möglich werde, muß er nun endlich uns in seiner vollen und wahren Gestalt erscheinen. Wie konnte es doch geschehen, daß man sich mehr als anderthalb Jahrhunderte hindurch mit der Ausgabe von J. R. Iselin begnügte? Jeder Leser Tschudis muß mit Baechtold klagen, sie sei unvollständig und ungenügend. Weder enthält sie das Werk nach seinem ganzen Umfange, noch ist der Theil, den sie enthält, mit jener Strenge und Genauigkeit bearbeitet, die uns eine völlige Zuverlässigkeit des Textes verbürgen und die jetzt ein jeder Herausgeber älterer Schriftwerke, auch der untergeordneten, pflichtmäßig beobachtet. Die Schweiz hat gerade neuerdings sattsam bewiesen, wie sorglich liebevoll sie des reichen, aus frühern Zeitaltern ihr überkommenen litterarischen Erbes zu walten versteht. Sollte sie nun nicht auch Sorge dafür tragen, daß Tschudis Werk in streng wissenschaftliche Pflege genommen werde? Da müßten Geschichtsforscher und Litterarhistoriker von philologischer Durchbildung einträchtig zusammenstehen. Und ist Baechtold nicht schon jetzt von einem Kreise litterarhistorischer Jünger umgeben, die ihre bereits geübten Kräfte an keiner rühmlicheren Aufgabe als an einer erschöpfenden Bearbeitung der Tschudischen Chronik entwickeln und bewähren könnten? Aus der Zahl derer, die er im Verlaufe seines Werkes als thätige Mithelfer erwähnt, seien hier nur Odinga, Ernst Zschokke, Hans Bodmer herausgehoben![26]) Geistes- und bildungsverwandte Forscher werden

[26]) Von Dr. Hans Bodmer erwarten wir eine umfassende Arbeit über die moralischen Wochenschriften der Schweiz. — Auch einer Schülerin kann sich Baechtold rühmen, die einen altbekannten schweizerischen Namen trägt: Hedwig Waser. Sie hat seiner Litteraturgeschichte ein Register beigegeben, das keinerlei Auskunft schuldig bleibt. In Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 5, 2,249—70 macht sie anziehende Mittheilungen über „Eine Satire aus der Geniezeit“. Es handelt sich um das Lustspiel: Das Geniewesen (1781), das sie dem Professor J. J. Hottinger zuschreibt. (Eine spätere nennenswerthe Schrift: Joh. Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen. Von Dr. phil. Hedwig Waser. Zürich 1894.)

sich ihnen beigesellen. So könnte eine gemeinsame, unter einheitlicher Leitung rüstig fortgeführte Arbeit bewirken, daß vielleicht noch vor dem Ausgange des Jahrhunderts das Denkmal, das Tschudi seinem Lande hinterlassen, sich in unverstümmelter Größe, in seiner vollen Würde und Bedeutung endlich darstellte. Möchte der Wunsch, den ich hier auszusprechen wage, wie ein freundlicher Mahnruf nach der Schweiz hinübertönen!

2.

Von den Zeitgenossen Zwinglis und Tschudis, von der regsamen Fülle der Erscheinungen, die sich im Umkreise des sechzehnten Jahrhunderts durch einander drängen, wendet sich der Blick nur zögernd hinweg. Denn über diese Zeitgrenze hinaus, im Bereiche des siebzehnten Jahrhunderts, stößt er auf die unzweideutigen Anzeichen der Erschlaffung, dann der Erstarrung.

Zwar bleibt die Schweiz behütet vor der rohen Zerstörungswuth, mit der im dreißigjährigen Kriege Deutschland sich selbst das schmachvollste Unheil bereitete. Die vernichtenden Schläge, die dort den Wohlstand, die Bildung und Gesittung trafen, bleiben ihr erspart. Dennoch machen sich die Folgen des Glaubenszwistes fortdauernd merkbar. In starrer Feindseligkeit stehen die Religionsparteien einander gegenüber. Die Scheidung hat sich für immer vollzogen. Ueber die gespaltenen Kräfte des Volkes scheint eine Lähmung verhängt. Trotz den warnenden Scheltworten der Treugesinnten, die am schweizerischen Herkommen, an vaterländischer Zucht festhalten wollen, läßt man sich, besonders auf katholischer Seite, durch Lockungen und Drohungen Frankreichs fortreißen und einschüchtern; man läßt es in schimpflichem Gleichmuthe sich gefallen, daß mit der fremden Sprache auch fremde Sitte vordringt, während das Einheimische den Schein der Rohheit annimmt.

Die Litteratur wird aus dem Gesichtskreise des Volkes gerückt. Auf wie manchen ihrer Gebiete hat ehedem der refor=

matorische Geist frei gewaltet oder die Oberherrschaft ausgeübt! Jetzt scheinen seine Lebensregungen dort zu stocken. Auf das Drama, dessen Formen äußerlich fortbestehen, können die Reformierten nur noch in beschränkterem Maße einwirken. Seine Hauptstätten findet es an den katholischen Orten; Volksschauspiel und Schuldrama gerathen meist in die geschickten Hände der Jesuiten. Auch der Prosa des siebzehnten Jahrhunderts ist die Kraft versiegt. Die Dichtung, insofern sie sich mit gelehrter Bildung schmückte und höherer Kunst befleißigte, begab sich am häufigsten unter die Botmäßigkeit jener „deutschen Poeterey", der Martin Opitz die Herrschaft in deutschen Landen errungen und durch Lehren und Satzungen befestigt hatte. Willig fügten sich die Schweizer dem, was dort als Regel aufgestellt und in gleichmäßiger Ausführung befolgt ward. Von dorther entlehnten sie Form und Weise des dichterischen Ausdrucks; sich den Mustern, auf die man dort hinblickte, anzuähnlichen, galt ihnen als ein höchst ehrenvolles Bestreben. Opitz wird als oberster Lehrmeister anerkannt und zum leitenden Vorbilde erhoben. Daneben reizen auch Rist und Philipp von Zesen zur Nachahmung; gelegentlich versucht man es sogar mit den Tändeleien der Nürnberger. Am meisten aber fühlt sich der Versemacher geschmeichelt, wenn Bewunderer ihm das Lob gönnen, daß er „opitzt" oder „opitziert".

Wie sollte man von Dichtern dieser Art einen geistigen Aufschwung erwarten können? Unter allem, was im Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts die Litteratur niederhielt, entstellte und belastete, mußte auch die schweizerische Dichtung leiden. Schwulst und Plattheit, gedunsene Wörterfülle bei innerer Leere, hochtönendes Selbstbewußtsein beim Gefühle inneren Unvermögens, roher Ungeschmack und kindische Künstelei stehen unvermittelt neben und gegen einander. Und wenn in Deutschland einzelne kraftbegabte, überragende Persönlichkeiten Entschädigung gewähren für die traurigen Mängel des Gesamtzustandes und die Hoffnung auf eine künftige Geisteserhebung wach erhalten,

so muß die Schweiz auf solchen tröstlichen Ersatz verzichten. Kein Fleming, kein Paul Gerhardt, kein Andreas Gryphius ersteht für sie, kein Moscherosch und kein Grimmelshausen. Selbst nach einem reichlicher ausgestatteten, unaufhörlich regen und mittheilsamen Geiste, dessen Wesen und Thun hie und da wohl ans Barocke und Wunderliche streift, wie nach einem Philipp von Zesen, würde man vergebens ausblicken.

Natürlich läßt das Jahrhundert, wenn auch keine bedeutsamen und mächtig fesselnden, so doch einzelne wohlthätigere Erscheinungen zu Tage treten. Baechtold ist glücklich bemüht, ihnen die richtige Stellung und günstiges Licht zu geben. So lenkt er unsere theilnehmende Aufmerksamkeit auf Johann Wilhelm Simler und Johann Melchior Hardmeyer, die sich im Spruch und Lied hervorthun, wie auch auf Johannes Grob, den Toggenburger (1643—1697), der in der vielfach gepflegten Epigrammendichtung den Preis davonträgt. Was er über diese würdigeren Glieder der schweizerischen Poetenzunft und mehre ihrer gleichzeitigen Genossen lehrend mittheilt, macht er anschaulich durch bezeichnende Proben, die er mit kluger Wahl aus ihren Versen herausgreift und die sich in den Text seiner Darstellung ungezwungen einschmiegen. Diese Proben gewinnen noch dadurch an Werth, daß sie zu dem Bilde der damaligen staatlichen und bürgerlichen Lebenszustände manche sprechende Züge liefern, die sich aus der geschwätzigen Gelegenheitsdichtung noch beträchtlich vermehren ließen.

Neben den unvermeidlichen Gebrechen, welche dieser künstlichen, aber aller wahren Kunst meist entfremdeten Lyrik anhaften, sei auch ein Vorzug herausgehoben, an den der Schweizer wohl mit einigem Selbstgefühl erinnern darf: sie behauptete ein gewisses Maß von Ehrbarkeit. Sie duldete nicht den Unrath, mit dem in Deutschland zu jener Zeit so mancher Verskünstler seine Gedichte belud, ohne zu ahnen, daß er sie dadurch für alle Zukunft zu Gegenständen eines unüberwindlichen Ekels herabwürdigte.

Konnte Baechtold seinen Forschergang durch das siebzehnte Jahrhundert nicht ohne Mißvergnügen anstellen, so läßt er uns doch an seiner unbehaglichen Stimmung kaum theilnehmen. Denn sein Wort bleibt frisch, munter und anziehend auch bei Darstellung dieses Zeitraumes, dem so wenig wahre Lebenstriebe entkeimen.

Um so bereitwilliger nehmen wir Antheil an dem Freudengefühl, das ihn ergreifen muß, wenn er nun den Niederungen und kümmerlich angebauten Flächen den Rücken wendet und sich den lichteren Höhen des geistigen und litterarischen Lebens zukehrt, die vor seinen Blicken anlockend emporsteigen.

Er hat sich dem achtzehnten Jahrhundert genähert. Somit ist er an den Theil seiner Arbeit herangetreten, wo der Reiz der Aufgabe sich erhöht, aber auch ihre Schwierigkeiten sich verdoppeln. Mit der ausführlichen, sachreichen und doch streng zusammengefaßten Schilderung alles dessen, was jener wichtige Zeitabschnitt in sich begreift, hat der Geschichtschreiber sein Werk beschlossen und gekrönt.

Um einzusehen, wie deutlich diese Schilderung den inneren Sinn des Zeitalters verkündigt, müssen wir sie freilich zuerst bis in alle Einzelheiten hinein prüfend durchmustern; dann aber sollten wir die Betrachtung von jedem Einzelnen und Besonderen loslösen und sie in dem Maße auszuweiten suchen, daß es ihr möglich wird, das aus der gehäuften Fülle der Thatsachen sich ergebende Gesamtbild auf einmal zu umspannen. So gewahrten wir deutlich, wie hier überall mit Vorbedacht Licht und Schatten vertheilt und ausgespart sind, wie übersichtlich die großen Massen zusammengeordnet worden, und wie die verschiedenen Bestandtheile des geschichtlichen Stoffes sich in leichten Uebergängen fest und sicher mit einander verknüpfen. Die Anschauung wird gezwungen, gerade bei dem Wesentlichen zu verweilen, bei dem, was die Geistesrichtung der Zeit entscheidend bestimmt.

Wie für die Behandlung des sechzehnten, so auch für die

Darstellung des achtzehnten Jahrhunderts hat sich Baechtold den breitesten Raum verstattet. Auch hierdurch deutet er an, daß er beiden eine ähnliche Geltung zuerkennt; und seinem Verfahren gebührt Lob in jedem Sinne. Die Wechselbeziehungen zwischen diesen großen Epochen sind offenbar. Die Züge geistiger Verwandtschaft springen sogleich scharf ins Auge.

Daß mit dem beginnenden Jahrhundert auch eine neue Zeit ihren verheißungsvollen Anfang nimmt, verräth sich alsbald dadurch, daß man sich kühnlich zur Wehr setzt gegen das Uebergewicht, mit dem Frankreich Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Litteratur bedrückte. Zugleich mit dem Franzthum muß auch der Katholicismus eine Beschränkung seines Einflusses erleiden. Deutsches Wesen und protestantischer Geist arbeiten sich kräftig empor und bewähren von neuem ihre Gemeinschaft. Der immer mehr erstarkende vaterländische Sinn will vor allem auch in der Litteratur die ihm zukommende Herrschaft antreten. Der „Schüler der Natur, der auf Schweizer-Lands beschneyten Mauren wacht",[27]) er will zum vollen Gefühle seiner Selbständigkeit zurückkehren. Diese glaubt er nicht gefährdet, wenn er ein

[27]) Ihr Schüler der Natur! gebohrn' und wahre Weisen!
Die ihr auf Schweizer-Lands beschneyten Mauren wacht,
Ihr, und nur ihr allein kennt keine Zeit von Eisen,
Weil Tugend Müh zur Lust, und Armuth glücklich macht.

So begann die ursprünglich dritte Stanze der Hallerschen Alpen in der ersten Ausgabe des Versuchs Schweizerischer Gedichten 1732. Schon in der dritten „vermehrten und veränderten" Auflage 1743 erschienen dafür die matteren Zeilen:

Ihr Schüler der Natur! ihr kennt noch güldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich voll fabelhafter Pracht,
Wer mißt den äussern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend Müh zur Lust, und Armuht glücklich macht.

Diese Lesart bringt mir eine Bemerkung Nicolais in den Sinn, die mir schon vor langer Zeit im 125. Litteraturbriefe (September 1760) aufgestoßen. Er erwähnt, daß Haller sich der Herrschaft der sächsischen Mundart gefügt: „Er hat diesem Sächsischen Wohlklange einige seiner vortreflichsten Gedanken aufgeopfert und muß sich wegen einiger wenigen Spuren der Schweizerischen Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch bis jetzt von den sächsischen Puristen grob genug anklagen

Geistesbündniß mit den Engländern schließt. In England hatte sich seit der ruhmvollen Staatsumwälzung, seit der Thronbesteigung des Oraniers, auf neuen sittlichen Grundlagen eine kernhafte Litteratur erhoben, die zu einer tief und weit reichenden Wirkung auf das Leben des ganzen Jahrhunderts gelangen sollte; ein tüchtiger, manchmal schwerwiegender Gehalt einte sich dort mit einer streng gedrungenen oder fein abgeschliffenen Form. Die Schriften der britischen Moralisten, die Werke jener lehrenden, naturbeschreibenden oder predigenden Dichter traten in eine Art von Einverständniß mit der schweizerischen Sinnesweise, die sich an ihnen läutern, kräftigen und vielseitiger ausbilden konnte. Die heilige Poesie Miltons aber, deren Macht erst jetzt ungehemmt in die Gemüther drang, erweckte die höchste Vorstellung von der Würde und dem Vermögen der Einbildungskraft: sie erschloß den Zugang zu einer Welt voll von Wundern; doch diese Wunder sollten nur die höchsten Wahrheiten reizvoll versinnlichen und zugleich verklären. Waren die Schweizer bemüht, die englische Litteratur in den Vordergrund zu rücken, so wollten sie deshalb keineswegs die großen Alten hintangesetzt wissen. Ja, durch die Einfalt ihrer unverfälschten Sitten, durch die Schlichtheit und Gradheit ihres Denkens und Fühlens glauben sie sich befähigter als andere Volksstämme, die erhabene Einfachheit jener altclassischen Dichterwerke zu fassen und wiederzugeben.

Wenn im vorigen Jahrhundert der deutsche Geist machtvoll aufersteht und das Bewußtsein der ihm eingeborenen schöpferischen Kraft wiedergewinnt, dann vollzieht sich eines der folgenreichsten Ereignisse im geistigen Dasein der neueren Menschheit: die große deutsche Litteratur wird begründet. Menschenalter mußten dahin-

---

lassen." — Von Geßner und Zimmermann, deren Schreibart Lessing in eben diesen Litteraturbriefen so hoch gerühmt, sagt Nicolai: „Die besten Schriftsteller in der Schweiz, Geßner und Zimmermann, ereifern sich, es zu einem hohen Grade der Zierlichkeit in der Sächsischen, oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu bringen."

schwinden, bevor die weltgeschichtliche Wichtigkeit dieses Ereignisses selbst von den Erkenntnißfähigen wirklich erkannt ward. Das Deutsche Reich mußte sich erst erheben, ehe vor der geschichtlichen Betrachtung die deutsche Litteratur zu ihrem uneingeschränkten Rechte gelangen konnte. Endlich ist sie uns aufgegangen, jene Erkenntniß. War sie erst nur wenigen erleuchteten Geistern beschieden, so ist sie jetzt beinahe zum Gemeingut geworden. Selbst die Massen vernehmen es aus dem Munde unserer Edelsten, daß die höchsten Bestrebungen der gespaltenen Nation, daß die Sehnsucht, der Wille, des deutschen Volkes Herrlichkeit auf dem Grunde seiner Einheit neu zu erbauen, zuerst in unserer Litteratur Ausdruck und Stütze gefunden.

So würdigen wir denn jetzt, was damals geschah, als die Lebensmacht unserer großen Litteratur sich zuerst uns selbst, allmählich auch den anderen Völkern offenbarte. Wie es aber geschehen konnte, das hat sich uns noch keineswegs bis zu voller Deutlichkeit enthüllt.

Begnügt man sich doch meist, den Verlauf des geistigen Lebens von außen her zu beobachten! Gar manche glauben, dem Werden auf der Spur zu sein, wenn sie die Bedingungen aufzählen können, unter denen das Gewordene sich ausgebildet. Gar manche wähnen auch, aus gewissen sorgsam erforschten Umständen, Antrieben und Anregungen das Werden unserer neueren Litteratur ableiten und erklären zu können. Wer aber den kühnen Ehrgeiz besitzt, in das Wesen des Erscheinenden zu dringen, wer von edlem, hartnäckigem Wissensdrange getrieben wird, die Ereignisse bis in ihren Ursprung zurück zu verfolgen, der sieht sich alsbald zu dem Bekenntniß genöthigt, daß er dem geheimnißvollen, aber deßhalb nicht minder wahrnehmbaren Wirken einer unergründlichen Kraft gegenüber steht, die aus den Tiefen des Seins, wie in erhabener Willkür, hervorbricht. Hier ist dem Forschen die Grenze gezogen. Hier müssen wir uns bescheiden, anzuerkennen und anzuschauen. Der echte Geschichtschreiber, der das Bild des Geschehenen unserm Anschauungs-

und Begriffsvermögen überliefert, ohne daß er darum aufhört, den erkennbaren Gründen des Geschehens nachzuspüren, eben dieser wird nicht zweifeln, wo jene Grenze beginnt. Er wird sie ehren; er weiß, daß jenseits dieser Scheidungslinie der Verstand sein gedeihliches Geschäft nicht mehr ausüben kann, und dem leeren Spiel mit Begriffen sich nicht überlassen darf.

Demgemäß wird gerade der echte Historiker zugestehen, daß bei dem anscheinenden Wunder der Geburt unserer neuen Litteratur auch jene Macht thätig gewesen, deren Walten sich oft genug unserem Erkenntnißvermögen entzieht. Ohne Zweifel ist es gelungen, viele jener geistigen Vorgänge, die unser neu aufsteigendes Bildungsleben begleitet und gefördert haben, aus den geschichtlichen Verhältnissen heraus zu begründen und begreiflich zu machen. Wie vieles aber blieb noch unergründet!

Doch wer möchte deshalb kleinmüthig von weiterem Forschen abstehen? Wer wollte an der Möglichkeit verzagen, daß auch hier sich das verschlungene Gewebe von Ursachen und Wirkungen immer deutlicher vor unsern Blicken auseinanderlegte? — Wie aber auch unsere Einsicht reifen, welcher Zuwachs unserm Wissen künftig noch beschieden sein und wie demgemäß das Urtheil über so manche Einzelheiten sich wandeln mag, so steht doch sicher nicht zu befürchten, daß der Urtheilsspruch besonnener und billig denkender Historiker die Schweizer jemals von der Ehrenstelle hinwegdrängen wird, die sie bisher in der Entwickelungsgeschichte unserer Litteratur eingenommen. Vielleicht ist sogar die Erwartung gerechtfertigt, daß man in Zukunft ihrer vorbereitenden Thätigkeit, die den deutschen Gemüthern einen so kräftigen und nachhaltig fortwirkenden Anstoß mitgetheilt, eine noch erhöhte Bedeutung beimessen könnte. Als Klopstock sich (10. August 1748) mit seinem ersten, lateinisch verfaßten Briefe an Bodmer wandte, schilderte er, wie er in seinen arbeitseligen Jünglingsjahren Homer und Virgil zu seiner Rechten, Bodmers und Breitingers kritische Schriften aber zu seiner Linken gehabt; er

schildert ferner, wie durch den von Bodmer übersetzten Milton das Feuer, das Homer in ihm entzündet hatte, zur lodernden Flamme angefacht worden. Er fand damit den treffendsten sinnbildlichen Ausdruck, um zu bezeichnen, auf welche Weise und bis zu welchem Grade die Begründer der Litteratur in Deutschland sich den Schweizern verpflichtet fühlten.

Ueberdies kommt noch in Betracht, daß das Schweizervolk Schriftsteller erzeugte, die unter den Ersten waren, welche dem Auslande Theilnahme abgewannen, anfänglich die Neugier weckten, dann die Aufmerksamkeit erregten und bald das Verlangen schärften, mit den bisher aus Unwissenheit mißachteten Erzeugnissen des deutschen Dichtergeistes sich näher zu befreunden.

Auch hier, wo seine Schweizer eine für ganz Deutschland so wichtige Aufgabe übernehmen und sie so rühmlich und gründlich durchführen, auch hier hält sich Baechtolds Darstellung frei von jeder Einseitigkeit, die aus vaterländischer Vorliebe entspringen könnte. Seine Rede bleibt schlicht und gemessen. Er weiß sie zu heben, wo es die Bedeutung des Gegenstandes erfordert; er weiß ihren Ton nachdrücklich zu verstärken, so daß seine Schilderung sich wie von selbst belebt. Aber seiner gesunden Natur widersteht alles Ueberladene und Uebertriebene. Er verschmäht rednerischen Putz, er meidet das überlaute Wort: um so vernehmlicher und überzeugender spricht bei ihm die Geschichte selbst.

Und so tragen wir denn von dieser Darstellung die erneute und bestätigte Ueberzeugung mit hinweg, daß in der That die Schweizer für uns die Führer zum Besseren gewesen. Was sie Heilsames anregten und vollbrachten, hat sich in lebendiger Nachwirkung höchst fruchtbar erwiesen; was in ihrem Wollen und Thun beschränkt und beschränkend war und auch so bleiben mußte, konnte doch den einmal zu höherer Anschauung und Thätigkeit aufgerufenen Geist in seinem fortschreitenden Streben nicht mehr hemmen. —

Gleich zu Anfang des Jahrhunderts begegnet uns die

würdevolle und dennoch heiter gewinnende Persönlichkeit Drollingers, der, wenn auch zu Durlach geboren (1688), als Mensch und Autor mit seinem ganzen Wesen der Schweiz gehört. Seine Gedichte sind gering an Zahl, aber nichts weniger als eintönig. Seine Sprache, seine Verse kommen an Reinheit und Wohllaut fast denen des norddeutschen Hagedorn gleich, die ja noch immer, selbst bei verwöhnten Ohren, durch ihren leichten Fluß sich einschmeicheln. Lernbegierig blickt er auf die Engländer. Unter dem Titel „Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters" übersetzt er Popes Essay on criticism in Prosa wie eine gehaltvolle Lehrschrift.[28]) Er beschwert sich über die Tyrannei des deutschen Alexandriners und schildert mit humoristischem Aerger die Qualen, unter denen dieser bald zu kurze, bald zu gedehnte, aber stets unerträglich einförmige Vers den gehorsam arbeitenden Dichter seufzen läßt. Er empfiehlt das „Reimgebäude, das sich der Britten feineres Ohr erkoren"; ja er wagt sich noch weiter: er versucht, ob ihm Verse ohne Reim gelingen, und wünscht, daß dieser Schellenklang sich nicht mehr hören lasse.[29]) Zugleich scherzt er mit glücklichem Witz über

[28]) In seinem einundzwanzigsten Jahre (1709) hatte Pope diese seine Ars poetica verfaßt, nicht die bedeutendste, wohl aber die geistreichste seiner Arbeiten. Zwei Jahre später ward sie öffentlich bekannt. Am 15. Mai 1711 brachte die 65. Nummer des Spectator die Anzeige: This Day is publish'd An Essay on Criticism. In der Nummer 253 vom 20. December 1711 rühmte dann Addison den Essay als a Master-piece in its kind. Die Prosa der Drollingerschen Uebersetzung ist an zwei Stellen (v. 350. 366) von gereimten Alexandriner unterbrochen (in der Ausgabe Drollingers von Spreng 214 und 218).

[29]) S. 97:

> O möchte doch ein deutsches Ohr
> Sich von dem Schellenklang entwöhnen!
> Die Zürcher-Mahler gehn uns vor,
> Und wagen sich mit freyen Töhnen
> Vor unsrer Musen eckeln Chor.

In diesen Versen zielt Drollinger auf den 7. Discours im zweiten Theile der Discourse der Mahlern (1722), der also beginnt: „Die Kühnheit, die ich gehabt habe, Verse ohne Reimen zu machen, hat mir einen

die anmaßliche Nichtigkeit der Gelegenheitsdichterei. In Drollinger meldet sich, wenn auch leise, das Neue, das Künftige. Er deutet auf manches Erstrebenswerthe.

In geistiger Machtfülle, ehrfurchtheischend im Kreise der Zeitgenossen, steht Albrecht Haller da. Während des vierten und fünften Jahrzehnts, bis zu dem Augenblick, da die Klopstockſche Poesie blendend aufleuchtet, verkörpert sich in ihm das Edelste und Höchste der neuen Dichtung. Seine Wirkungen reichen über ganz Deutschland, und über Deutschland hinaus. Ganze Dichter- und Dichtungsclassen stehen zu ihm im Verhält-

---

Schwarm von Feinden über den Halß gezogen, die über meine Uebersetzung ein Geschrey machen als ob ich die Musen und den Parnasse verrathen hätte." — Im fünften Discours war nämlich der Anfang des zweiten Gesangs von Boileaus Art poétique in reimfreier Uebersetzung mitgetheilt worden. Ein Verspaar zur Probe! Boileau sagt von der Hirtenidylle:

Il faut que sa douceur flatte, chatouille, éveille,
Et jamais de grands mots n'épouvante l'oreille.

Das lautet im damaligen Schweizerdeutsch:

Sie kitzelt, sie flattiert mit ihrer Zärtlichkeit,
Und schreckt das Ohre nicht mit ungeheuren Worten.

Dieser siebente Discours, der gegen die Reime eifert, ward etwa ein Vierteljahrhundert später umgearbeitet im achtundzwanzigsten Blatt des Mahlers der Sitten (1746) 1,308—321. — Haller, obwohl zwanzig Jahre jünger als Drollinger, hat der Neuerung widerstanden; er hat sich nie zu einem, wie Bodmer sagen würde, „unbereimten" Gedichte herbeigelassen. In der Vorrede zur zehnten Auflage seiner Sammlung 1768 rechtfertigt er sich deshalb mit einer etwas ironisch gefärbten Bescheidenheit: „Einmal sind meine Gedichte geschrieben: sie in reimlose Linien zu übersezen wäre eine fruchtlose Bestrebung; ich muß mich damit tröſten, daß meine in den veralternden Reimen geschriebenen wenigen Gedichte an den Franzosen, am Pope, am Hagedorn und Uz noch einen Schirm haben, und nicht völlig aus dem Parnaß verdrungen werden können, so lange ihnen so mächtige Verbündete bleiben." — Als Haller diese Worte schrieb, hatte die Poesie Klopstocks seit zwei Jahrzehnten ihre Wirkung geübt. Jener Satz ist übrigens von mir nach der letzten, elften, Auflage citiert worden, die einige Veränderungen zeigt. In der zehnten hieß es: „veralterten Reimen"; und am Schlusse stand: „so lange sie so mächtige verbündete haben". Man sieht auch hier, wie Haller feilte.

nisse der Abhängigkeit. Begreiflicher Weise liefert ihm auch die Schweiz ein ansehnliches Gefolge von Nachahmern, unter denen Johann Konrad Peyer (1707–1768) und Samuel Hieronymus Grimm (1733–1794) die Töne des Meisters wohl am erkennbarsten wiedergeben.[30])

Als Hallers Dichterwort zuerst laut erklang, hatte das litterarische Deutschland schon seit geraumer Zeit sein Augenmerk auf die Schweiz gerichtet. Schon seit zehn Jahren hatte damals Bodmer in Gemeinschaft mit seinem Breitinger an der Aufgabe gearbeitet, die Tugend und den guten Geschmack — wie die Formel lautete — in den heimischen Bergen einzuführen. Es konnte daher auf den ersten Blick befremden, daß Baechtold, scheinbar unbekümmert um die Zeitfolge, die Hallersche Poesie den theoretischen Bemühungen der Schweizer voraufgehen läßt. Dennoch, aus inneren wie äußeren Gründen, wird man diesem Verfahren zustimmen.

Haller steht den Zürichern selbständig gegenüber. Seine schweizerische Muse mußte ihnen zwar als eine höchst

[30]) Goedeke — man sollte den Namen des Vielverdienten nicht ohne den Ausdruck inniger Erkenntlichkeit nennen — Goedeke hat in der zweiten Auflage seines Grundrisses gerade am Schlusse des 198. Paragraphen die Namen Abraham Kyburtz, Peyer und Grimm nach einander vorgeführt. Die beiden Letztgenannten sind die oben erwähnten Nachahmer Hallers; Kyburz aber hat nach Baechtolds höchst belustigender Schilderung (S. 516–517; vgl. Anmerkungen S. 163–169) Hallers Alpen schmählich ausgeschrieben und noch schmählicher verunstaltet. Nun wird aber bei Goedeke Haller selbst erst im Paragraphen 204, und leider recht ungenügend, behandelt. Wie soll man nun, wenn man im Paragraphen 198 jene bloßen Namen antrifft, auch nur ahnen können, daß ihre Träger in irgend einer Beziehung zu Haller stehen? — Unter den Nachfolgern Hallers erwähnt und charakterisirt Baechtold auch (S. 518–20) den Baseler David La Roche (1745–1817). Wenn dieser den Frühling beschreibt, glaubt Baechtold das Vorbild Kleists zu erkennen. Mich erinnert die angeführte Probe eher an Uzens Lobgesang des Frühlings, der zuerst in den Leipziger Belustigungen des Verstandes und des Witzes 1743 (1,486) erschienen war. Vgl. S. 13 in Sauers vorzüglicher Ausgabe der Sämtlichen Poetischen Werke von J. P. Uz. Stuttgart 1890.

willkommene Erscheinung gelten. Sie sahen in ihr eine freiwillige Bundesgenossin im Kampfe gegen Ungeschmack, hochmüthige Oberflächlichkeit und verstandesdürre Prosa. Schon aus patriotischem Eifer fühlten sie sich zur Vertheidigung dieser Muse verpflichtet, wenn sie durch thörichte oder hämische Angriffe belästigt ward.[31]) Aber sie hatte, während sie in ihrer strengen Eigenart selbstbewußt sich ausbildete, durch die Anregungen, die sich von Zürich her zu verbreiten begannen, keine unmittelbar entscheidende Förderung erfahren. Nicht in der Hallerschen, erst in der Klopstockschen Poesie konnten die Schweizer die Bestätigung ihrer Lehren begrüßen und die Verwirklichung alles dessen, was sie erahnt und gehofft, im Ueberschwang bewundern.

Durch die gewählte Anordnung verschafft sich nun aber der Darsteller auch den wesentlichen Vortheil, daß er den Reichthum der Thatsachen und Gestalten, die aus dem ganzen Bezirke des Jahrhunderts ihm entgegenkommen, um einen unverrückbaren Mittelpunct zu anschaulicher Einheit sammeln kann. Diesen Mittelpunct bildet Bodmers Leben und Thun. Oder vielleicht sollte ich lieber sagen: Das Leben dieses Unermüdlichen ist gleich einem weit gespannten Rahmen, in den die Erscheinungen und Ereignisse jener ausgedehnten Epoche wie von selbst sich einfügen. Am 19. Juli 1698 war Johann Jakob Bodmer zur Welt gekommen; am zweiten Tage des Jahres 1783 endete er sein vollkommen durch- und ausgelebtes Dasein. Friedrich Leopold Stolberg, der wegen seiner verdeutschten Ilias noch zuletzt von dem gereizten Greise mit viel stachelichten Reden

[31]) Vertheidigung der Schweitzerischen Muse Hrn. D. Albrecht Hallers. Zürich 1744. (Von Breitinger.) Vgl. dazu die spöttelnde Anzeige im siebenten Stück der Hallischen „Bemühungen" S. 572—74. — Breitingers Schrift verdiente einen mit den nöthigen Erläuterungen versehenen neuen Abdruck. Wie Haller selbst diese seine Vertheidigung aufgenommen, erzählt Bodmer in einem Briefe an Zimmermann (1778) bei E. Bodemann, Johann Georg Zimmermann (Hannover 1878), S. 180.

befriegt worden, hat ihm damals edelsinnig und aus versöhntem Gemüthe nachgerufen:[32])

Keine Klag' erschall' an der Gruft des heiligen Sängers,
Denn reif senkte sein Haupt sich wie die goldene Frucht.

Acht Jahre vor Lessings Geburt war Bodmer schon aufs litterarische Feld geeilt und bestand erfolgreich seine jugendlichen Wagnisse; schon zwei Jahre war Lessing dem Erdendasein entrückt, als Bodmer sanft von der Hand des Todes berührt ward.

Sich regen und bewegen — das blieb für Bodmers Natur die erste aller Forderungen, das unerläßlichste aller Bedürfnisse. Empfänglich nach den verschiedensten Richtungen hin, reizbar und aufreizend, rasch auflodernd in kindlicher Begeisterung für das verkannte oder nur von ihm erkannte Große, zäh im Festhalten seiner Ansichten und Absichten, von deren Verbreitung und Erfüllung allein er das Heil erwartete; grillig und launenhaft, zuweilen ein griesgrämiger Haberecht, und als solcher blindlings zu den schlimmsten Fehlgriffen fortgerissen, im Ganzen aber lebensklug und gewandt; ungeachtet einer gewissen Neigung, sich in sich selbst schen zurückzuziehen, doch in seiner Kampfeslust immer gleich bereit zum ernsten Gefecht wie zum leichten Scharmützel; hie und da zu kleinen versteckten Listen und Ränken

---

[32]) Dies Distichon ist der Elegie auf Vater Bodmer entnommen, die an der Spitze des Vossischen Musen-Almanachs für 1784 erschien. — „Bodmers Tod hat mich gerührt“ — schrieb der Graf an Halem am 16. Februar 1783. „Da so viele schon als Jünglinge sich alt und vergessen schreiben, ist es rührend, daß der edle Greis singend und zu früh im 84. Jahre von hinnen schied.“ (Briefe im Anhang zu Halems Selbstbiographie, Oldenburg 1840, S. 8). So lange der Alte lebte, hatte Stolberg freilich seinen Aerger über den allzu rüstigen Nebenbuhler nicht verhehlt. Er schreibt an Voß am 14. Juny 1779: „Die Berliner sollen sich so sehr prostituiret haben, daß sie Bodmers Uebersetzung der meinigen vorziehen. Wird denn niemand die Schreyer an den Pranger stellen?“ — Um zu erfahren, mit welchen Belehrungen der Greis den jugendlichen Grafen heimsuchte, durchblicke man vor allem den Aufsatz: Schwierigkeiten den Homer zu verdeutschen. Literarische Denkmale (Zürich 1779) S. 51—62.

sich herbeilassend, aber in seiner festbegründeten sittlichen Tüchtigkeit von allem Niedrigen und Gemeinen unberührt — so war er durch sein ganzes Wesen befähigt, die noch schlummernden Lebenstriebe einer werdenden Litteratur zu wecken, die Geister zum Vordringen in noch verdeckte Kunstregionen zu ermuntern und die Gemüther zur Aufnahme des erwarteten Neuen vorzubereiten. Ihm war es gegeben, eine Partei um sich zu vereinigen und zusammenzuhalten, Mitarbeiter anzuziehen und Jünger an sich zu fesseln, die auch dann noch ihre persönliche Treue ihm bewahrten, wenn sie in seinen Anschauungen sich nicht mehr befangen fühlten, oder schon längst die Grenzen des geistigen Gebietes, in dem er waltete, im Drange nach Selbstständigkeit überschritten hatten. Selten ist jemand gleich ihm für sein vorgeschriebenes Lebenswerk so zweckmäßig und so genügend ausgerüstet worden. Seine sprunghafte Beweglichkeit war mit beharrlichem Wollen gepaart. Belächeln wir seine Rührigkeit im Kleinen, so können wir seine Thätigkeit im Großen und deren Ergebnisse doch nicht ohne Staunen betrachten. Erfüllt uns die Erinnerung an die Unsumme seiner epischen und dramatischen Vergehungen mit einer Art von heiterm Entsetzen, so müssen wir doch die derbe Kraft seines poetischen Sinnes bewundern, der, nicht befriedigt durch überlieferte Schulformeln, den Begriff des Schönen erfassen will, der sich in biblische, classische und mittelalterliche Dichtung eben so gern hineinfindet, wie in die Welt Miltons und Klopstocks, ja sogar in Dante und Cervantes einzudringen versucht.[33])

[33]) Wie fein und unterhaltend ist das Kapitel „Von dem Character des Don Quixote und des Sanscho Pansa“, das er seinen Critischen Betrachtungen über die Poetischen Gemählde der Dichter (1740, S. 518—547) einverleibt hat! Gedankenschwere Verse aus Hallers Lehrgedichten über Vernunft, Aberglauben und Unglauben und über die Falschheit menschlicher Tugenden benutzt er höchst glücklich, um das Wesen des unvergleichlichen Manchaners zu beleuchten. Und wie sinnig spricht er eben dort S. 43 über Dantes Francesca! Die entscheidenden Verse Quando leggemmo — wagt er nicht zu übersetzen; er legt sie in der Ursprache vor.

Langlebig zu sein, das war für Bodmer die nothwendige Bedingung seines Wirkens; daß er erst im höchsten Alter starb, dadurch erhält seine Persönlichkeit, wie sie in der Geschichte vor uns steht, das einzige und nicht zu tilgende Gepräge. Freilich könnte man fragen: hätte das Geschick ihn früher abberufen, blieb dann sein Ruhm nicht besser geborgen? Wie manches kleinliche und thörichte Beginnen, wodurch er selbst in späteren Jahren sein Ansehen herabsetzte, wäre dann unterlassen worden! — Blicken wir aber jetzt nach mehr als hundert Jahren auf den Endpunkt seiner Laufbahn zurück, so thun wir unwillkürlich den Ausspruch: Diesem Leben durfte kein früheres Ziel gesetzt werden! Selbst seine letzten Altersstunden sind nicht vergebens hingeschlichen. Bis über die erste Hälfte des Jahrhunderts hinaus ward er als Vorkämpfer der guten Sache einer fortschreitenden Litteratur bewundert und unterstützt, aber auch gefürchtet und leidenschaftlich befehdet; dann stand er unter den nachwachsenden Geschlechtern da, im Vollgenuß der Verehrung, die von dankbaren Schützlingen ihm gezollt ward, ihm, dem Beschirmer strebender Talente, dem urväterlichen Pfleger alles Guten, das er schon im schüchternen Keim zu entdecken und zu fröhlichem Wachsthum zu befördern wußte. Mochte er noch so oft den allzu wohl verdienten Spott auf sich herabziehen, mochte man die verkrüppelten Spätlinge seiner jämmerlichen Dichterei noch so verächtlich bei Seite schieben, — gern vergaß man alsbald wieder des Spottes, um vornehmlich der rühmenswerthen Mühen des Greises zu gedenken, dessen Dasein mit der werdenden und immer reicher sich entfaltenden Litteratur Deutschlands auf das innigste verwachsen schien.

Mit seltsamen Lobestönen ward er zuweilen angesungen. Gotthold Friedrich Stäudlin pries ihn als „unsrer deutschen Musen grauen Nestor“ (Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer, Stuttgart 1794, S. 313); Haschka, dessen Name am Schlusse der Xenien bedenklich prangt, richtete an Lavater elende Verse, in denen er die Hoffnung ausspricht, der Bodmer=

schen Lieder Allgewalt werde einst die Kinder der zehnten Urenkelin zu schönen Thaten erregen; zugleich nennt er den eben Hingeschiedenen einen „Miterzeuger Teutonas". Dagegen erkennen wir die ungeschminkte Wahrheit in den Worten, die S. Hirzel 1761 seinem Trauerspiele Junius Brutus vorsetzte, welchem Baechtold (S. 654) das Zeugniß ausstellen darf, es sei „weitaus das bedeutendste schweizerische Drama der Zeit". Hier erscheint Bodmer als Schutzgeist der Jugend. Wir sehen ihn, „wie Er für die Besten Vaterliebe hat, ihnen das innigste Vertrauen schenkt, und über jedes ansteigende Glück Freuden-Thränen weint." Es wird auf den Segen hingewiesen, „den seine Tugend, mit Weisheit geziert, über das ganze Vaterland verbreitet, jetzt, da die vast ausgeloschene Tugend das Haupt neigt, und Pracht und Müssiggang, und Neigung zur Wollust uns mit schlimmverdorbenen Sitten drohen." Ihm wird es als Verdienst zugeschrieben, „daß Redliche im Stillen die Tugend noch verehren, und im engern Kreise ihren angenehmen Geruch ausbreiten." — Im Anblick der Leiche Bodmers rühmt Lavater aus eben so echter Empfindung,

Wie sein Vateraug' Jünglingen gelacht.

Johann Georg Jacobi aber weiß dem Noahdichter nichts Passenderes als Verse aus dessen eigener Noachide nachzusingen; dann feiert er in einem gefühlvollen Liede zu Gleims Geburtstag (2. April 1783) den jüngst verblichenen als den, der „kämpfte für die zarte Blüthe deutscher Kunst", der dastand, „wie die Zedern Gottes stehen",

Der sein edles graues Haupt,
Wipfeln gleich von Zedern, die ermatten,
Hingesenkt in stille Schatten.[34])

---

[34]) Ich bin mit einiger Sorgfalt den Gedichten nachgegangen, die Bodmers Tod im Jahre 1783 hervorgerufen. Durchaus geringhaltig an poetischem Werth, zeigen sie doch das Bild des wirklichen Bodmer oder das Abbild seiner Geistesart, wie es sich besonders den jüngeren Mitlebenden eingeprägt hatte. Haschkas Jammerode „Ueber Bodmern an

Die Vorstellung von einem „ermattenden“ Bodmer läßt sich eigentlich nicht fassen. Wie sich ihm auch die Jahre häuften, sie konnten ihm weder die Fähigkeit noch den Muth zum Arbeiten hemmen oder bedrücken; sie konnten auch nicht seinen Geistesblick umdunkeln. So wie Haller in den „Alpen“ (1732) den Schweizer Greis schildert, so mag man sich den Patriarchen der deutschen Litteratur denken:

Bald aber spricht ein Greiß, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimmt,
Die Vorwelt sah' ihn schon, die Last von hundert Jahren
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümmt.

Dichterische Zeugungskraft hatte er niemals besessen; in späteren Jahren gerieth er mit dem ungestalten Wust seiner angeblichen Poesien nur deshalb immer unverkennbarer ins Leere und Nichtige, weil er sie in immer größeren Massen, immer rascher und demgemäß auch sorgloser, den Zeitgenossen, die ihrer nicht achten wollten, hinwarf. Sobald er sich aber in seiner Prosa, die etwas von der Beweglichkeit seines Wesens angenommen hatte, lehrend oder betrachtend erging, konnte man nichts von Abnahme seines geistigen Vermögens spüren. Mit seinen Lebenstagen schien sich seine Lebensrüstigkeit zu steigern.

Lavater. (Im Eismonden 1783)“ steht im Schweitzerischen Museum 1784, 4,1048—50; sie trägt die Unterschrift: Lorenz Leopold Haschka, Exjesuite aus Wien. — Lavaters Verse: „Bei Bodmers Leiche“ brachte das Deutsche Museum 1783, Februar, S. 169. Im Aprilhefte erschienen dann S. 356—61 J. G. Jacobis prosaische und poetische Aeußerungen „Zu Bodmers Gedächtnisse.“ Jacobi macht hier in Bezug auf Bodmer eine Bemerkung, die auch auf andere Personen und Zeiten Anwendung findet; er redet von dem „Haufen unsrer undankbaren Deutschen, welche selten einen grossen, von ihnen selbst vergötterten Mann unter sich sterben lassen, ohne ihn vor seinem Ende jedem muthwilligen Knaben Preis zu geben. Nicht allein sehen sie ruhig zu, wie er geneckt und verhöhnt wird; sondern sie haben zum Theil ihre Kurzweil daran. Ist er endlich aus ihren Augen weg, so machen sie, ohne das Vergangene zu bereuen, ihn wieder ehrlich, und pralen gegen die Ausländer mit ihm.“ —

Im achtzehnten Jahrhundert zeigt nur Voltaires irdisches Wirken eine ähnliche Dauer und Ausdauer. Wie oft hatten die Jüngeren, halb höhnisch, halb mitleidig, den scheinbar abgearbeiteten Alten, unter Anerkennung alles dessen, was er bereits geleistet, mit einem ehrenvollen Abschied begnadigen wollen, so daß er mit unverletzter Würde vom litterarischen Schauplatze sich hätte hinwegbegeben können! Aber fern lag ihm jeder Gedanke an einen Rücktritt aus der Bahn, die bis ans Ende zu durchlaufen er vor seinem eigenen Gewissen sich verpflichtet fühlte. Wie er einst den Schatz Miltonscher Poesie für die Deutschen gehoben, wie er dann in der vollen Reife des Mannesalters Klopstock erkannt, verherrlicht und leider auch nachgeahmt hatte, so mußte er noch in den Jahren des höchsten Greisenthums als Vertrauter Homers mit Stolberg sich messen und mit Voß, und zur Erfrischung für sich und andere den Apollonius, den späten Epiker, dessen Kunstgedicht von der Argonautenfahrt er schon längst mit seiner Neigung beehrt hatte, in seine Hexameter wohlgemuth übertragen.[35]) Vermochte er um die

[35]) „Der Dichter der Noachide" gab 1778 Homers Werke heraus; im nächsten Jahre ließ er „Die Argonauten des Apollonius" folgen. Für den Anhang übersetzte er einen beträchtlichen Abschnitt aus dem vierten der pythischen Siegesgesänge Pindars. Er sagt S. 221: „Lasset mich diese Episode in einer Uebersetzung liefern, die sich mehr an Pindars Geist als an seinen Rock anschmieget." — Die Arbeit am Homer hatte sich bekanntlich durch mehre Jahrzehnte hingezogen. Die zweite Auflage seiner gereimten Gedichte 1754 stattete Bodmer mit einer „Zugabe von Briefen" aus. In einem dieser kritischen Briefe vertheidigt und erhebt er den Apollonius; in andern hält er Gericht über Popes Homer. Mit gesundem Sinne beurtheilt er das Bedenkliche in der Uebersetzungsweise des großen Versmeisters. Er trägt Ansichten vor, denen die englische Kritik sich erst gegen Ende des Jahrhunderts zuzuneigen begonnen hat. Man vergleiche nur seine Ausführungen mit dem Urtheil, das in Gentleman's Magazine, August, 1785 William Cowper, der Dichter und Homeriker, über Popes Nachdichtung abgegeben hat. (Cowpers Works, ed. Southey, London 1853, 1,348—51. vgl. 3,216). — Bodmer kritisiert unter anderm die vielberufene Schilderung der Mondnacht, die Pope an den Schluß des achten Buches seiner Ilias gesetzt: As when the Moon, refulgent lamp of Night u. s. w. Von diesem Meisterstück

Mitte seines Lebens durch treffende Kritik und wohlausstudierten Spott die Herrschaft Gottscheds zu brechen, so war ihm in höheren Jahren das Mißgeschick beschieden, Lessingsche Werke ingrimmig zu bespötteln oder noch ingrimmiger zu parodieren. Um ihn her starben seine Streitgenossen und Kampfesbrüder, wie die Herolde seines Sieges. Sein Breitinger ging vor ihm ins Jenseits (13. December 1776); nach etwas mehr als zwei Jahren folgte Sulzer, der im Norden Deutschlands als treuer Sendbote die schweizerische Kunstlehre verbreitet und, allen feinen und rohen Spöttereien zum Trotz, den Dichterruhm Bodmers bis zum Ueberdruß der ungläubigen Hörer verkündigt hatte.[36])

Popescher Versification sagt noch Macaulay in unbewußter Uebereinstimmung mit Bodmer: The single description of a moonlight night in Pope's Iliad contains more inaccuracies than can be found in all the Excursion. Essays 1,306. Muß ich für deutsche Leser noch bemerken, daß die umfassendste unter den naturoffenbarenden Dichtungen von William Wordsworth, die Lord Byrons Witzeleien nicht schädigen konnten, den Titel Excursion trägt?

[36]) „Gedanken von dem vorzüglichen Werth der Epischen Gedichte des Herrn Bodmers" veröffentlicht J. G. S.(ulzer) zu Berlin 1754. — Diesen prosaischen Hymnus beginnt Sulzer mit dem Ausdrucke des Wunsches, den Noah in jedermanns Händen zu sehen. Dann folgen die unglaublichen Worte: „Mir kam gleich zu Sinn, wie Homer von den Griechen und Römern als ein tägliches Handbuch gebraucht worden, woraus sie ihren Witz, ihre Exempel, ihre Klugheit und Sittenlehre schöpften. Ich wünschte, daß Bodmer der Homer der Deutschen werden möchte, besonders da ich gleich sah, daß sein Gedicht vor der Ilias oder Odissee sehr merkliche Vorzüge hatte, von welchen ich hernach ausführlicher handeln werde." — Da darf man sich doch nicht mehr wundern, daß dreizehn Jahre hernach Herder in der zweiten Sammlung der Fragmente über die neuere deutsche Litteratur (Suphan 1,296) ausrufen konnte: „Bodmer und Homer! Nein, ich wage es nicht, über zwei so ehrwürdige Greise zu urtheilen; Noah mag heiliger seyn; er mag moralischer seyn" u. s. w. — In der umgearbeiteten zweiten Sammlung wollte Herder dann doch die Noachide einer umständlichen Kritik unterziehen: so weit diese ausgeführt worden, findet sie sich bei Suphan 2, 163—178. Neben Wielands ungeheuerlichem Tractat von den Schönheiten des „Noah" erscheint sie höchst anziehend. Vgl. Suphans Note 2, 374. — Noch im Jahre 1771 konnte man in Sulzers Allgemeiner Theorie der Schönen Künste am Schlusse des Artikels Helden=

Wie klar mochte sich Bodmer noch der Zeiten erinnern, da er miterlebte, wie Hagedorn, Haller, Kleist mit ihren ersten Versuchen in die deutsche Dichtungswelt hineintraten! Nun mußte er diese jüngeren, ihm dankbar befreundeten Poeten alle überleben. Er aber hielt sich aufrecht. Er söhnte sich aus mit manchen, die er ehedem bekriegt oder gering geschätzt, wie mit Christian Felix Weiße und Friedrich Nicolai.[37]) Konnte er in die Fortentwickelung des litterarischen Lebens nicht mehr unmittelbar eingreifen, so ging und griff er doch unablässig nebenher. Seine bis zu übermäßiger Ausdehnung angeschwollenen Briefwechsel mit älteren und jüngeren Vertrauten gewähren den Eindruck, als besäßen wir an ihm einen der ergiebigsten Chronisten des Jahrhunderts. Seine Aufzeichnungen, die man nicht ohne sichtende Kritik benutzen wird, lassen uns gleichsam in die Winkel und Ritzen des Litteraturgebäudes seiner Zeit hineinblicken.

Baechtold sagt im Vorworte, er sei sich wohl bewußt, daß der Abschnitt über Bodmer den Charakter einer vollständigen Monographie trage; er fügt hinzu, niemand brauche ihn dafür zu tadeln. Aber welcher Einsichtige wird sich denn beikommen lassen, ihn deshalb mit irgend einem Tadel zu behelligen? In Bodmer schließt sich die schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zusammen. In seine Thätigkeit verwebt und verzweigt sich das Wollen und Wirken der hervorragenden Zeit-

---

gedicht lesen, daß „Bodmer durch manches prächtiges Gemähld aus der Natur und aus den Sitten, und durch die hohe Sinnesart seines Noah und Sipha sie — nämlich Homer und Virgil — in Verwunderung setzen würde."

[37]) Nur des Grolles gegen Lessing konnte sich der Greis nicht entschlagen. Noch in seinem Gedichte „Bodmer nicht verkannt", das erst zehn Jahre nach seinem Tode öffentlich erschien, finden sich die komisch-bösen Hexameter:

> Freilich verkannt' ihn, der des christlichen Glaubens Apostel
> Nicht seyn lies, was sie sind, der erstlich den weisen Aesopus
> Hatte mißhandelt, hernach die heiligen Männer und — Klozen.

(Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer 1794, S. 315.)

genossen. Sie stehen und bewegen sich neben ihm als selbst- ständige Mitarbeiter. Sie werden von ihm angetrieben, gefördert, bald auf richtige Pfade, bald in bedenklichere Bahnen geleitet, oder sie nähern sich ihm in freiwilliger Anerkennung. Breitinger und Sulzer, Meyer von Knonau, Geßner, Lavater, Zimmermann und Iselin — alle diese würdigen und edlen Gestalten finden nothwendigen Eintritt in den Bereich des Bodmerschen Lebens. Klopstock, Kleist, Wieland treten als vorübergehende, glänzende Erscheinungen hinzu. Eine Schar untergeordneter Dichter, Uebersetzer, gemeinnütziger Schriftsteller sammelt sich um Bodmer oder blickt auf ihn als den gemeinsamen „literarischen Vormund". So wird die Monographie zur gestalten- und farbenreichen Geschichtsdarstellung.

Dem großen Zeitabschnitte, den Baechtold hier am Schlusse seines Werkes so glücklich und so gründlich behandelt, hat schon vor manchen Jahren J. C. Mörikofer seinen rühmenswerthen Fleiß gewidmet. Aus liebevoll eingehender Beschäftigung mit dem Geistesleben der neueren Schweiz war ihm das Werk erwachsen, das er unter dem Titel „Die Schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts" bei Hirzel in Leipzig erscheinen ließ. Ohne ins Breite zu gerathen, gab es auf seinen nicht weniger als 536 Seiten Rechenschaft von allem, was in Dichtung und Kunstlehre, in den Gebieten der Geschichtsforschung, der Staatswirthschaft wie der Erziehungskunst geleistet worden. Aber diese Rechenschaft ward nicht in einem zusammenhangenden, alle Thatsachen zu einem Ganzen verknüpfenden geschichtlichen Berichte abgelegt. Es dünkte den Verfasser zweckdienlicher, den Stoff über eine größere Anzahl biographischer Kapitel zu vertheilen, bei deren Anordnung zwar die Zeitfolge beachtet ward, von denen aber jedes einzelne für sich abgesondert dastand. Unter der Schar vaterländischer Männer, die durch ihre Thätigkeit ein neues Zeitalter erhöhter Bildung für die Schweiz heraufgeführt hatten, traf er eine klug berechnete Wahl. So fanden sich vierzehn erlesene Persönlichkeiten zusammen. Haller zeigt

sich an ihrer Spitze; mit Johannes Müller, Martin Usteri und Salis schließt die würdige Reihe. Dazwischen erhält Bodmer den gebührenden breiten Platz (S. 72—247); zu Salomon Geßner gesellt sich Zimmermann, an Lavaters Seite tritt Pestalozzi.

Für jede dieser Gestalten weiß uns Mörikofer das rechte Maß der Theilnahme abzugewinnen. In gemüthswarmem Tone giebt er unterhaltende und ausreichende Kunde von den Geschicken und Leistungen dieser Männer. Das Löbliche in ihrem Wesen und Thun hebt er mit offenbarer Neigung hervor; das Unzulängliche und Verfehlte wird meist nur schonend angedeutet. So vermißt man wohl an einzelnen Bildern Schärfe und Sicherheit der Umrisse. Dennoch entsteht aus der ganzen Reihenfolge ein befriedigendes Gesamtbild. Es weckte freudige Dankbarkeit in jedem Beschauer. Denn hier ließ sich gewahren oder wenigstens ahnen, welche bedeutungsvollen und heilsamen Wirkungen entspringen mußten, wenn das beharrlich lebhafte, nach verschiedenen Seiten vordringende und doch immer auf bestimmte Ziele gerichtete Bestreben der Schweizer aus ihrem engeren Bezirke in den weiten Umfang der deutschen Litteratur hinübergriff.

Freilich findet jetzt der aufmerksame Leser des vor etwa vierzig Jahren ausgearbeiteten Buches mannigfache Gelegenheit, eingeschlichene Irrthümer und Mißverständnisse im Stillen zu berichtigen. Und wer hätte sich, bei dem damaligen Zustande des litterarhistorischen Wissens und Forschens, von dergleichen Versehen gänzlich frei halten können? Vielmehr haben wir zu rühmen, daß sie der Belehrung, die man durch jene gefälligen Schilderungen empfing, keinen wesentlichen Abbruch thaten. Nur selten verleiten sie zu einer durchaus unrichtigen Auffassung des geschichtlichen Verlaufs.

Ein Beispiel solcher schwer lösbaren Verwirrung begegnet uns zu Anfang des Abschnittes, der zeigen soll, wie die Züricher Kunstlehrer zum endlichen Siege über den Leipziger Kunstrichter gelangten (S. 132). Noch immer ist es wohl keine unnütze

Mühe, die Angaben, die hier ungehöriger Weise zusammengereiht worden, zu prüfen, zu sichten und schicklich zu ordnen.

Um das Jahr 1740 waren Breitinger und Bodmer mit ihren vier bedeutsamen Werken hervorgerückt, in denen sie, dem Ansehen und den Schulbegriffen Gottscheds gegenüber, ihre selbstständigen Anschauungen geltend machten. Der hiermit begonnene Kampf ward alsbald lebhaft und hartnäckig weitergeführt in der von Zürich ausgehenden Sammlung Critischer, Poetischer, und andrer geistvollen Schriften. Zwölf Stücke umfassend, erschien sie seit dem Frühling 1741 und kam 1744 zum Abschlusse.[38]) Nach Mörikofers Erzählung nun müßte

[38]) Dem angegebenen Titel sind noch die Worte zugesetzt, die auf den lehrhaften und polemischen Zweck der einzelnen Abhandlungen deuten: „Zur Verbesserung des Urtheils und des Wizes in den Werken der Wolredenheit und der Poesie." — Im April 1741 berichtet Bodmer an Zellweger, das erste Stück sei heraus. Im November gedenkt er der Belustigungen des Verstandes und des Witzes. Diese waren seit dem Juli (Heumonat) 1741 zu Leipzig unter J. J. Schwabes Leitung ans Licht gekommen und gleich in ihrem ersten Stück mit der komischen Epopöe „Der deutsche Dichterkrieg" belastet worden, in der Bodmer und Breitinger (Merbod und Greibertin) als verhöhnte Helden auftraten. Bei Erwähnung dieser prosaischen Witzgeburt der Gottschedianer sei noch bemerkt, daß die Chiffre N. H. D. nicht bloß, wie man angegeben findet, am Schlusse des dritten Buches erscheint: sie steht schon hinter dem ersten. „Ihr glaubt gerne", schreibt Bodmer, „daß uns diese Sottise eine rechte Freude gemacht hat." Am 10. December (Christmonat) sendet er dann das dritte Stück der Sammlung, das, als Antwort auf den Dichterkrieg, „das Complot der herrschenden Poeten" enthält; es nimmt auch sonst auf den Inhalt des ersten Stückes der „Belustigungen" vielfach Bezug: er erleidet eine ausführliche und höchst unglimpfliche Prüfung. Man vergleiche aber auch dort die Worte auf S. 136 mit S. 8 der Vorrede zum ersten Stück der Belustigungen: „wenn nicht erst kürzlich wieder ein Schriftsteller hervorgewachsen wäre." — Am 31. Januar 1743 schickt Bodmer dann das siebente Stück der Sammlung; am 7. December 1743 redet er mit dem Freunde über den Schluß des Ganzen. — Durch Freundes Güte ward mir schon vor Jahren vergönnt, von der Urhandschrift der Briefe Bodmers an Laurenz Zellweger, der als Philokles dichterisch gefeiert ward, genaue Einsicht zu nehmen. Mir dienen jetzt die Auszüge, die ich damals zu bestimmtem Zwecke zusammenstellte. Wer diese Briefe, die

man annehmen, Bodmer habe damals, klagend über den mißlichen Erfolg seiner satirischen Schriftstellerei, als ein Entmuthigter vom Kampfe abgelassen. „Bodmer fand daher gerathen", — heißt es wörtlich, „die Zeitschrift mit 1744 zu schließen, indem Gottsched nun genug gezüchtigt sei; während er dagegen seinem Freunde gestehen mußte, Gottsched sei in den Augen der Menge fast Sieger." — Wie? Noch um jene Zeit hätte Bodmer solchen Kleinmuth gehegt und über seine eigene Stellung so ungünstig geurtheilt? — Keineswegs! Wohl war er früher in seiner kindischen Reizbarkeit mit mißmuthigen Aeußerungen gegen die Freunde herausgefahren, wenn diese bei dem feindseligen Gebaren der sächsischen Gegner sich fast lässig und unkriegerisch erwiesen. Im März 1742 hatte der weltkluge Zellweger den hart kämpfenden Freunden gerathen, sich durch den Mercure de Neufchatel den Franzosen bekannt zu machen und mit ihnen in Verbindung zu treten. Dieser Rath jedoch ward von Bodmer zurückgewiesen. In erregter Stimmung fragte er, warum sie selbst das thun sollten, warum es nicht andere thäten, warum niemand der Wahrheit um ihrer selbst willen Zeugniß gäbe? „Wir sehen uns verlassen", rief er aus, „allein, beynahe verrathen. Was können wir weiter thun? Erwarten, daß die Wahrheit sich selbst an den hellen Tag durchbreche, und inzwischen mit Sticheln die Schamhaftigkeit rege machen." — Doch schon im Beginn des Jahres 1743 konnten die Schweizer sich des Durchbruchs der Wahrheit erfreuen. Da jubelt Bodmer: „Der Sieg hat sich völlig auf unsere Seite gelenket" (Baechtold S. 561). In Liscow[39]) und Rost kann

---

auch Baechtold auf das sorgsamste ausgenützt hat, ihrem ganzen Umfange nach kennen lernt, der erblickt in ihnen ein klares Spiegelbild des Bodmerschen Wesens.

[39]) Der Satiriker hatte sich in der Vorrede zu Heineckens verdeutschtem Longin (1742) auf die Seite der Gegner Gottscheds geschlagen. Ich will nicht unterlassen, hier auch anzumerken, daß die Hällischen „Bemüher" sich weigerten, in dieser Vorrede Liscows Hand und Geist zu erkennen. In ihrem zweiten Stück S. 17 war zu lesen:

er willkommene Bundesgenossen begrüßen. Mag Gottsched sich zu unmächtiger Gegenwehr waffnen, mag seine geschickte Freundin sich abmühen, das vormalige Ansehen ihres Gatten wiederherzustellen: vergebens! Sie beide werden nicht mehr gefürchtet; sie erregen nur immer neues Gespötte. Mit allzu derber Schadenfreude labt er sich an der Vorstellung, Gottsched sei nun „verruffen wie der böse Pfenning"; ja, es schmeichelt dem Sieger, zu denken, daß, wenn jener Ehre im Leibe hätte, ihm keine Suppe mehr schmecken könnte. Auch wenn sie später für zweckmäßig achten, ihre Sammlung critischer Schriften mit dem zwölften Stücke zu beenden, bewahren und verkünden die Schweizer ihre siegesfrohe Zuversicht. Sie sind, wie Bodmer dem vertrauten Zellweger meldet, um so mehr entschlossen, in ihrem Eifer zu beharren, da sie bei ihrer Bekämpfung des falschen Geschmacks auf geschickte Secundanten zählen können, die ihnen von Dresden, Berlin und Hamburg aus Unterstützung leihen.

Hier sind also in Mörikofers Berichte Zeiten und Verhältnisse schon einigermaßen durcheinander gewirrt. Aber noch weiter greift die Verwirrung um sich, wenn wir ferner vernehmen: „In diesem Gefühle" — nämlich in den Augen der Menge Sieger zu sein — „führte daher auch Gottsched eine neue Auflage seiner Dichtkunst mit dem Jubel ein: ‚Und meine Dichtkunst lebet noch; sie lebet, sag' ich!'" — Eine neue Auflage? — welche? — Mit dem angeführten Satze wird die vierte eingeleitet. Die Vorrede, die mit diesem Freudenrufe anhebt, ist mit dem Datum des zehnten October (Weinmonat) 1751 bezeichnet. Demnach erschien diese Auflage gegen Ende des genannten Jahres. Da

„Herr Liskov ist im geringsten nicht der Urheber dieser schlechten Blätter: ich habe sichre Nachrichten davon." In ihrem vierten Stück, S. 277, heißt es gar: „Wir haben Briefe von seiner eigenen Hand an seine Freunde gesehen, in welchen er auf alle sehr übel zu sprechen ist, die ihn vor den Verfasser einer so ungesalzenen und pöbelhaften Satire halten: ja er hat sich selbst vorgenommen, diejenigen lächerlich zu machen, die, wie Hr. Rost, undankbar gegen ihre Lehrer wären und den Ruhm verdienter Männer ohne Ursache lästerten."

waren mehr als volle sieben Jahre seit dem Abschlusse jener Sammlung critischer Schriften verflossen, die hernach 1753 als „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften" von neuem ausgegeben ward. Während des Verlaufes dieser sieben Jahre hatten sich in den Heerlagern der Kämpfenden die wichtigsten Veränderungen zugetragen. Aus der Schar der eigentlichen Gottschedianer hatten die Verfasser der Bremer Beiträge sich losgelöst, um sich ein gewisses Maß von Selbständigkeit zu wahren; mit ruhiger Unbefangenheit wollten sie die fernere Entwickelung und den schließlichen Ausgang des hitzigen Streits um den guten Geschmack abwarten.[40]) Georg Friedrich Meier hatte seine Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst geliefert, sowie seine Anfangsgründe aller schönen Künste und Wissenschaften; dann hatte sich sein Meister, Alexander Gottlieb Baumgarten, eingestellt mit dem ersten Theile seiner Aesthetica,[41]) und — was als allseitig entscheidendes Ereigniß gelten kann — die ersten drei Gesänge des Messias

---

[40]) Sie versprechen in der Vorrede zu ihrem ersten Stück S. 6: „Wir nehmen uns auch vor, alle Partheylichkeit zu vermeiden. Von diesem guten Vorsatze werden wir kein Wort mehr sagen, wir möchten sonst in den Verdacht fallen, daß wir ihn in dem nächsten Stücke unsrer neuen Beyträge brechen wollten." —

[41]) 1758 folgte Aestheticorum pars altera, nur 14½ Bogen umfassend, von Moses Mendelssohn in der Bibliothek der schönen Wissenschaften (4, 1,438—56) mit einer merkenswerthen Anzeige begrüßt (Gesammelte Schriften 4, 1,375). Die Vorrede zum ersten Theile zeigt das Datum des 26. März 1750. Gerade ein halbes Jahrhundert später ließ Herder in der Kalligone 3, 219 die Worte drucken: „Baumgarten trat aus der Wolfischen Schule hervor — hätte er seine Aesthetik vollendet! Die ihn umschrieben, thaten wenig hinzu als Worte." — Wir möchten jetzt hinzusetzen: hätte doch Herder den einst mit jugendlicher Wärme ergriffenen Plan, dem Philosophen ein Denkmal nach seiner Weise zu errichten, vollständig ausgeführt! — Thomas Abbt schließt seine kleine hübsche Denkschrift auf Baumgarten mit der Verheißung: „Seine Aesthetik allein wird seinen Namen den dauerhaften Verzeichnissen für die Nachwelt einverleiben." Vorher sprach er davon, wie Baumgarten auf den Gedanken gekommen, „eine Metapoetik zu schreiben, wenn ich anders diesen Ausdruck nach der Aehnlichkeit dessen von der Metaphysik

hatten eine neue, unbestimmt erahnte Poesie in nie gehoffter Herrlichkeit offenbart.

Jener Gottschedische Ausruf erheiternder Selbstzufriedenheit entspringt also nicht einzig und allein dem täuschenden Bewußtsein, sich gegen Bodmer und Breitinger wacker und tapfer gehalten zu haben; vielmehr besagt er: Trotz Meierscher Kritik,

---

münzen darf" — und sagte dann von der Aesthetik, was man in gewissem Sinne auch jetzt noch sagen könnte: „Keine seiner Schriften ist wohl weniger gelesen und mehr getadelt worden, als diese." (Vermischte Werke, 1780, 4,244. 222. 228.) — Aus der Vorrede zum Laokoon erinnern wir uns des Satzes: „Baumgarten bekannte, einen großen Theil der Beyspiele in seiner Aesthetik, Gesners Wörterbuche schuldig zu seyn." H. Blümner, der für den Laokoon so Treffliches geleistet, bemerkt dazu in der kleineren Ausgabe (Deutsche National-Litteratur 69, S. 5): „Gesners Wörterbuch ist die 1747 erschienene klassische Encyklopädie von Joh. Math. Gesner, Prof. in Göttingen." — Warum Encyklopädie? Es ist ganz eigentlich ein Wörterbuch, dieser gehaltreiche Novus Linguae et Eruditionis Thesaurus, gegründet auf den älteren Thesaurus, den Robertus Stephanus auf Grundlage des weit verbreiteten Werkes von Calepinus seit 1531 bearbeitet hatte. Vgl. Essays by the late Mark Pattison (Oxford 1889) 1,73, wo aber die Jahreszahl 1759 in 1748 zu ändern ist. — Sollte Blümner an den Thesaurus eruditionis scholasticae des B. Faber gedacht haben, den Gesner zuerst 1726 herausgegeben? Doch dieser kann hier durchaus nicht in Betracht kommen. — Uebrigens bekennt Baumgarten nicht eben das, was er nach Lessings Worten zu bekennen scheint. In jener Praefatio bezeugt er öffentlich seinen Dank für die vielfache Hülfe, die er auch durch den Gesnerschen Thesaurus empfangen, als er seine früheren Aufzeichnungen zum Behufe der abschließenden Ausarbeitung wieder überdachte (ita multum adiumenti mihi attulisse, quum meditarer iterum olim conscripta, celeberrimi Gesneri thesaurum, quem ego sane non linguae solum, sed etiam rerum ad veram pulcritudinem facientium oppido divitem expertus sum). Wer den Thesaurus aus eigenem Gebrauche kennt, wird diesem Lobe zustimmen. Rühmte ihn doch Gesner selbst in der Widmung an Georg II. als ein opus tam varium quam est ipsa rerum natura, und fürchtete nicht, der Ruhmredigkeit geziehen zu werden! Aber wer das opus auch nur dem Namen nach kennt, mag doch ungefähr ermessen, welchen Reichthum es in sich schließt, wenn er die Lobsprüche berufener Richter vernimmt. In der Narratio de Joh. Matthia Gesnero nennt es Ernesti ein opus maximum, et laboriosissimum, et eruditissimum, vel unum ad immortalitatem nominis et perennem gloriam suffecturum. Ihm folgt

trotz einer neu aufgekommenen Geschmackslehre, ja trotz einer neuen, ungeheuerlichen, die Köpfe umnebelnden, allen vernünftigen Regeln schnurstracks zuwiderlaufenden Dichtungsart erscheine ich dennoch wieder auf dem Plan mit meiner zwar unaufhörlich angegriffenen, aber glücklicher Weise ganz unversehrten Dichtkunst!

Nach diesem Citate aber gleitet Mörikofers Darstellung unversehens um zehn Jahre rückwärts. Denn an dies Citat, das auf den Schluß des Jahres 1751 hindeutet, reihen sich nun die folgenden Sätze:[42]) „Zudem hatte Gottsched das Vergnügen, zwei Briefe aus der Schweiz mittheilen zu können, in deren

---

Boissonade: C'est une entreprise immense, et qui seule eût suffi pour immortaliser son nom. (Joh. Aug. Ernesti, Opuscula oratoria, Orationes, Prolusiones et Elogia, Lugd. Batav. 1762, p. 322. Die Narratio findet sich auch im ersten Bande von Gesners Biographia Academica Gottingensis, die Eyring 1768 zu Halle herausgegeben und die Klotz mit einer Vorrede geschmückt hat, p. 279—328. — Boissonade in der Biographie universelle 17,249.) — Am bezeichnendsten sagte vor etwa zwanzig Jahren Hermann Sauppe, dies Lexikon, aus vier großen Foliobänden bestehend, habe noch jetzt vorzüglich wegen der sorgfältigen Berücksichtigung der Sachen seinen eigenthümlichen Werth. (Göttinger Professoren, Gotha 1872, S. 68.) Auf die Benutzung des Gesnerschen Thesaurus, die Baumgarten ja dankbar eingestand, hat Herder angespielt in der Recension der von Niclas herausgegebenen Gesnerschen Isagoge; vgl. Haym 1,686. Herder bemerkt (Zur Philosophie und Geschichte 10,306): „Das harte Urtheil über Klopstock hat etwas Wahres ob es gleich schwatzhaft und unedel gesagt ist. Noch mehr Wahres hat das Urtheil über Meiers Aesthetik, der Gesner sehr feind ist. Baumgarten würde es nicht besser ergehen, wenn er nicht aus Gesners Thesaurus Exempel hergeholet hätte: da ist nun eine Liebe der andern werth." — Dieser überlangen Anmerkung sei noch hinzugefügt, daß Abbt gerade in der trefflichen Wahl der Beispiele ein besonderes Verdienst des Urhebers der Aesthetik erkannt hat: „Diese Wahl" — lesen wir bei ihm 4,230 — „war der beste Beweis seiner nähern Bekanntschaft mit denen Leuten, die er so zu rechter Zeit sprechen ließ." — In der That war Baumgarten seit seiner Jugend den Poeten und der Poesie nicht fremd geblieben. Man sehe im ersten Band der Aesthetica die Paragraphen 77. 136 und vgl. Danzels Gottsched S. 217.

[42]) Sollte hier nicht Jördens im Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten 2,216 den Anlaß zu Mörikofers Fehlgriff gegeben haben?

einem die Grobheit und Anmaßung der Zürcher gerügt, und im andern die Theilnahmlosigkeit der Schweiz an dem Kriege gegen die deutsche Nation versichert ward. Ueberdies fügte er ferner hinzu, daß, wer Breitingers Dichtkunst in der Absicht kaufen wollte, um Gedichte machen zu lernen, der werde sein Geld zu spät bereuen, zumal dieselbe doppelt so stark und folglich doppelt so theuer sei als die seinige: „was Lessing einen unverschämten Kniff nannte."

Diese Mittheilungen, diese Aeußerungen Gottscheds, wie könnten sie der nämlichen Vorrede entnommen sein, in deren Anfangsworten er auf das noch immer ungehemmte Fortleben seiner Dichtkunst so nachdrücklich trotzt? Diese Hinweisungen auf schweizerische Bundesgenossen, auf die vorgeblichen Lücken der theuren Breitingerschen Dichtkunst, sie versetzen uns in eine Zeit, da die heiße vieljährige Schlacht zwischen Zürich und Leipzig noch nicht zum Stehen gekommen war. Sie sind enthalten in der Vorrede, mit der Gottsched „im Jenner 1742" die dritte Auflage ausstattete. Um jene Zeit lebte und lernte Lessing, dreizehnjährig, auf der Meißner Fürstenschule, die er am 21. Juni 1741 bezogen. Er wird doch nicht schon damals und von dort aus seine kritischen Sprüche in die litterarische Welt geschleudert haben? Aber vielleicht hat er als Zweiundzwanzigjähriger, zur Zeit, da er die Berlinische privilegirte Zeitung mit seinen Kritiken so rührig versorgte, die vierte Auflage der Dichtkunst mit seinem Urtheil heimgesucht? Auch das nicht. Im Jahre 1751 hat er sich begnügt, den eben neu aufgelegten Gedichten der Leipziger Magnificenz eine scherzhafte Begrüßung angedeihen zu lassen (Lachmann-Muncker 4,301). Aber das Wort vom „unverschämten Kniff" wird er doch wohl, und zwar zur Verhöhnung Gottscheds, gebraucht haben? Ja, er hat es gebraucht, aber er hat es von keiner Vorrede zur Dichtkunst gebraucht, und erst lange nach dem Erscheinen selbst der vierten Auflage ist es seiner Feder entflossen. Es begegnet uns erst in dem Satze, der den fünfundsechzigsten der

Litteraturbriefe scharf und bitter einleitet (L.-M. 8,178): „Den Einfall des Herrn Professor Gottscheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und ausser Deutschland, zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten?“ — Dieser Brief erschien unter dem Datum des 2. November 1759. So läßt Mörikofer, indem er durch einzeln herausgehobene Thatsachen den Verlauf jener kritischen Kämpfe andeuten will, den chronologischen Faden seinen Händen völlig entschlüpfen; und auch bei den gleich darauf folgenden Erörterungen will es ihm nicht gelingen, ihn wieder zu fassen und festzuhalten.

Nicht ohne Lächeln mag man hier beobachten, wie schwer der Litterarhistoriker es gelegentlich zu büßen hat, wenn er Gottschedische Vorreden nicht nach der Zeitfolge streng aus einander zu halten weiß. Und eben die Vorreden zur Dichtkunst — wie lehrreich werden sie für jeden, der sie als geschichtliche Zeugnisse zu würdigen und als solche zu benutzen weiß. Auf dies Buch blickte der rastlos schreibende Verfasser mit besonderer väterlicher Neigung; er bezeichnete es 1751 als „eines seiner ersten und liebsten“. Die vier Auflagen, in denen es erschien, vertheilen sich auf den Zeitraum von 1730 bis 1751. Die erste war im Oktober 1729 ausgefertigt.

Damals besaß man von Friedrich von Hagedorn nur die „Erlesenen Proben Poetischer Neben-Stunden“, deren er später nur als „poetischer Uebereilungen“ reuevoll gedachte.[43]) Von Hallers „Schweizerischen Gedichten“ hatte in Deutschland noch nichts verlautet. Kant und Klopstock standen zwischen dem fünften und sechsten Lebensjahre; Lessing hatte sein erstes noch nicht überschritten.

Als Gottsched im Jahre 1751 durch eine vierte Auflage den augenfälligen Beweis für das noch nicht erloschene Dasein der von ihm ausgegangenen Dichtkunst lieferte, da hatte Klopstock

[43]) Vgl. August Sauer im Vorwort zu seinem Abdrucke des „Versuchs einiger Gedichte von F. v. Hagedorn“ (Heilbronn 1883) S. VI.

eine neue, dem Höchsten zustrebende Dichtung siegreich eingeführt. Kant hatte bereits vier Jahre zuvor in den „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ die bezeichnenden Erstlinge seines früh zur Selbständigkeit erstarkten Geistes dargeboten. Lessing übte sich schon mit Lust, Gewandtheit und Erfolg im kritischen Waffenwerk. Schon näherte sich Winckelmann dem Ende seiner mühseligen deutschen Lehrjahre, um sich bald mit entwickelter Kraft seinem großen Lebenszwecke hinzugeben. Schon drohte den Führern der schweizerischen Kritik die Gefahr, von einem jüngeren und kühneren Geschlechte, das über sie hinaussah, in den Hintergrund geschoben zu werden.

Die einzelnen Vorreden nun deuten auf die durchgreifenden Umwandlungen, die während dieser beiden Jahrzehnte unserer Litteratur beschieden waren; sie deuten zugleich auf den Umschwung, der in Gottscheds Verhältnisse zu dieser Litteratur mit Nothwendigkeit erfolgte.

Der Vorrede zur ersten Ausgabe darf man den Werth einer autobiographischen Urkunde zusprechen.[44]) Ganz richtig bezeichnet Bodmer ihren Zweck und Inhalt, wenn er sagt, Gottsched erzähle uns hier „seine poetische und critische Lebensgeschichte“ (Sammlung critischer Schriften 2,162).

---

[44]) Von gleicher Bedeutung ist die spätere Vorrede zu seinen „Ersten Gründen der gesammten Weltweisheit“. Mit Recht wird sie als „besonders interessant und benutzenswerth“ gerühmt von Johannes Reicke in seiner Abhandlung „Zu Joh. Christ. Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität“ (Königsberg i. Pr. 1892) S. 47. In dieser gründlichen Schrift, die überall ausgiebige Belehrung bietet, wird auch freundliche Rücksicht genommen auf meine Lebensskizze Gottscheds, die für die Allgemeine Deutsche Biographie verfaßt worden, und der durch einen besonderen Abdruck eine kaum verdiente Ehre widerfahren ist. Reicke berichtigt einige meiner Angaben, die ich nach den Mittheilungen der zuverlässigsten Gewährsmänner ehedem für wohlbeglaubigt gehalten. Er läßt uns deutlich in den Kreis hineinsehen, in dem der künftige Leipziger Lehrer der Weltweisheit, der Dicht- und Sprachkunst die ersten Grundlagen seiner Bildung empfangen hat.

In der Abhandlung „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungs-Krafft" hatten die Schweizer 1727 den ersten Theil einer umfassenden Poetik geliefert. Den Plan der Fortsetzung, die freilich in dieser Form niemals zu stande kam, hatten sie in einem einleitenden Schreiben an Wolff, ihren philosophischen Führer, redselig dargelegt. Demnach sollte in vier folgenden Theilen erst das Scharfsinnige und Geistreiche, sowie das Wesen des Geschmacks und der rechte Gebrauch der Dichtungskraft bestimmt werden; dann wollten sie die verschiedenen Gattungen der Poeterei abhandeln; den Beschluß aber sollte die Lehre vom Erhabenen machen, das sie durch Longinus nur ungenügend erklärt fanden: sie selbst dagegen glaubten zuversichtlich, es durch „gantz neue Begriffe" viel tiefer ergründen zu können. Sie versprechen, ihre Lehren mit „sehr specialen Exempeln" zu erläutern, „so aus den berüchtigtsten Poeten Deutschlandes genommen sind"; — ja, sie machen sich anheischig, alle Schriften der Deutschen, die schlimmen wie die guten, die alten wie die neuen, sonderlich die poetischen, die einiges Ansehen genießen, einer Gesamtprüfung zu unterziehen.[45]) Sie klagen, den Deutschen sei bisher eine auf philosophische Grundsätze gestützte Kritik völlig fremd geblieben; und scharf rügen sie eine in Gottscheds „Tadlerinnen" vorgebrachte Aeußerung, die einen gänzlichen Mangel solcher Grundsätze zu bezeugen scheint.

Während nun die Schweizer die fernere Ausführung eines so weitläufigen Planes überdachten, hatte Gottsched, der sich eben damals durch ein gewichtiges Specimen seiner Fähigkeiten bei Hofe und bei vornehmen Gönnern wirksam zu empfehlen trachtete, den „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen" mit

[45]) Gegen diese Schrift von 1727, die noch für Danzel, wie er in seinem Gottsched S. 222 klagt, unerreichbar geblieben, und besonders gegen das Widmungsschreiben von Wolff, wendet sich das 56. Stück des „Biedermanns", 1728,31. May. Hier wird z. B. auch eine einzelne Stelle der Schweizerischen Schrift (S. 12) mitgetheilt und getadelt. Wie die Schweizer darauf antworteten, sieht man aus ihrer Sammlung critischer Schriften 2,152. Vgl. 1,111 der nämlichen Sammlung.

flinker Hand rüstig zusammengestellt.[46]) Die Vorrede beginnt er mit der Rechtfertigung des Beiwortes „critisch". Aengstliche oder böswillige Feinde der Kritik verweist er auf den „berühmten Englischen Grafen von Schaftesbury", der in seinem Tractat Advice to an Author Wesen und Beruf des wahren Criticus

---

[46]) Auch jetzt noch mag es nicht überflüssig sein, den ursprünglichen Titel in seiner ganzen lehrhaften Breite wiederzugeben. So zeigt er sich vor den beiden Ausgaben von 1730 und 1737: „Versuch einer Critischen Dichtkunst vor (37: für) die Deutschen; Darinnen erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondere Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden: Ueberall aber gezeiget wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe. Anstatt einer Einleitung ist Horatii Dichtkunst in deutsche Verße (37: Verse) übersetzt und mit Anmerckungen (37: Anmerkungen) erläutert von M. Joh. Christoph Gottsched (37: Johann Christoph Gottscheden, der Weltweisheit und Dichtkunst öffentl. Lehrer zu Leipzig)." — Also vor die Deutschen war diese Dichtkunst bestimmt. Auf diese einschränkende Bestimmung wiesen die Schweizer höhnend zurück, auch nachdem sie in dem wesentlich verkürzten Titel der dritten Auflage weggefallen war. Nach dem Erscheinen der Breitingerschen Dichtkunst spöttelte Gottsched, man habe in Zürich ihm sogar seinen Titel abgeborgt. Darauf erwiedert Breitinger: „Auf den Titel Dichtkunst hat weder Gottsched noch jemand anders ein Eigenthums-Recht. Aristoteles hat schon eine Dichtkunst verfertiget." — Dann thut er dar, Gottscheds Buch verdiene keineswegs die Bezeichnung einer Critischen Schrift. „Und also" — fährt er fort, „hätte der Zürichische Verfasser ihm nichts geraubt, darauf er eine rechtmässige Ansprache machen könnte, wenn es gleich Grund hätte, daß er seinen Titel dem Gottschedischen Buche abgeborget. Allein auch dieses Vorgeben ist ziemlich zweydeutig, allermassen der Zürichische Kunstrichter sein Buch nicht einen Versuch für die Deutschen, sondern schlechtweg eine Critische Dichtkunst genennet hat." — (Sammlung critischer Schriften 6,102—3). — Schon im zweiten Stücke der Sammlung war vor der Vermischung der beiden Werke gewarnt worden. „Denn so weit Leipzig von Zürch entfernt ist, eben so weit sind diese beyde Wercke in Ansehung ihres Werths von einander unterschieden." — Breitingers Werk sei eine Critische Dichtkunst überhaupt. „Aber das Leipzigische Werck ist auf den deutschen Horizont so geschickt eingerichtet, daß, wenn es gleich in eine andere Sprache übersezt würde, dennoch niemand als ein gebohrener Deutscher solches verstehen, oder sich zu Nutze machen könnte: Es leitet das innere Wesen der Poesie und der Dichtung nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt, sondern aus der Natur der deutschen Nation ins besondre her" u. s. w.

so deutlich geschildert.[47]) Daß in ihm selbst ein solcher Criticus erstanden, will nun Gottsched freilich nicht ausdrücklich behaupten; wohl aber glaubt er, und sucht auch seine Leser davon zu überzeugen, daß er auf seinem Lebens- und Bildungsgange sich die Fähigkeit zur Abfassung eines Lehrbuches der Poesie rühmlich erworben habe. Zuversichtlich kann er seine Lehren vortragen. Ihr Werth ist verbürgt. Sind sie doch nicht in seinem Gehirne entsprungen! Aus unzähligen Büchern längst bewährter Scribenten hat er sie zusammengelesen und für den Gebrauch der Lernbegierigen in ein Ganzes zusammengeordnet. Unter den Schriften, die er zumeist ausgenutzt, nennt er auch die „des Hn. Bodmers", nachdem er schon an einer früheren Stelle hervorgehoben, wie sehr ihn die Discurse der Mahler angereizt, sich von der Critik einen richtigeren Begriff zu verschaffen.[48]) Wenn er nun, vornehmlich in den ersten

— Hier läßt sich die Taktik der kriegerischen Schweizer so recht beobachten. Jede Art von Vortheil wissen sie auszubeuten.

[47]) Er wünscht eine Uebersetzung dieses Tractats. Der Wunsch ward nach acht Jahren erfüllt: Antons, Grafens von Shaftsbury Unterredung mit sich selbst, oder Unterricht für Schriftsteller, aus dem Englischen übersetzt. Magdeb. und Leipzig 1738. — Das Original war 1710 zuerst gedruckt worden. Die Uebersetzung rührt von Georg Venzky her, der in Gottscheds critischen Beyträgen St. 9,59—114 „das Bild eines geschickten Uebersetzers" entworfen. Wie wenig er selbst einem solchen Bilde sich anzuähnlichen vermocht, bewies jede Seite seiner Dolmetschung. Wäre diese zwanzig Jahre später erschienen, so würden wir ihr vielleicht ein lustiges Litteraturbriefchen Lessings verdanken.

[48]) So sagt er auch im dritten Capitel: Vom guten Geschmack eines Poeten S. 78: „Ich will mich hier nicht in die historische Untersuchung einlassen, wenn und wo das Wort Geschmack zuerst in dieser neuen Bedeutung genommen worden. Das haben schon andre vor mir gethan, deren Schrifften ich mit Vergnügen und Vortheil gelesen habe: darunter ich denn des Hr. Geh. Secr. Königs, und Hrn. Bodmers aus Zürich dahingehörige Sachen, nahmhafft machen und loben muß." — Schon in der zweiten Auflage von 1737 hat Gottsched hier die Namen der beiden Vorgänger unterdrückt. König war hier genannt worden wegen seiner „Untersuchung von dem Guten Geschmack in der Dicht- und Rede-Kunst", die er seiner Ausgabe von Canitz' Gedichten (1727) angehängt.

sechs Capiteln seines Buches, zeigen will, das Wesen der Poesie bestehe nicht in der Kunst zu scandiren oder zu reimen, sondern in der vernünftigen Nachahmung der Natur, so giebt er kurzsichtigen Gegnern, die sich darüber verwundern möchten, schon jetzt zu erwägen, daß er damit nichts anderes lehrt, als was die guten Critici seit Aristoteles vorgeschrieben und die guten Poeten insgemein befolgt haben.

Lebende Dichter zu tadeln, hat er sich untersagt. Also darf er auch keinen aus ihrem Kreise loben. Die Beispiele, deren er benöthigt ist, um seine Anweisungen zu bekräftigen und zu verdeutlichen, entnimmt er demnach seinem selbsterworbenen poetischen Vorrath. Und so bieten denn die beiden ersten Auflagen eine kostbare Auslese Gottschedischer Dichtungen.[49]) Um

---

[49]) Im zweiten „besonderen" Theil, der die einzelnen Arten und Nebenarten abhandelt, schließt jedes Capitel mit der verheißungsvollen Formel: „Nun folgen etliche Exempel von meiner Arbeit" — oder: „nun will ich etliche Proben von meiner Arbeit hersetzen" — oder: „einige von meinen Liedern zur Probe beyfügen", zu denen dann in der zweiten Auflage noch einige neuere hinzukommen. In welchem Vollklang diese als Exempel vorgeführten Lieder und Oden zuweilen ertönen, mögen die folgenden Verse bezeugen, die ich gern der Vergessenheit entreiße:

> Wenn Neid und Zwiespalt anderweit,
> Gleich ungestümen Meeren, brausen,
> So schmückt das Gold der Einigkeit
> Das Ruh erfüllte Sondershausen.

So schwungvoll ward das Geburtsfest der regierenden Fürstin zu Schwarzburg-Sondershausen gefeiert. Daß man gerade an jenem Hofe Gottscheds wohlbezahlte Dichterei höchlich zu schätzen wußte, zeigt der Bestellbrief, den Danzel S. 72 mittheilt. — Die Proben von Elegien wurden in der zweiten Auflage um diejenigen Sehnsuchtslaute vermehrt, die das Verlangen nach Jungfer L. A. V. Kulmus während seines Bräutigamsstandes ihm entlockt hatte. In der einen dieser Elegien „zum Antritt des 1735sten Jahres", S. 509 schildert er das Staunen, in das ganz Sachsen versinkt bei der Kunde, daß er nicht aus den Töchtern des Landes seine Eheliebste sich erkoren:

> „Es heißt: Weis dieser sich in Sachsen nicht zu paaren?
> Doch wenn man dich nur nennt, so lobt ein jeder mich."

aber den Verdacht von sich abzuwehren, als wolle er einer so brotlosen Kunst, wie der Poesie, eine ungebührliche Wichtigkeit beilegen, schließt er diese erste Vorrede mit der Zusicherung, daß er ernsthafteren Verrichtungen einen höheren Rang als solchem Nebenwerke einräume. Daran knüpft er das Versprechen, bei gehöriger Muße noch eine neue Ausgabe des Virgil zu stande zu bringen. Der Plan, nach dem er sie bearbeiten will, ähnelt in den Grundzügen demjenigen, den etwa vier Jahrzehnte hernach Heyne zu glänzender Ausführung bringen sollte. Ob das vielthätige Göttinger Schulhaupt von diesem geplanten Gottschedischen Virgil, der glücklicher Weise nicht in die Wirklichkeit trat, wohl jemals eine Kunde vernommen?

Aber nicht bloß als ein autobiographisches Bruchstück bleibt diese erste Vorrede dem Forscher merkenswerth. Er trifft in ihr bereits auf eine jener Hauptstellen, auf die später, nach erfolgtem Ausbruche des Kampfes, die Schweizer geschickt genug zurückgreifen, um zu erweisen, daß die Lehren und Behauptungen ihres Widersachers bei schärferer Untersuchung haltlos in sich zusammenfallen. Es handelt sich um eine Aeußerung Leibnizens, des „großen Philosophus von Deutschland", die beim Streite um den guten Geschmack jede der beiden Parteien gleichermaßen zu ihrem Nutzen zu verwenden suchte.

Schon Danzel konnte im Verlaufe der umsichtigen Betrachtungen, die er im siebenten Abschnitte seines „Gottsched" anstellt diese Aeußerung nicht unerwogen lassen. Da er jedoch bei ihrer Erörterung den richtigen Ausgangspunct verfehlte, so gewann er keinen ganz deutlichen Ueberblick über den Gang der Verhandlungen, zu denen das Wort des Philosophen den Anstoß gegeben. Seiner Auffassung zufolge hätten diese Verhandlungen sich im Jahre 1736 entsponnen, und zwar im Anschluß an den „Brief-Wechsel von der Natur des Poetischen Geschmackes", den Bodmer eben öffentlich bekannt gemacht.[50]) Indem Danzel

[50]) Es ist wohl den meisten bisher entgangen, daß die Sätze, mit denen Eurisus (Bodmer) S. 2—3 den Briefwechsel einleitet, der Vor-

den Inhalt dieser kleinen frischen Schrift auszugsweise vorführt, sucht er begreiflich zu machen, wie die Ansichten der Schweizer zu der Grundlehre der Baumgartenschen Aesthetik überleiteten, während sie doch bei Gottsched keinen Argwohn erweckten: dieser konnte vielmehr in seinen critischen Beyträgen (St. 15, S. 444 bis 456) den „Briefwechsel" ganz unbefangen auf das freundlichste begrüßen und beurtheilen.

Danzel glaubt nun, in diesem Aufsatze der critischen Beyträge sei jenes Leibnizische Wort vom Wesen des Geschmacks zum erstenmal herangezogen worden.[51]) Aber es findet sich nicht auf diesen Blättern. Auch will Gottsched sich hier auf die Frage nach Natur und Bestimmung des Geschmackes gar nicht geflissentlich einlassen. Glaubt er doch, daß er sie früher schon, im dritten Capitel seiner Dichtkunst, triftig beantwortet hat und daß die Schweizer nun seiner Antwort beistimmen.[52]) Er, der Verfertiger des Trauerspiels Cato, zollt seine Aufmerksamkeit vornehmlich dem Anhange des „Briefwechsels". Denn dieser Anhang bietet Gelegenheit zum Nachdenken über die wesentlichen Forderungen, die der Tragiker zu erfüllen hat. Da wird von der

---

rede zu der 1727 erschienenen Schrift „von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungs-Krafft" mit leisen Aenderungen entnommen sind. Die Aenderungen zeigen, wie das Sprachgefühl der Schweizer sich in den neun Jahren zu verfeinern begonnen.

[51]) Der Irrthum wird begreiflich, wenn man annimmt, Danzel habe in dem zweiten Stück der Züricher Sammlung critischer Schriften die Seiten 171—175 nur flüchtig überblickt.

[52]) Er sagt S. 450: „Wer das 3. Capitel in der critischen Dichtkunst gelesen hat, der wird finden, daß dieser Briefwechsel nur eine weitläuftigere Ausführung dessen enthält, was der Urheber von jener gelehret und behauptet hat." — In Gottscheds Munde gewiß das höchste Lob! Die Schweizer wissen sich aber hernach gegen dies Lob wirksam zu schützen, indem sie bemerken: „Der Briefwechsel ist im Jahre 1729. geführt worden, und die critische Dichtkunst für die Deutschen ist erst in dem darauf folgenden Jahre an das Licht getreten. Demnach müssen die Verfasser der Briefe das dritte Capitel der gottschedischen Dichtkunst prophetischer Weise vorhergelesen haben, wenn es wahr ist, daß sie es weitläuftiger ausgeführet haben." Samml. crit. Schriften 2,173.

poetischen Gerechtigkeit, von Schrecken und Mitleiden geredet; da wird untersucht, „wie ferne das Erhabene im Trauerspiele Statt und Platz haben könne.“ Manche der hier angestellten Betrachtungen streifen schon an die Grenze des Gebietes, das Lessing in seinen brieflichen Verhandlungen mit Nicolai und Moses Mendelssohn zwanzig Jahre später betreten mußte und das bis auf den heutigen Tag ein jeder betreten muß, der sich vornimmt, das Grundwesen des tragischen Kunstwerks zu erfassen und den unerläßlichen Bedingungen der tragischen Wirkung auf die Spur zu kommen.

Gottsched spendet den Ansichten, die der „Briefwechsel“ zu begründen sucht, seinen kunstrichterlichen Beifall, weil er in ihnen seine eigenen wiederzufinden wähnt. Hier kann er darauf verzichten, diese Ansichten unter den Schutz eines fremden Namens zu stellen, und wäre es auch der Name eines Leibniz. Er kann es um so eher, da er schon sechs Jahre zuvor seine Jünger auf die Worte des Philosophen hingewiesen, die, seiner Meinung nach, tauglich waren, seine Lehre vom Geschmack zu bestätigen. Denn schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Critischen Dichtkunst (1730) rühmte er sich des Einverständnisses mit dem großen Weltweisen.

„Wegen des dritten Capitels, vom guten Geschmack eines Poeten, habe ich noch zu erinnern, daß ich nach der Zeit, als es schon gedruckt war, gefunden, daß auch der Hr. von Leibnitz meiner Meynung gewesen. Ich finde nehmlich in den Anmerckungen über des Grafen von Schafftsbury obenerwähntes Buch,[53])

---

[53]) Der Ausdruck ist ungenau. Gottsched hat, wie wir sahen (Anm. 47), des Advice to an Author anerkennend erwähnt; aber die von ihm herausgehobenen Worte des deutschen Philosophen sind nicht an diese Schrift geknüpft. Sie beziehen sich vielmehr auf Miscellany III, ch. 2, p. 164 im dritten Bande der Characteristicks. — Ich benutze die prachtvolle dritte Ausgabe von 1723, deren Seitenzahlen, soviel ich sehe, mit denen der ersten von 1711 zusammenstimmen. — Leibniz hatte den 1708 erschienenen Brief concerning Enthusiasm ausführlich beurtheilt, ohne den Namen des Autors zu kennen. Als dann 1711 die vollständige

im Recueil de diverses pieces, p. 285 folgende Worte: Le Discours sur le Gout, Misc. 3 c. 2 me paroit considerable. Le Gout distingué de l'Entendement, consiste dans les perceptions confuses, dont on ne sauroit assez rendre raison. C'est quelque chose d'approchant de l'Instinct. Le Gout est formé par le Naturel et par l'Usage. Et pour l'avoir bon; il faut s'exercer a gouter les bonnes choses, que la Raison et l'Experience ont deja autorisées: En quoi les jeunes gens ont besoin de guides. — So hat sich, ungefähr achtzehn Jahre vor Vollendung der Critischen Dichtkunst, der Philosoph geäußert, von dem der zweiundzwanzigjährige Kant in seiner verwunderungswürdigen Erstlingsschrift (1747) aussagt, einst habe man seine Ehre für die Ehre von ganz Deutschland gehalten, und vor dem sich hier Gottsched ehrfürchtig neigt, als vor „dem grösten Philosophen unsres Vaterlandes und unsrer Zeiten". Dennoch will der angehende Lehrmeister der Dichtung sich mit dem Zeugnisse eines solchen Deutschen nicht begnügen: er will darthun, daß auch der „gelehrte Engelländer" seiner Meinung vom Geschmack beigepflichtet. Und so zieht er denn aus Shaftesburys Miscellaneous Reflections 3,2 eine beträchtliche Reihe von Sätzen hervor, die mit dem unzweideutigen Ausspruche abschließen, daß ein echter und richtiger Geschmack nur dann erzeugt

Sammlung der Characteristicks herausgekommen, verfaßte er, wahrscheinlich auf Shaftesburys Wunsch, das Jugement sur les Oeuvres de Mr. le Comte de Shaftsbury. Es gelangte 1712 nach Neapel, wo der schon erkrankte englische Denker es mit Befriedigung aufnahm. In diesem Jugement, das man eher einen umfassenden Lobspruch nennen könnte, entdeckte Gottsched so früh schon die Sätze, die er dann so wohlgefällig zu seinen Gunsten anführt. Ich finde sie in der dritten Ausgabe (Lausanne 1759) des Recueil de diverses Pieces sur la philosophie, la religion naturelle, l'histoire, les mathematiques etc. par Messieurs Leibniz, Clarke, Newton 2,351. — Wie kam Leslie Stephen dazu, Shaftesbury schon 1711 sterben zu lassen? Er sagt in seiner, besonders für uns Deutsche werthvollen History of english thought in the eighteenth century 2,20: The „Characteristics", containing his collected treatises, first appeared in 1711, the year of his death. — Der vierte Februar 1713 war der Todestag des edlen Earl.

und hervorgebracht wird, wenn die Mühen und Wehen der Kritik vorangegangen.[54])

Leibniz bekennt, er habe fast seine ganzen Theodicee in Shaftesburys Moralists wiedergefunden.[55]) Gottsched sucht nun zu erweisen, daß auch in ihren Ansichten von der Erzeugung und Ausbildung des Geschmacks der Engländer und der Deutsche einmüthig zusammentreffen. Er hält das Zeugniß dieser beiden so hoch, daß er der Beistimmung anderer Kunstrichter, französischer und englischer, die ähnliches lehren, wohl entrathen kann. Auch soll das Ansehen großer Männer hier gar nichts entscheiden; vielmehr hegt er schon Selbstbewußtsein genug, um seinen Lehrsatz nur durch „die Krafft gründlicher Beweise" erhärten zu wollen.

In der zweiten Auflage der Dichtkunst beseitigte der Verfasser die ursprüngliche Vorrede.[56]) In der neuen, die an ihre

---

[54]) Das Kapitel 3,2 der Miscellaneous Reflections, auf das Gottsched hier Bezug nimmt, war schon in Königs „Untersuchung von dem guten Geschmack" mehrfach erwähnt worden, z. B. S. 429; vgl. auch S. 388, 432. Den entscheidenden Satz, auf den sich Gottsched 1730 stützt, betont noch 1872 nachdrücklich Gideon Spicker, Die Philosophie des Grafen von Shaftesbury, S. 170. Uebrigens hatte König auch schon auf die oben angeführten Leibnizischen Worte Beschlag gelegt und sie in seiner Untersuchung S. 419 sogar theilweise übersetzt.

[55]) Wären ihm, sagt er ferner (Recueil 2,350), vor der Bekanntmachung seiner Theodicee die Moralists zu Gesichte gekommen, so hätte er sie gebührend benutzt und ihnen große Stellen entlehnt. (Vgl. Georg Bondi, Das Verhältniß von Hallers philosophischen Gedichten zur Philosophie seiner Zeit, Leipzig 1891, S. 4. —) Aus den glänzendsten, lyrisch bewegten Stellen der Moralists hat Herder bekanntlich den Naturhymnus gebildet, mit dem er die zweite Ausgabe seines „Gott" (1800) abschloß. Wie frühe aber diese Nachdichtung schon entstanden, lernt man aus Redlichs Anmerkung in Herders poetischen Werken 3,418 (Suphans Herder Bd. 27).

[56]) Daß ich bei dieser die Aufmerksamkeit des Lesers so lange festgehalten, rechtfertigt sich schon dadurch, daß die erste Ausgabe, für die litterarhistorische Betrachtung die wichtigste, bereits zu den schwerer erreichbaren Seltenheiten gehört. Mußte doch selbst Franz Servaes auf ihre Benutzung verzichten, als er seine klar belehrende Schrift „Die Poetik Gottscheds und der Schweizer" ausarbeitete! (Straßburg, 1887, S. 6).

Stelle trat, unterdrückte er die Erzählung seines „poetischen Lebenslaufs", durch die er zuerst sein kritisches Beginnen hatte empfehlen wollen. Inzwischen hatte sich das Lehrbuch sattsam selbst empfohlen. Er äußert ein „süßes Vergnügen" darüber, daß angehende Dichter, und zwar nicht bloß in Leipzig, die von ihm aufgestellten Regeln sich zur Richtschnur genommen und durch die verbesserte Gestalt ihrer Schriften bewiesen haben, daß sein Unterricht bei ihnen gefruchtet. Dieser neuen Vorrede wurden auch jene Aussprüche der beiden Philosophen entzogen; aber Gottsched war darauf bedacht, sie an schicklicher Stelle in seinem dritten Hauptstücke nachzubringen. Dort, im neunten Absatze (S. 119), fügt er seiner Beschreibung des guten und übeln Geschmackes die Anmerkung hinzu: „Der grosse Leibnitz ist hier vollkommen meiner Meynung"; — und nun folgt das Citat. Bespricht er dann im zwölften Absatze (S. 121) die Frage, ob der Geschmack dem Menschen angeboren werde, so giebt er in einer Anmerkung das englische Citat, eingeleitet durch die Worte: „Der berühmte Graf Schaftsbury ist hier gleichfalls meiner Meynung."[57]) — Das klang ruhmredig genug, obwohl es nur ungeschickt gesagt war. Die spöttelnden Gegner in Zürich jedoch konnten hier bloß eine lächerliche Aufgeblasenheit gewahren. So witzelte denn Bodmer, gänzlich unbekümmert um die erste Vorrede des Leipzigers (Sammlung critischer Schriften 2,174): „Aber mit welcher Kühnheit darf man uns in der Anmerkung sagen, der grosse Leibnitz sey vollkommen Hrn. Gottscheds Meinung; welches noch vornehmer thönet, als wenn es hiesse, Hr. Gottsched wäre des grossen Leibnitzens Meinung." Und hierauf wird aus den Sätzen des Philosophen das gerade

[57]) In der dritten und vierten Auflage (S. 123. 126) werden zu den betreffenden Paragraphen diese Anmerkungen unverändert wiederholt; nur sucht Gottsched die Citate durch eine schwerfällige Uebersetzung zu verdeutlichen. Wie weit es ihm mit der Verständlichkeit geglückt ist, ersieht man aus dem folgenden Satze: „Erfahrung, Uebung und Anführung müssen vor dem Verstande und Witze einer so hochgestiegenen Größe und von solchem Wuchse vorhergehen." — Da kann nur der englische Text

Gegentheil von dem herausgedeutet, was sein Leipziger Meinungsgenoß in ihnen finden wollte. —

Gottschedische Vorreden also mußten zur Hülfe herangezogen werden, um das Gewirre täuschender Angaben glücklich, wenn auch mit einiger Mühsal, zu schlichten und den inneren Zusammenhang der litterarhistorischen Thatsachen hier zu ermitteln. Leichter und rascher gelingt die Berichtigung in einem andern Falle.

Mörikofer will zeigen, mit welchem Erfolge Bodmer sich andauernd um die Verdeutschung des Verlorenen Paradieses bemüht. „Meint er doch selbst" — lesen wir auf S. 89 — „seine erste Bearbeitung (1732) sei schweizerisch, allein die zweite (1742) deutsch und die dritte (1769) poetisch herausgekommen." — Diese Äußerung soll, wie eine Anmerkung lehrt, den Briefen an Zellweger entnommen sein. Allerdings hat Bodmer diesem Freunde eine derartige Selbstkritik mitgetheilt. Aber wann? Am 27. Jenner 1754. Unmöglich also kann das ausgesprochene Lob der 1769 erschienenen Bearbeitung gelten: diese behauptet vielmehr in der Reihe der Ausgaben den fünften Platz. Die dritte gehört ins Jahr 54; und von ihr mochte der Uebersetzer, aus dem

---

die nöthige Klarheit schaffen: Use, Practice and Culture must precede the Understanding and Wit of such an advanc'd Size and Growth as this. — Von mancher Uebersetzung Gottscheds gilt, was Friedrich der Große über dessen verdeutschte Iphigenie im Gespräche mit Gellert (18. Decbr. 1760) triftig bemerkte: „Ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden." — Ob übrigens die Leibnizische Auffassung des goût als eine selbständige gelten darf, das erwägt nach seiner Weise, fein und sinnvoll, Heinrich von Stein in der „Entstehung der neueren Aesthetik". Ich deute insbesondere auf S. 102. Warum mußte doch dieser edel strebende Geist von Leben, Wissenschaft und Kunst so jäh und so früh scheiden! Mit Wehmuth gedenke ich der Tage, an denen der Treffliche, mit den mühevollen Vorarbeiten für das eben genannte Werk beschäftigt, in meinen Münchener Arbeitsräumen, nur durch seinen eigenen Scharfsinn geleitet, seltenere Werke aus der philosophischen und aesthetischen Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts still und ernst durchforschte.

ja inzwischen der Noahdichter erstanden war, mit erhöhtem Selbstgefühle hoffen, sie solle, wenn auch in Prosa, doch poetisch werden.

Aber diese nämliche dritte Auflage giebt Anlaß zu einem tiefer greifenden Mißverständnisse.

Mörikofer möchte nachweisen, wie Bodmers Geist durch die Beschäftigung mit Milton in freiere Bahnen geführt worden und schon früh die erhebende Vorstellung von einer großartigeren Poesie gewonnen habe. Der Uebersetzer lebte mit seinem Autor wie in einem persönlich nahen Verhältnisse. Es war ihm Herzensangelegenheit, den geweiheten Sänger, der ihm Hölle und Paradies offenbarend erschlossen, gegen den Hohn der Kunstrichter, die nur in den Niederungen der Alltagspoesie das herkömmliche Behagen fanden, mit immer neuen Vertheidigungsmitteln zu schützen. Ja, wir hören, daß „Bodmer in der Charakteristik Miltons zugleich sich selbst zeichnet und für sich selbst spricht" (S. 90). Um diese Behauptung zu erhärten, legt uns der Litterarhistoriker einige gewichtige Sätze Bodmers vor: er hat sie zwar, wie er gewissenhaft bemerkt, aus der späten dritten Auflage hervorgezogen; sie sollen jedoch „nichts desto weniger die ursprünglichen Gesichtspuncte angeben, welche Bodmern in der Auffassung Miltons geleitet." — In diesen Sätzen nun wird stark betont, wie Milton die Freiheit geliebt, die geistliche Sklaverei abzuwehren getrachtet und überall im Denken und Handeln einen echt republikanischen Sinn bewiesen. Ferner wird dargethan, wie viel Milton der Bibel schulde, wie er sein Gedicht ganz und gar auf sie gegründet und uns dadurch zu einer höheren Schätzung der heiligen Schriften anleiten könne.

Diese Aussprüche sollten uns also bezeugen, mit welcher Auffassung vom Wesen Miltons Bodmer sich diesem gleich zuerst angenähert, wie er mit liebevollem Verständnisse in ihn eingedrungen und auf ihn wie auf ein Vorbild, ja wie auf ein größeres Ebenbild hingeblickt.

Wahrlich, nicht unglücklicher hätte Mörikofer seine Zeugnisse wählen können. Denn nichts in diesen Sätzen ist Bodmers

Eigenthum. Sie sind wörtlich aus dem Englischen übertragen; und als sie in dieser Sprache zuerst öffentlich erschienen, hatte Bodmer sein Geistes- und Herzensbündniß mit Milton schon seit einem Vierteljahrhundert gestiftet. Doch Mörikofers Irrthum kann zu unserer Belehrung taugen. Um ihn zu berichtigen und zugleich um einzusehen, wie er entstehen konnte, wird es erforderlich, eben jene dritte Ausgabe, der die vorgelegten Zeugnisse angehören, genauer zu betrachten. Und die Betrachtung bleibt nicht unfruchtbar.

Unter den sechs Auflagen, die zwischen 1732 und 1780 einander folgten, macht sich die zweibändige dritte von 1754, mit der die vierte von 1759 zusammenstimmt, schon durch ihren Reichthum an mannigfaltigem Stoff bemerkbar.[58]) Sie bietet in der Einleitung eine „Critische Geschichte des verlohrnen Paradieses", in die passend einige Nachrichten über Miltons Leben verwebt worden. Vor dem zweiten Theile steht ein Paar aus dem Englischen übersetzter Abhandlungen: die eine vertheidigt den großen Briten gegen die verleumderischer Weise erhobene Beschuldigung des Plagiats;[59]) die andere, die Bodmer durch eigene Betrachtungen erweitert, giebt Winke über das künstlerische Verfahren, wodurch Vers und Sprache des Verlorenen Paradieses so hoheitsvoll gestaltet wurden. Schon in der zweiten Ausgabe (1742) hatte der Text eine beträchtliche Zahl von erklärenden und rechtfertigenden Anmerkungen zum Geleite erhalten;

---

[58]) Ich kann mich nur der vierten bedienen, die sich indeß, trotz abweichender Seitenzahl, in Bezug auf alles Wesentliche mit der dritten vollständig deckt.

[59]) „Untersuchung ob Milton sein Verlohrnes Paradies aus neuern lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe. Nebst einigen Anmerkungen über eine Recension des Lauderischen Buchs, von Miltons Nachahmung der neuern Schriftstellern". Frankfurt und Leipzig, 1753. — Eigentlich ist es Gottsched, gegen den Friedrich Nicolai in dieser Schrift mit jugendlichem Ungeschick eifert. In mehrern Monatsstücken des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit (1752) war Lauders betrügerischer Essay on Miltons use and imitation of the Moderns in his Paradise lost mit zustimmendem Jubel angezeigt und ausgezogen

durch diese dritte Ausgabe jedoch dehnt sich eine Art von fortlaufendem Commentar, der augenscheinlich aus verschiedenen Quellen zusammengeflossen ist. Die Urheber der einzelnen Noten werden sorgsam angegeben; Newton ist der Name, der hier am häufigsten begegnet.

Bei diesem Namen hat man an den Doctor, späteren Bischof von Bristol, Thomas Newton, zu denken. Ihm fühlen sich noch heute die Freunde der Miltonschen Poesie verpflichtet, wenn sie der reichen Belehrung froh werden, die aus seinem Commentar zu gewinnen ist. In zwei prunkvollen Quartanten hatte er zuerst 1749 seine Ausgabe vorgelegt;[60]) gleich das nächste Jahr brachte einen neuen Druck in Octav: und dieser gelangte in die Hände des deutschen Uebersetzers.

Als Bodmer 1723 an das Verlorene Paradies heranzutreten begonnen, fühlte er sich schon befriedigt im Besitze des bloßen englischen Textes, zu dem Freund Zellwegers Fürsorge ihm verholfen.[61]) Nun, nach Verlauf von dreißig Jahren, war

---

worden. Der haßerfüllte deutsche Gegner Miltons war „entschlossen, alle seine Räubereyen und Diebstähle zu verfolgen". Daß es ihm dabei aber zumeist auf Beschämung der Klopstockischen Secte ankam, verräth der Kritiker deutlich genug, wenn er eine Fortsetzung der Recension mit den Worten beginnt: „So sehr es gewisse Leute verdrossen hat, daß wir die Diebstähle ihres Abgottes und Vorbildes in Verderbung des deutschen Geschmackes" — — u. s. w.

[60]) Das Datum des 20. May 1749 steht unter der Widmung an den Earl von Bath (den bekannten Pulteney), der als großmüthiger Beförderer der Newtonschen Arbeit zu den Kosten der Herstellung beigesteuert. Auf Wunsch seiner Freunde hat Newton 1752 auch die übrigen Dichtungen Miltons mit ansehnlichem Commentar herausgegeben.

[61]) Vgl. Hans Bodmer, Die Anfänge des zürcherischen Milton in den mir gewidmeten „Studien zur Litteraturgeschichte" (Hamburg und Leipzig 1893), S. 177—199. — Briefliche Mittheilungen des genannten Freundes haben mich seitdem belehrt, daß es die mit einem brauchbaren Index versehene Tonsonsche Duodezausgabe des Paradise lost von 1711 gewesen, die Zellweger dem künftigen Uebersetzer dargeliehen. Diese Ausgabe, die neunte, ward ehedem von den Bibliographen hochgeschätzt. Man nimmt an, daß die prächtige Ausgabe Tickells von 1720 auf dem Drucke von 1711 beruht.

ihm in Newtons Ausgabe all das Treffliche zur Verfügung gestellt, was bis dahin englische Forscher zur Erläuterung des Dichters geleistet, den er zuerst den Deutschen zugeführt. Er greift denn auch tief in die hier zusammengetragenen Vorräthe hinein. Gegen Zellweger äußerte er (27. Jenner 1754), die Noten zur neuen Uebersetzung rührten von ihm selbst her, von Wieland, Newton und den Engelländern; aus Newton aber nehme er das beste.

Originalausgaben englischer Autoren fanden damals, und auch noch in späterer Zeit, nur selten ihren Weg in deutsche Lande.[62] Da traf es sich denn glücklich, daß Bodmer an Friedrich von Hagedorn einen Freund besaß, der, mit englischem Leben und Wesen vertraut, von Hamburg aus die Beziehungen mit dem litterarischen England stetig unterhalten konnte. Der Hamburger war beflissen, die Rolle des Vermittlers zwischen London und Zürich umsichtig durchzuführen. Vielleicht ging ihm die Erkenntniß auf, daß der Geist, der sich in der englischen Litteratur stark erwiesen, wiederum die Schweizer in ihrem Bestreben, den Geschmack zu reinigen und den Sinn für gehaltvolle Poesie zu wecken, leiten oder doch erfolgreich unterstützen müsse. So wurden denn wissenschaftliche und dichterische Erzeugnisse jenes Geistes über Hamburg nach der Schweiz rechtzeitig befördert. So gestand der Schweizer denn auch nach dem frühen Hinscheiden des norddeutschen Freundes (an Zellweger 14. Novbr. 1754), er würde ohne diesen mit den bedeutendsten Dichtern Englands weit unbekannter geblieben sein.

Diesem Freunde also war Bodmer für den Besitz der Newtonschen Ausgabe verpflichtet. Schon am 10. October 1751 hatte Hagedorn die Absicht geäußert, mit diesem wichtigen Werke den Uebersetzer Miltons zu beschenken.[63] Aber erst am 16. Sep-

---

[62]) Wie unbekannt z. B. in Schwaben die englische Litteratur noch 1762 gewesen, ersieht man aus Minors Schiller 1, 140.

[63]) Hagedorns Briefe, von denen Eschenburg im fünften Bande seiner Ausgabe des Dichters (82—124) nur ungenügende Bruchstücke mitgetheilt, waren mir in den saubern Handschriften zugänglich, die der

tember 53 konnte er die Gabe übersenden, deren Werth er ihm in folgenden Worten anempfahl: „Ihre Anmerkungen über das verlohrne Paradies, welche Sie der schönen Übersetzung, vor zehn oder eilf Jahren, hinzugefügt haben, würden hieraus nicht wenige, allen Lesern angenehme Zusätze erhalten können, wenn Eu. Hochedelgb. Sich zu einer neuen Ausgabe entschlössen." — Unverzüglich erkannte Bodmer, welch ein Hülfsmittel ihm hier überliefert worden.[64]) Gleich die Einleitung zeigt, wie er es zu benutzen verstand: denn was er hier in der schon erwähnten „Critischen Geschichte des verlohrnen Paradieses" über dies Epos und dessen erhabenen Schöpfer berichtet, entlehnt er dem Life of Milton, das ihm in Newtons Ausgabe vorlag. Und alsbald auf der ersten Seite bekennt er sich unverhohlen zu dieser

---

Bodmersche Nachlaß bewahrt. Ich benutze auch hier Auszüge, die ich schon vor Jahren für meinen Gebrauch angefertigt. — Die Prosa dieser Briefe erinnert durch die Glätte der wohlgefeilten Rede, die leicht und gewandt ins Ironische hinüberspielt, an die Reinheit und den gefälligen Fluß des Hagedornschen Verses. Der Dichter zeigt sich hier, wie er sich im persönlichen Verkehr zu zeigen pflegte, weltklug, unterhaltend, liebenswürdig. Wie anmuthig spricht er über sich selbst in dem reizenden autobiographischen Briefe vom 19. September 1748! Diese Briefe verdienten einen Herausgeber zu finden, der nicht nur mit der gleichzeitigen deutschen, sondern auch mit der französischen und italienischen, vor allem aber mit der englischen Litteratur gründlich bekannt wäre. Denn Hagedorn war nicht nur ein zärtlicher Bücherliebhaber; er war auch ein überaus wissensreicher Litterator. — Wann endlich empfangen wir eine Ausgabe, wie sie diesem noch unveralteten Dichter gebührt und wie wir sie bei dem jetzigen Stande unserer Studien fordern müssen?

[64]) Daß der Leistung Newtons auch jetzt noch hohe Anerkennung gezollt wird, beweisen die Worte von Wilson Verity in der Einleitung zu seiner lehrreichen Ausgabe der ersten Bücher von Paradise lost (Cambridge 1894) XLV: Preeminent among them (unter den aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Editionen) is Bishop Newton's edition (1749). He was the first editor who took pains to secure accuracy of text, doing, on a smaller scale, for Milton what Theobald did for Shakespeare. His services too in the elucidation of certain aspects (notably the Scriptural) of Miltons learning have never been surpassed. Und auf das Verhältniß des Gedichtes zu den heiligen Schriften mußten die Schweizer ja zumeist Acht haben.

Entlehnung; ja, er sagt es offen heraus, daß er sich „gemeiniglich der eigenen Worte Newtons bedient". Mörikofer ließ sich diese unumwundene Erklärung entgehen; er hat auch wohl niemals in das englische Original einen Blick gethan. So wurden ihm die Worte des Engländers zu unzweideutigen Zeugnissen für Bodmers eigenste Anschauungs= und Sinnesweise.

Thomas Newton hält sich zu den Whigs; er kann der Freiheitsliebe Miltons mit uneingeschränktem Lobe gedenken, wenn er auch die Art und Weise, wie der Bewunderer und Mitarbeiter Cromwells diese Liebe manchmal bethätigte, miß= billigen muß. Man liest bei ihm 1, LXXII (der zweiten Aus= gabe von 1750): And yet the darling passion of his soul was the love of liberty — bei Bodmer heißt es 1, 4 (der vierten Ausgabe von 1759): „Die Liebe zur Freyheit war die beliebteste Neigung seiner Seele"; — ferner: He was a thorough republican, and in this he thought like a Greek or Roman, as he was very conversant with their writings — Bodmer: „Er war ganz und gar ein Republikaner, und dacht von dem gemeinen Wesen wie ein Grieche oder Römer, mit welchen er vollkommen gute Bekanntschaft hatte." — Späterhin wird Mil= tons Verhältniß zu den religiösen Parteien berührt, in die sich das christliche England gespalten hatte: „Er fürchtete vor allen Dingen die geistliche Sclaverey, und trat darum zu Cromwell und den Independenten, unter welchen er eine grössere Gewissens= freyheit erwartete" (Seite 5). Die englischen Worte lauten (1, LXXIII): and of all things he dreaded spiritual slavery, and therefore closed with Cromwell and the Independents, as he expected under them greater liberty of conscience. — Will hernach Mörikofer uns mit Bodmers selbsteigener An= sicht von der Stellung des Miltonschen Gedichtes zur Bibel be= kannt machen, so hebt er eine Reihe von Sätzen aus, die weder zur englischen noch zur deutschen Biographie gehören: Newton giebt sie am Schlusse seines Commentars (2, 447), und auch Bodmer hat sie an das Ende des seinigen verwiesen, indem er

sie zugleich mit aller wünschenswerthen Bestimmtheit als Eigenthum des englischen Herausgebers bezeichnet (2, 317): „Er beschleußt seine Arbeit mit etlichen allgemeinen Anmerkungen.“ — Diese Anmerkungen leiten zu der Behauptung: He is indebted to Scripture infinitely more than to Homer and Virgil and all other books whatever. Not only his principal fable, but all his episodes are founded upon Scripture — Bodmer: „Er ist der Bibel unendlich mehr verbunden als dem Homer und Virgil, und allen andern Büchern. Nicht nur seine Hauptfabel sondern alle seine Episodien sind auf die heil. Schrift gegründet.“ — Mit der gleichen Treue hat Bodmer auch die folgenden Sätze des englischen Commentars wiedergegeben bis zu dem nachdrücklichen, jede kritische Gegenrede niederschlagenden Schlußsatze: Whoever has any true taste and genius, we are confident, will esteem this poem the best of modern productions, and the Scriptures the best of all ancient ones — „Wir sind überzeugt, wer wahren Geschmack und einigen Genie hat, wird dieses Gedicht für das beste unter den Werken der Neuern, und die Bibel für das beste unter allen Werken der Alten erkennen.“ —

So ließen sich gar viele Stellen nachweisen, aus denen deutlich zu erkennen ist, wie der schweizerische Biograph und Commentator sich dem englischen Führer anschloß.[65]) Durch

[65]) Bodmer fällt in seiner Einleitung (1, 23) auch ein Urtheil über Bentleys Ausgabe von Paradise lost. Er hat sie wohl kaum je zu Gesichte bekommen. Noch 1816 nennt sie F. A. Wolf (Litterar. Analekten 1, 58) ein „unter uns seltenes Werk“. Der Schweizer ist eben auch hier nur Uebersetzer. Die erste Hälfte seines verdammenden Richterspruches stammt, wie ich mich überzeugt habe, nicht aus der biographischen Einleitung, sondern aus der Vorrede Newtons, der dort die Bemühungen der früheren Kritiker nach Billigkeit würdigt. Dann überträgt Bodmer die Note, mit der David Mallet einige auf Bentley zielende Spottverse seines Gedichtes Of verbal criticism (1733) begleitet hat; hierauf läßt er diese Verse selbst im Original abdrucken (The Works of David Mallet, London 1759, 1, 26). Man kann hier an einem deutlichen Beispiel beobachten, wie Bodmer sich da, wo er keine eigene Ansicht vorzu-

die Aufdeckung des Mörikoferschen Mißverständnisses wird das wahre Verdienst Bodmers um nichts verringert. Es beruht in diesem Falle auf dem löblichen Fleiße, mit dem er die umfassende Arbeit Newtons zum Frommen deutscher Leser ausbeutet. Auf keinem andern Wege hätte er diesen ein solches Maß gründlicher Belehrung zuführen können. Aber neben dem ausländischen Gute will er die Beigaben der eigenen Hand nicht verschmäht wissen: sie bestehen zum größeren Theil aus den oft recht umständlichen Anmerkungen, die schon der zweiten Auflage (1742) einverleibt waren und die er nun in die dritte und vierte ungeschmälert herübernimmt. Sie gewähren uns ein Abbild im Kleinen von Bodmers rüstiger Vielthätigkeit.

Immer ist seine Streitlust angestachelt; immer regt sich ungezähmt seine Lehr- und Lernbegier. Mit raschem Blicke über ältere und neue Litteratur hinfahrend, trägt er behende zu Hauf,

---

bringen hat, zu seinen ausländischen Gewährsmännern verhält. Die beiden Engländer verwerfen und verhöhnen die kritischen Grundsätze, nach denen Bentley den Miltonschen Text entstellend behandelte; aber jeder hat auch ein Wort der Anerkennung für den außerordentlichen Landsmann. Dies wird jedoch von Bodmer bei Seite gelassen. But prejudice apart, sagt Newton, he was a very great man, of parts inferior to few, of learning superior to most men; and he has made some very judicious and useful remarks upon the Paradise Lost, though in the general they may rather be called the dotages of Dr. Bentley. Im Deutschen werden nur die letzten Worte wiedergegeben: „Und man hat seine Anmerkungen über das verlohrne Paradies mit ganzem Rechte seine Kindereyen genannt.“ Ebenso bleiben die Worte Mallets unübersetzt: he was otherwise a man of very considerable abilities and of great erudition. — Bodmers Bekanntschaft mit Mallet hat wahrscheinlich Hagedorn vermittelt, der in der Anmerkung zu dem Epigramm „Auf gewisse Ausleger der Alten“ (Poetische Werke, Hamburg 1757, 1, 92) das Gedicht of verbal criticism erwähnt und außerdem die poetische Erzählung The Hermit dem Schweizer Freunde brieflich angepriesen hat. — Mallet witzelt, durch Bentley sei das Paradies abermals verloren gegangen. Ich habe die Ausgabe in dem ursprünglichen Drucke von 1732 genau studiert. Durch alle Abgeschmacktheiten und Kindereien bricht der mannhafte Geist des größten der Kritiker oft leuchtend hervor.

was ihm zu seinem Zwecke, die Leser für die eigenthümlichen Schönheiten seines Dichters empfänglich zu stimmen, einigermaßen behülflich sein kann. Bedenken und Kritteleien, die früher von Kunstrichtern wie Voltaire, Constantin de Magny, neuerdings von Louis Racine ausgegangen, werden bald zornig, bald höhnisch zurückgewiesen. Hatte man seine „Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen" (1740) gelesen, so konnte man wissen, welche Begegnung solche „geschwinde" oder vorsätzlich mißdeutende Kritiker von ihm gewärtigen mußten:[66]) in jenem Buche, das sich mit einer erschöpfenden Vertheidigung Miltons befaßt, wie in diesen Anmerkungen wird jeder Bekrittler des Dichters gleich einem persönlichen Feinde angefahren. Ja, der Uebersetzer scheut sich nicht, sogar mit einem von der Herrlichkeit seines Poeten so vollkommen durchdrungenen Herausgeber wie Newton selbst anzubinden, wenn dieser, selten genug, die tadellose Trefflichkeit einzelner Verse bescheiden anzuzweifeln wagt.

Im zehnten Buche schildert Milton bis ins Einzelne, welche Wandlungen im Naturleben sich vollzogen, nachdem das erste Menschenpaar durch den Genuß der verbotenen Frucht die

---

[66]) Aus einem Beispiel mag man ersehen, wie die Noten zur Uebersetzung sich mit gewissen entsprechenden Theilen der „Critischen Abhandlung" berühren. Hier lesen wir S. 47: „Der Poet bekümmert sich nicht um das Wahre des Verstandes; da es ihm nur um die Besiegung der Phantasie zu thun ist, hat er genug an dem Wahrscheinlichen, dieses ist Wahrheit unter vorausgesetzten Bedingungen, es ist wahres, so fern als die Sinnen und die Phantasie wahrhaft sind, es ist auf das Zeugniß derselben gebauet." — In der Note auf S. 15 der Uebersetzung — ich citiere hier überall nach der vierten Auflage von 1759 — findet sich der Ausspruch: „Die Poesie bekümmert sich eigentlich nicht um das Wahre des Verstands; es ist ihr nur um die Besiegung der Phantasie zu thun; darum begnüget sie sich an dem Wahrscheinlichen, welches auf das Zeugniß der Sinnen und der Phantasie gegründet ist." — Ich habe diese Worte auch deshalb herausgehoben, weil sie auf einen Fundamentalsatz der schweizerischen Lehre deuten.

ewige Schuld auf sich und alle künftigen Geschlechter geladen hatte. Wie vom Mahle des Thyestes wandte die Sonne ihr Antlitz hinweg von dem Sündengreuel, und die von allen Seiten mit zerstörender Gewalt hervorbrechenden Winde umtoseten den Erdkreis. Acht bis neun Verse (695 fgg.) füllte der Dichter mit den Namen der Winde, von denen manche, wie Caecias, Thrascias, Libecchio, mit absonderlichem Klange das englische Ohr trafen. An diesem Verzeichnisse der Winde, das alte und neue, lateinische und italienische Benennungen durcheinander mischt, findet Newton ein „unnöthiges Gepränge von Gelahrtheit" zu tadeln (a needless ostentation of learning); von solchen Schwächen unseres Dichters könne man wahrheitsgemäß sagen:

> Such laboured nothings, in so strange a style,
> Amaze th'unlearn'd, and make the learned smile[67]) —

Bodmer verkleidet diese Verse in sein hexametrisches Deutsch:

> Solche gekünstelte Ding in solcher seltsamen Schreibart
> Machen die Unbelesnen bestürzt, die Belesenen lustig. —

Dann aber thut er Einspruch gegen eine so unehrerbietige Aeußerung (2, 200): „Wenn hier Gepränge ist, so ist es gewiß nicht in der Beschreibung der Winde selbst; diese Vorstellung thut hier ihre eigene Würkung. Die Benennung mit den bekannten Nahmen hätte diese Stelle sehr Matelotsmäßig gemacht." — Und zum Schluß der Rechtfertigung ruft er aus: „Nun urtheile

---

[67]) Newton hält es für unnöthig, den Autor dieser Verse zu nennen. Woher sie stammen, wußte damals ein litterarisch gebildeter Engländer und wohl auch der deutsche Uebersetzer ohne weiteres anzugeben. Für heutige Leser mag es dienlich sein, zu bemerken, daß sie dem Popeschen Essay on criticism angehören (v. 326). In Drollingers Prosa lauten sie: „Dergleichen mühsäliges Nichts in einer so wunderseltsamen Schreibart bedöhret die Ungelehrten, und macht die Gelehrten lachen." (Drollingers Gedichte, von Spreng, S. 211; vgl. Sammlung critischer — — — Schriften 1, 66) — Louis Racine blieb über den Ursprung dieser Dichterworte im Unklaren. Er schreibt in den Noten zu seiner Uebersetzung (Oeuvres 4, 285): Un commentateur applique à cet endroit deux vers anglais dont voici le sens: „Ces riens si travaillés dans un style si étrange, étonnent un ignorant, et font rire un savant."

man, wie viel gekünsteltes Nichts übrig bleibe, und wer es gemacht habe, die ungelehrten in Erstaunen zu sezen, und die gelehrten lustig zu machen."

In seinem zehnten Buche läßt Milton, während die eigentliche Handlung des Gedichtes sich dem Abschlusse langsam nähert, die widerstreitendsten Empfindungen nach einander zum mächtigsten Ausdrucke kommen. Nachdem Satan den Scheinsieg errungen, nachdem die Höllenhunde, Sünde und Tod, in die schöne Welt zerstörungslustig eingebrochen, soll der sündige und zur Erkenntniß seiner Schuld gelangte Vater des Menschengeschlechts, über den der unwiderrufliche Richterspruch ergangen, unser stärkstes Mitgefühl unwiderstehlich aufregen. In Adams großer Klagerede (720—844) scheint der Dichter den Gipfel pathetischer Beredsamkeit erstiegen zu haben. Aus ihr tönt der Jammerruf einer Welt, die sich selbst dem Untergange preisgegeben. Seit den Tagen Addisons haben die Kritiker diesen Theil des an wechselnden Schönheiten so reichen Buches mit Vorliebe betrachtet und zergliedert. Indeß schien manches Einzelne nicht tadelfrei. Bentley nahm Anstoß daran, daß Adam, troz der Verzweiflung die ihn überwältigt, „sich mit Spizfindigkeiten und Wortspielen und Geklingel abgiebt" — so verdeutscht Bodmer catching at trifles, quirks, jingles; — der britische Aristarch will daher zehn Verse (731—41) gründlich herausschneiden, von denen er kühnlich behauptet, sie seien nicht aus Miltons Munde gekommen: er schiebt sie vielmehr dem gefabelten Herausgeber zu (the Editor), dessen unmögliche Gestalt er aus eigener Machtvollkommenheit geschaffen und auf den er alle vermeintlichen Fehler und Gebrechen der Dichtung abwälzt. Dieser frechste und zugleich armseligste aller Interpolatoren sollte, wie manche andere, so auch jene verpönten Verse ohne Wissen des Erblindeten eingeschwärzt haben.[68]) Newton freilich enthält sich eines

[68]) Bentleys ausführliche und höchst belustigende Note zum Vers 731 muß man in seiner eigenen Ausgabe von 1732 S. 334 nachlesen. Er verhöhnt unter anderm auch die naturwissenschaftlichen Vorstellungen,

so barbarischen Wüthens wider den überlieferten Text; aber doch bedauert er, daß die von Doctor Bentley bespöttelten Verse in das Gedicht und gar in eine so schöne Rede Eingang gefunden; er tröstet sich mit dem Sprüchelchen vom Homer, der manchmal einnicke. Bodmer indeß will auch hier nichts von einer Schläfrigkeit des englischen Homer wissen; er rechtfertigt die ganze Anlage des hochtragischen Selbstgesprächs, und da er in den Gedanken, die es enthält, „nichts ungeschicktes oder falsches" wahrnimmt, so schließt er zuversichtlich (2, 204): „Ich hoffe, daß in der Uebersezung die Wortspiele unmerkbar seyn, und da sie ganz wörtlich ist, so möchte das Geklingel wol allein zufällig, oder nur in des Doctors Ohren gewesen seyn."

Wie er in des Dichters Kunstweise eindringt und als geschworener Vertheidiger treu zu ihm steht, mag man auch aus einer Note zum elften Buche lernen. Sie bezieht sich auf eine der Stellen, an denen Milton die mächtigen Fluthen seiner Gelehrsamkeit ungehemmt in das Gedicht hinüberströmen läßt, so daß ein Betrachter, der am Aeußeren haften bleibt, wohl fürchten könnte, die Poesie würde hinweggeschwemmt. Michael, der Abgesandte des Herrn, geleitet den Erzvater auf den höchsten Hügel des Paradieses, das er nun bald meiden soll, und läßt ihn von dort aus die vier Theile der im weitesten Umfange vor ihm sich hinstreckenden Erdenwelt überschauen. Da ergießt der Poet durch fünfundzwanzig Zeilen die Reichthümer seines geographischen Wissens, „mehr mit einem Gepränge von Belesenheit" — wie Newton in Bodmers Sprache sagt — „als mit einiger Verschönerung, die das Gedicht daher empfangen hätte (more with an ostentation of learning, than with any additional beauty to the poem). Der Uebersetzer jedoch begreift, daß die fast verwirrende Masse aneinander gedrängter Einzelheiten hier die

die der unwissende Editor dem jammernden Adam aufbürdet: Adam, it seems, was already a Peripatetic in his Notions: He supposes here, that Elementary Bodies do not gravitate in their natural Places; not Air in Air, not Water in Water: from which he fetches a pretty Lamentation — u. s. w.

Vorstellung eines ungeheuren Ganzen erzeugen soll; und völlig im Sinne seines Autors entgegnet er: „Ich hoffe, Herr Newton werde doch eingestehen, daß der Poet die Erde, welche die große Scene dieser Gesichte Gottes war, beschreiben muste: Wie konnte denn diese Beschreibung mit einem geringeren Aufwand von Belesenheit vollzogen werden?" (2, 247).

Obwohl Nachklänge aus der Poesie aller Zeiten das Verlorene Paradies durchziehen, so will Bodmer doch überall die unbeschränkte Selbständigkeit seines Dichters anerkannt wissen. Sicherlich bewährte sich diese auch in der Schilderung des Kampfes, den die treugebliebenen Himmelsscharen gegen die abtrünnigen Engel bestehen müssen; und nicht im geringsten wird sie gefährdet, wenn in das Gemälde, dessen ungeheure Umrisse kaum einen Ueberblick gestatten, auch hie und da Farben und Züge hineinspielen, die an Homerische Schlachtenbilder erinnern. Newton erläßt sich die Mühe, die Stellen besonders anzugeben, die Homers Einfluß verrathen; er glaubt, dieser bestehe selbst da, wo eine bewußte Anlehnung an das griechische Muster unerweislich bleibt: ohne Kenntniß der Homerischen Schlachten hätte der Dichter, bei aller Schaffenskraft seines Genius, den Kampf der Engel nicht so trefflich auszubilden vermocht; ihn lehrte Homer, den Homer zu übetreffen.[69]) — Sogar dieser Satz,

---

[69]) Homer taught him to excel Homer. — Newton knüpft diese Bemerkung an den Vers 6, 239: As only in his arm the moment lay | Of victory. Gerade an diesem Verse läßt sich gewahren, mit wie anhaltender Mühe Bodmer noch im späteren Lebensalter das Verständniß des englischen Wortes zu gewinnen und seine Gewandtheit im Gebrauche des deutschen zu steigern trachtete. 1742 hatte er geschrieben (S. 266): „ein jeder stüzte sich auf sich selber, als ob der Ausgang der Schlacht alleine auf seinem Arm beruhet hätte" — dem Sinne nach richtig; denn moment ist gleich dem lateinischen momentum, wie Milton ja gern den aus dem Lateinischen stammenden Wörtern die ursprüngliche Bedeutung wiedergiebt. Aber victory war noch unübersetzt. So hieß es denn im Texte der vierten Ausgabe (1, 297): „als ob der Zeitpunkt, der den Sieg lenket, allein auf seinem Arm beruhete." Seltsamer Weise bietet dieselbe Seite vor der Note, deren Inhalt uns hier beschäftigt, die Ab-

der doch die höchste Anerkennung des englischen Epos in sich schließt, ruft Bodmers Widerspruch hervor. Der treue Dolmetscher leugnet geradezu, daß sein Dichter des Homer bedurft habe, um der Darstellung übermenschlicher Kämpfe den höchsten Grad der Anschaulichkeit zu verleihen. „Wäre kein Homer gewesen" — sagt er aus innerer Ueberzeugung — „so wäre doch die Natur gewesen, aus der Homer genommen hat; und ein so wunderbarer Genie, wie Milton war, war so geschickt, in der Natur selbst, als in ihrem Abschreiber, Homer, zu lesen." (1, 297.) Warum also wolle man sich leichtsinnig weigern, zuzugestehen, daß Milton alles von der ersten Hand empfange und aus eben derselben Quelle schöpfe, aus der Homer geschöpft?[70])

So ist Bodmer stets bereit, als diensteifriger Sachwalter für den Dichter einzutreten oder ihn, wie ein Jünger seinen Meister, zu verherrlichen. Dabei wird doch der vaterländischen Litteratur vielfältig gedacht; ja, durch Beziehungen auf deutsche Schriftsteller und Schriftwerke alter und neuer Zeit weiß er seine Noten eigenthümlich zu beleben.

Im fünften Buche schildert Milton, wie Raphael nach Gottes Befehl sich auf die Erde zu den beiden Paradiesesbewohnern hinabbegiebt. Gegen die Umständlichkeit dieser Schilderung, zu der klassische Vorbilder die Grundlinien dargeboten, hatte eine engsichtige Kritik Einwendungen erhoben. Indem Bodmer diese abweist, erinnert er (1, 241) zur Rechtfertigung Miltons an den zwölften Abschnitt der critischen Dichtkunst, natürlich der von Zürich ausgegangenen. Dort hat Breitinger

---

weichung: „als ob das Gewicht, das den Ausschlag giebt, allein auf seinem Arme beruhete." Endlich, in den Auflagen von 1769 und 80 erscheint die befriedigende Lesart: „als ob der Ausschlag des Sieges allein auf seinem Arm beruhete."

[70]) Von Vergil (young Maro in his boundless mind) hatte Pope im Essay on criticism gesagt:

134. But when t'examine ev'ry part he came,
Nature and Homer were, he found, the same —

Verse, die dann den Kritikern lange geläufig blieben.

(1, 433 fgg.; vgl. 455) im Anschluß an Longin entwickelt, wie zweckmäßig Homer im dreizehnten Buche der Ilias die Umstände gewählt, die zur Ausschmückung der Meerfahrt Poseidons dienen; er hat — so bezeichnet es Bodmer — „Homers Beschreibung der Reise des Neptuns mit einem gründlichen Fleisse gerettet.“ Ist aber Homer gerettet worden, so muß nun auch Milton gegen jede Anklage gesichert sein.

Wie die schweizerische Kritik, so muß die eigentlich schweizerische Muse in den Noten gleichfalls zu Worte kommen. Wir treffen auf gewichtvolle Hallersche Verse, deren Inhalt sich mit dem Stoff der Miltonschen Vorstellungen berührt. Sie stammen meist aus dem zuerst 1734 gedruckten Lehrgedichte Ueber den Ursprung des Uebels, und zwar aus dem Anfange des zweiten Buches, wo von der Entstehung der „Geister-Welten“ und ihrer „unzählbaren Heere“ gehandelt wird. Hallersche Worte sollen als entscheidende Aussagen zu Gunsten Miltonscher Anschauungen gelten. Manchem der leidigen Kunstrichter wollte es nicht in den Sinn, wie doch nur die Engel, die in großer Zahl zur Bewachung des Paradieses befohlen worden, ihres Amtes so ungeschickt warten konnten, daß der böse Feind, dessen Andrang sie abwehren sollten, dennoch Gelegenheit fand, sich in den Sitz der Glückseligkeit einzuschleichen. Man gestattete sich anzügliche Aeußerungen über den Dichter, wenn er, im Beginne seines zehnten Buches, nach geschehenem Sündenfalle die hehren Wächterscharen unverrichteter Dinge zu den Himmelshöhen eilig emporsteigen ließ, wo sie sich alsbald vor dem obersten Richter von jeder Schuld der Fahrlässigkeit zu reinigen wußten (made haste, to make appear | With righteous plea their utmost vigilance). Auch Bodmer (2, 158) entschuldigt die diensteifrigen Hüter, die für ihren beklagenswerthen Mißerfolg keine Verantwortung tragen. Jenen kritischen Zweiflern aber erklärt er in lehrhafter Ausführlichkeit, zu welchem Zwecke Gott eine so beträchtliche Anzahl himmlischer Geister als Schutzwache ins Paradies hinabgesandt; er erklärt zugleich, daß die Engel, ob-

wohl „die wachsamsten, getreuesten, scharfsichtigsten, verständigsten Wesen", doch, im Vergleiche zur allwissenden Gottheit, nur „eingeschränkte Geschöpfe" bleiben und den Täuschungen, die der abgefeimte Böse verübt, unterliegen können. Und um den Wahn von der Allwissenheit und Unfehlbarkeit der Engel auf das gründlichste zu zerstören, ruft er den philosophischen Dichter herbei, der also lehrt (Ursprung des Uebels 2, 47):

> Welch Engel ist, der stets der Neigung Stufen mißt,
> Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
> Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
> Und die Allwissenheit kann ecst unfehlbar machen.

Bodmer hält es für unnöthig, den Dichter oder auch nur das Gedicht zu nennen, dem diese Zeilen angehören.[70a] Den Lesern seines Milton muß ein Ausspruch Hallers vertraut entgegenklingen. Eine ersprießliche Gemeinschaft entsteht zwischen der edlen heimischen und der großen fremden Poesie.

In den Noten zum neunten Buche, das den Erfolg der Verlockungen Satans und den Fall der ersten Eltern schildert, wird zweimal auf Liscowsche Sätze hingedeutet. Wie darf Bodmer, während er im Geiste bei dem heiligen Dichter weilt,

---

[70a]) Er citiert nach den Drucken von 1734 und 43 (Hirzels Haller S. 242 und 245). In ihrer späteren Fassung hätten die Verse für seine apologetischen Zwecke kaum getaugt. Denn seit der Ausgabe von 1748, die für die Gestaltung des Textes entscheidend ward, lautete die erste Zeile:

> Wer ists, der allemahl der Neigung Stuffe mißt.

Auch hier sieht man, wie eine Aenderung, die um des Wohllauts oder der grammatischen Richtigkeit willen vorgenommen worden, in den ursprünglichen Sinn eines Hallerschen Verses umbildend oder abschwächend eingreifen kann. — Bodmer citiert noch (1, 28. 125), und zwar gleichfalls nach den ersten Lesarten, Urspr. d. Uebels 2, 21—24. 35. 62. Diesen letzten Vers ändert er eigenmächtig. Haller hatte geschrieben: „Wir lobeten Gott nicht, wann er uns zwung (zwüng) zu loben." Seit 1748 hieß es: „Wir loben Gott nicht mehr, wann er uns zwingt zu loben." — Bodmer setzt indeß:

> Wir lobeten Gott nicht, wenn er zu loben zwänge.

auf die Bemerkungen des Spötters achten?[71]) Doch Liscow stand ja seit geraumer Zeit bei den Schweizern in Gunst; auf ihn, der das Recht der freien Kritik so mannhaft verfochten, beriefen sie sich, als sie gegen Gottsched den offenen Kampf begannen; in der Vorrede zur Breitingerischen Dichtkunst hatte er von Bodmer den Ehrentitel des „unerschrockenen" empfangen.[72]) So wird denn auch in den Noten zum Milton seiner wortreichen und verstandesdürren Auslassungen über die angeblich vernunftwidrige Lehre vom Sündenfall und dessen Vorbedingungen ohne eigentlichen Tadel gedacht. Die Schweizer wissen einen nutzbringenden Bundesgenossen zu schonen.

Lieber als einem Liscow begegnet man in diesen Erläuterungen den Lieder- und Spruchdichtern unseres Mittelalters. Wenn im zwölften Buche (379) Adam, von dem Erzengel über das Erscheinen der Jungfrau und des Heilandes belehrt, der künftigen Gottesmutter seinen demuthsvollen Gruß widmet, so mahnt Bodmer (2, 297) daran, das Lob Marias sei der höchste Stoff der Minnesinger, in dessen Behandlung sie wetteifernd sich selbst übertreffen: eine Strophe Konrads von Würzburg, „die der Jenaische Codex hat" (in v. d. Hagens Sammlung

[71]) Vgl. 2, 122. 133. An der ersten Stelle wird Liscows Name verschwiegen, an der zweiten mit allen Buchstaben ausgeschrieben, während der Druck von 1742 hier nur ein schüchternes L. bietet. Die Sätze, auf die Bodmer Bezug nimmt, stehen in der Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften (1739) S. 539. 659. Auch Sarrazins unehrerbietige Verse über die verführbare Eva, die von Bodmer 2, 104 im französischen Original mitgetheilt werden, sind aus Liscows Sammlung S. 589 entlehnt, wo breite Erörterungen über Evas „grosse Neugierigkeit und unordentlichen Appetit" sie begleiten.

[72]) Bodmer äußert dort die zuversichtliche Hoffnung, der Geschmack an critischen Schriften werde bei der deutschen Nation in kurzer Zeit insgemeine durchbrechen, „nachdem der unerschrockene Hr. von Liscov in dem philosophischen Werckgen: Unpartheyische Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satyre Briontes der Jüngere eine strafbare Schrift sey; das allgemeine Recht der Menschen zu critisieren so vollkommen bewiesen hat, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmacke nunmehr genugsam vorbereitet sind." — Vgl. Liscows Sammlung S. 129 und 183.

2, 330), druckt er vollständig ab, damit „Leute, die sonst nichts von diesen alten Poeten zu sehen bekommen", eine Probe solcher Lobgesänge kennen lernen. Bald hernach erinnern ihn die erhebenden Worte Michaels 12, 575, die sich auf 2. Petr. 1, 5 stützen, an einen Spruch Boppes (v. d. Hagen 2, 377), und er rühmt in scharfem Tone (2, 306), dieser „habe in einer Sprache die izt verachtet ist, und mit einem Geist, über den sich unsere Poeten weit erhaben glauben, den Gedanken Miltons ganz poetisch ausgebildet". — Wir aber erinnern uns dankbar, daß in eben demselben Jahre, 1759, in dem zum vierten Male der deutsche Milton erschien, Bodmer und Breitinger die Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpuncte beschlossen, in der sie den versunkenen Schatz der Jugendlyrik unseres Volkes ans Licht gehoben.[73]) Kurz zuvor hatten sie die Bonerschen Fabeln und Chriemhilden Rache, des Nibelungenliedes zweite Hälfte, der deutschen Welt zugänglich gemacht. Sie mußten sich damals mit einer mäßigen Anerkennung begnügen. Für die Zukunft und im Vertrauen auf sie hatten sie gearbeitet. Die ganze weithinreichende Bedeutung ihres hochsinnigen Unternehmens ward erst von den Nachkommen gewürdigt, als diese sich des zu Tage geförderten Reichthums durch ernste Forscherthätigkeit bemächtigten.

---

[73]) Damals mußte es noch heißen: „Aus der Handschrift der Koeniglich-Franzoesischen Bibliotheck herausgegeben". Auf dem Tittelblatte des ersten, 1758 erschienenen, Theiles ist außerdem vermerkt: „Durch Vorschub einer ansehnlichen Zahl von Freunden des Minnegesanges." — In der Vorrede zum zweiten Theile giebt Klingesor dienliche Winke über das wissenschaftliche Verfahren, das man bei Ausnutzung dieser Reste des Mittelalters einschlagen sollte. — Schon im Laufe des Juli 1747 waren die Schweizer mit der Abschrift des Pariser Codex zu Stande gekommen (Bodmer an Zellweger 22. Juli 1747). Schöpflin, durch dessen Vermittlung sie die Pariser Handschrift erhalten hatten, schrieb am 20. August von Straßburg aus an Bodmer: „Ueber die Geschwindigkeit, womit der Codex Poetar. Teut. ist abgeschrieben worden, verwundere mich sehr, und wünsche von Hertzen Glück, daß solche Abschrifft zu Ende gebracht." (Straßburger Studien 2, 469.)

Wenn der schweizerische Commentator des Verlorenen Paradieses sogar der Minnesinger gedenkt, dann darf es uns nicht befremden, daß er auch Anlaß findet zu einem Rückblicke auf das einheimische Drama des sechzehnten Jahrhunderts. Wohl ist Milton befugt, für sein Gedicht den Ruhm anzusprechen, daß es von Dingen künde, an denen man sich bis dahin weder in Prosa noch im Vers versucht habe. Doch wir wissen ja, daß die Thaten, Begebenheiten und Zustände, die sein wagnißreicher Sang (adventrous song) umfaßt und verherrlicht, Jahrhunderte hindurch den Mysterien und den biblischen Schauspielen den nie veraltenden Stoff geliefert. Auch Milton wollte zuerst in dramatischer Form den Inhalt der heiligen Ueberlieferung bewältigen. Voltaire hat die unbeglaubigte Erzählung aufgebracht, dem jugendlichen Dichter sei schon während der italienischen Reise der erste Anstoß zu seiner künftigen großen Schöpfung gekommen. In Mailand habe er einer Darstellung des Adamo von Andreini beigewohnt: obwohl Abgeschmacktheiten aller Art das Stück verunzierten, sei dennoch die verborgene Erhabenheit des Stoffes (la sublimité cachée du sujet — the hidden majesty of the subject) von ihm erkannt und er demgemäß zu einer Tragödie ähnlichen Inhalts angeregt worden.[74]) Voltaire

---

[74]) Voltaire, Essai sur la poésie épique (Oeuvres, éd. Moland 8, 353). Bekanntlich ist diese Abhandlung, die eine unterhaltende Beigabe zur Henriade bildet, zuerst 1727 in England und in englischer Sprache erschienen. Die auf Andreini bezüglichen Sätze findet man in der ursprünglichen Fassung bei John Hayley, Life of Milton (London 1796) S. 248. Dort heißt es: saw at Florence a comedy, called Adamo. Hayley giebt auch Auszüge aus dem Adamo, die uns Charakter und Inhalt des Dramas sattsam erkennen lassen. In dem zweiten Bande seines Essay on the genius and writings of Pope (London 1782) S. 184 hatte Joseph Warton sich gleichfalls über Andreinis Werk geäußert, which Milton certainly had read (— das certainly ist viel zu gewagt —) and of which Voltaire has given so false and so imperfect an account; die letzten Seiten jenes Bandes enthalten das Scenarium des Schauspiels samt einer Stilprobe. — Durch Voltaires unerweisliche Behauptung ist dem Adamo eine Art von unverdienter Be=

schilt das Stück eine Farce. Es ist vielmehr ein Spätling jener Mysteriengattung, die bei den Italienern unter dem Namen der sacra rappresentazione so lange in Geltung geblieben. Mochte es immerhin, sei es durch den Druck (Mailand 1613. 1617), sei es durch die Bühne, dem Reisenden bekannt werden — für ihn, den gründlich belesenen Poeten, ließ sich daraus nichts gewinnen, was er nicht aus zahlreichen andern, reineren und tieferen Quellen hätte schöpfen können.

Höhere Musterbilder tragischer Kunst schwebten seinem Geiste vor, als er nach der Rückkehr aus Italien, etwa in den Jahren 1640—42, sich ein vielumfassendes Verzeichniß solcher Stoffe angelegt, die er damals einer dramatischen Bearbeitung werth achtete. Sie entstammen den Urkunden bald der heiligen, bald der vaterländischen Geschichte. Nicht weniger als vier dieser Aufzeichnungen deuten auf den Inhalt des Verlorenen Paradieses. Einer der ausführlicheren Entwürfe wird auch bereits mit dem Namen Paradise lost bezeichnet; ein späterer, der über eine mögliche Gliederung des Ganzen noch genauere Angaben bietet, erhält den Titel Adam unparadized. Deutlich verrathen diese Skizzen des Dichters Absicht, den biblischen Gehalt mit der ganzen strengen Hoheit antiker Formen zu umkleiden. Er verschmäht die Freiheiten, die in dem volksmäßig gearteten Drama seines Landes zu Recht bestanden: die wilden Waldlieder seines Shakespeare durften nicht in sein tragisches Gedicht hineinklingen. Nur im Wetteifer mit den Herrschern der attischen Bühne, vor allen mit seinem Liebling Euripides, konnte sein künstlerischer Ehrgeiz sich befriedigen. Diese ursprünglich

---

rühmtheit gesichert worden. Hält doch noch Bernardo Morsolin für nöthig, ihn im Hinblick auf Milton nachdrücklich zu erwähnen! (Storia della letteratura Italiana, il Seicento, 89). — Einen brauchbaren Artikel über Andreini (Giambattista) lieferte der, wie gewöhnlich, wohl unterrichtete Ginguené in der Biographie universelle 2, 137; er sagt: il est cependant vrai que la curiosité des Anglais a fait passer dans leur île le plus grand nombre des exemplaires de l'Adamo.

dramatische Anlage des Werkes hat in dem später ausgestalteten Epos unverkennbare Spuren zurückgelassen.[75]) Welchen Hochflug seine tragische Rede damals genommen hätte, das mögen wir noch jetzt ahnen, wenn wir zu Anfang des vierten Buches die Worte vernehmen, in die Satan beim Anblick der neuen Sonne ausbricht:

O thou that, with surpassing glory crowned —

Ein unverdächtiges Zeugniß bekundet uns, daß mit diesem erschütternden Selbstgespräche, in dem die widerstreitenden Empfindungen durcheinander wogen, die Tragödie vom Sündenfalle hatte anheben sollen. Als Voltaire zuerst, in der Abhandlung über die epische Poesie, Miltons Gedicht seinem öffentlichen Urtheile unterzog, erwies er diesem glänzenden Probestück der Beredsamkeit Satans die Auszeichnung, es im Gewande seiner Alexandriner dem europäischen Publikum vorzuführen:

Toi sur qui mon tyran prodigue ses bienfaits —[76])

---

[75]) „Es wird nicht mehr auffallend erscheinen, warum das Verlorene Paradies das am meisten dramatische aller epischen Gedichte genannt worden ist.“ Alfred Stern, Milton und seine Zeit 2, 4, 76. Es sei auch auf die unmittelbar folgenden Erörterungen Sterns verwiesen. Sein Buch verdiente die weiteste Verbreitung unter uns zu finden. Dem Deutschen wird hier nicht nur Miltons Persönlichkeit begreiflich, ja vertraut; es erscheint ihm hier auch das politische und litterarische England des siebzehnten Jahrhunderts so, wie es den großen Dichter und Kämpfer umgab und emportrug.

[76]) Oeuvres 8, 354. Voltaire giebt nur etwa neun Zeilen des Originals in elf Alexandrinern wieder. Louis Racine übertrug dann in seinen Réflexions sur la Poésie (Oeuvres 1808, 2, 421) den ganzen Monolog. Das Englische war ihm fremd; so konnte er nur auf Grund der prosaischen Uebersetzung von Dupré de Saint-Maur seine Verse ausarbeiten. Eine Vergleichung zwischen den beiden Uebersetzungen, die zu Ungunsten Racines (M. Racine le fils!) ausfallen mußte, ward dann angestellt in der Abhandlung: Connaissance des beautés et des défauts de la poésie et de l'éloquence dans la langue française (1749). Voltaire will zwar diese Schrift, die ihn über die andern Dichter preisend erhebt, nicht verfaßt haben; es hält aber in diesem, wie in manchem ähnlichen Falle schwer, seine Ableugnungsversuche ernst zu nehmen (Oeuvres 23, 327). Als hierauf Louis Racine, nach erlangter Kenntniß des

Auch Bodmer will (1, 162) die Aufmerksamkeit seiner Leser bei diesem Selbstgespräche festhalten; auch er weiß zu berichten, welcher Platz ihm in dem entworfenen Drama bestimmt gewesen. Aber keineswegs will er einem Andreini einen Einfluß auf das erste stille Werden des „göttlichen Gedichtes" zugestehen. Voltaires Erzählung verwirft er als ein keckes Märchen. Ja, wäre sie begründet, so dürfe doch, wie er meint, diesem Andreini keine größere Ehre zu Theil werden, als den „zufälligen, blinden und leblosen Mittelursachen, welche als unwissende und blosse Maschinen zu der Beförderung eines Werkes dienen." Freilich ist ihm nichts Genaueres von dem Drama des Italieners bekannt; aber sein kritisches Ahnungsvermögen berechtigt ihn zu dem schneidenden Urtheil: „er hat aus einer vortreflichen, grossen und erhabenen Materie etwas schlechtes gemacht"; und da kommt dem Schweizer sein „ehrlicher" Landsmann Josias Murer in den Sinn, als dessen „Mitbuhler" Andreini höchstens gelten dürfte. Er erinnert sich des dramatischen Spiels, das 1550 in Zürich von 106 Personen aufge-

Englischen, seine prosaische Uebersetzung herausgab, verwies er in den Anmerkungen auf seine eigene, wie auf Voltaires frühere poetische Nachbildung; er stellte sich mit seinem Gegner in gleiche Linie, indem er hinzufügte: et nous n'avons ni l'un ni l'autre bien rendu l'original (Oeuvres 3, 321). Noch spät, in den Questions sur l'Encyclopédie 1771, Artikel Èpopée, hat sich Voltaire umständlich auf Milton wieder eingelassen. Er rühmt sich, wie von den übrigen englischen Poeten, so auch von diesem den Franzosen zuerst eine Vorstellung beigebracht zu haben. Seine frühere Uebersetzung des Satanischen Monologs hat er hier um mehrere Verse verlängert (Oeuvres 18, 589). Wie weit auch seine gereimten Zeilen von der Herrlichkeit des Originals abstehen, so behaupten sie doch den Vorrang vor den Alexandrinern L. Racines und ebenso vor den späteren des geschmeidigen Delille. Vgl. Daunous Note in der Baudouinschen Ausgabe Voltaires (1825) 13, 526. — Zu beachten ist übrigens die Vermuthung Mark Pattisons (Milton, London 1879 p. 171), der von den Anfangszeilen des Monologs vorsichtig sagt: Possibly they were not intended for the very first lines; — er glaubt, Milton habe, nach Euripideischem Muster, den lyrisch gehobenen Stellen eine einfache Darlegung des Sachverhaltes, von dem die Handlung ausgeht, vorangeschickt.

führt worden: es enthielt „die Geschichte vom Anfang der Erden bis zur Sündflut". Er stößt in diesem Spiel auf einzelne Gedanken, die er als „roh" bezeichnet, in denen er aber eine entfernte Aehnlichkeit mit solchen wahrnimmt, die auch Milton in sein Gedicht verweben mußte. So greift er denn zum Beleg einige derbe Reden der Teufel heraus, die, der ewigen Verdammniß preisgegeben, jammern, rasen und wüthen, sich zum Trotze gegen Gott waffnen und ihrem Neid und Haß gegen den neu geschaffenen Menschen Luft machen; er hat hier die Reimpaare des alten Schauspiels in prosaische Sätze aufgelöst. Später, in den Noten zum zehnten Buche (2, 212), kommt er noch einmal zurück auf „Josias Murers seltsames Spiel". Wenn Miltons verzweifelnder Adam seine Vorwürfe gegen die sündige Eva richtet, die auch ihn zur Sünde verlockt hat, — Bodmer nennt das „die Ausfilzung der Eva" — so schilt er die Arme, an ihr sei „alles nur eine Riebbe, krumm von Natur" (all but a rib | Crooked by nature 10, 884). Damit vergleicht der Uebersetzer entsprechende Verse des schweizerischen Dramas, die er hier unverändert abdruckt.

Von Murer, dem der Name Jos, nicht Josias, zukommt, sind uns sieben Dramen aufbewahrt, über deren Inhalt und Eigenart Baechtold uns in seiner anschaulichen Weise unterrichtet (S. 354—64). Aber unter ihnen findet sich keins, in das die ausgehobenen Teufelssprüche gehören könnten. Bodmer hat uns mit dem Namen Murer auf eine falsche Fährte gewiesen. Eine weitere Umschau unter den dramatischen Massen der Reformationszeit mag uns auf die rechte bringen. Das Schauspiel, dessen Aufführung die Züricher 1550 erbaute und ergetzte, war kein anderes als das späteste unter den sieben Dramen Jakob Rufs: Adam und Eva. Baechtold ertheilt (S. 329) ausgiebige Nachricht über den Verlauf des biblischen Spieles, das, auf zwei Tage vertheilt, in seinen beiden ersten Acten den Inhalt des Verlorenen Paradieses umfaßt. Die Verse, die Bodmer zur Vergleichung mit der Poesie Miltons heranzieht, begegnen

uns in H. M. Kottingers Ausgabe von Adam und Heva (Quedlinburg und Leipzig 1848) auf S. 12 (v. 353), 14 (397), 15 (447)[77]), 37 (1176), 36 (1138). Unter den Züricher Dramatikern des sechzehnten Jahrhunderts muß man Ruf, dem Erneuerer des Tellenspiels[78]), den ersten Platz einräumen. Verfolgt man im Einzelnen, wie er und, mehr als ein Jahrhundert nach ihm, Milton verwandte Vorstellungen und Gedanken in Worten ausgestalten, so blickt man in zwei Kunst- und Geisteswelten, die eine unausfüllbare Kluft zu trennen scheint. Zugleich aber erkennt man von neuem, daß Milton, der niemals die leiseste Kunde von einem Drama Jakob Rufs vernommen, die Grundstoffe, die er zum Aufbau seiner Hölle, seines Paradieses verwendet, aus allen Weiten der christlichen Ueberlieferung zu sammeln verstand.

So hat Bodmer seine Noten mit manigfachem Wissen angefüllt; er ist mit aufrichtigem, zuweilen auch mit ingrimmigem Eifer bemüht, den Deutschen gangbare Wege in das Innere des fremdartigen Gedichtes zu eröffnen. Den Noten hingegen, unter denen der Name Wieland steht, schenken wir einige Aufmerksamkeit vornehmlich deshalb, weil sie von ihm herrühren. Wenn der künftige Urheber der Comischen Erzählungen, des Combabus und des Neuen Amadis unter den Commentatoren Miltons auftritt, so ist es erlaubt, neugierig zu fragen, wie eine solche Rolle ihm zu Gesichte steht. Gleich aber vermuthet man, daß er sich

---

[77]) Der Eilbote, den die Teufel zur Beobachtung des schaffenden Gottes abordnen, soll

also gugken,
daß vor ihm schaff gott nit ein mugken,
nüt heimlichs müg vor ihm vollbringen —

Bodmer: „Daß Gott vor ihm nicht eine Mücke erschaffen, und nichts heimliches vollbringen mag." — Diese Stelle aus Rufs Drama war mir in lebhafter Erinnerung geblieben, und so ließ Bodmers kleiner Irrthum sich leicht entdecken und berichtigen.

[78]) Vgl. Gustav Roethe in den Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand. 228 flg.

ganz leidlich in sie hineinfinden, ja daß er sie mit anscheinender Natürlichkeit spielen wird. Trug der frühreife, das heißt unreife, Verfasser eines antilucrezischen Lehrgedichtes und eines Hermann damals doch laut stolzierend die ganze Schwere des über ihn verhängten Klopstock-Bodmerischen Bannes! Er war Hausgenoß Bodmers. An einem Tische mit ihm arbeitete und aß er. Milton, Klopstock und Bodmer verehrt er als Vorbilder und Schutzgeister seiner Dichtung. In dem „Schreiben von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes", das er im Sommer 1752 aufgesetzt, werden die drei zu einer Einheit verbunden:

Klopstock, der Ruhm ist dein, du theilst ihn mit Milton und Bodmer.
Welche Gedanken erschafft ihr in uns? Zu welchen Entschlüssen
Weckt ihr das Herz? O was vor liebenswürdige Thränen
Wurden bei euern Gesängen geweint! —[79])

In den „Erzählungen" (Heilbronn 1752), zu denen Thomson in seinen „Jahreszeiten"die Muster geliefert, werden S. 104, neben dem Paradies des Homers der Britten, die Bodmerschen Töchter der Natur und die Klopstockschen Seraphim aufgeführt. Bodmer scheint dem Herzen des schwärmenden Jüngers sogar am nächsten zu stehen. Neben der geliebten Serena, die den Engeln bekannter ist als niedrigen Menschen, nennt Wieland ihn allein, wenn er sich anschickt, den „geprüften Abraham" im geistlichen Heldenliede zu besingen:

O heilige Muse
Laß dich erbitten, auch mich zu deinem Priester zu weihen,
Wie du dir Bodmern geweiht hast, daß er die heilige Laute
Von Elihu geerbt zum Preis der Weisheit beherrschte; —

---

[79]) Fragmente in der erzählenden Dichtart (Zürich 1755) S. 123. Ich erlasse dem Leser in diesen Citaten die sattsam verspottete „Zyricherische" Schreibweise, auf die nach einigen Jahren die dortige Dichtergilde selbst verzichtete. — Es ist ein seltsamer Irrthum Mörikofers (S. 190), Bodmer für den Verfasser eines poetischen Schreibens zu halten, in dem die oben angeführten Verse vorkommen. Der Irrthum wird dadurch einigermaßen erklärlich, daß Wieland dies Erzeugniß seiner scheltenden jugendlichen Muse von den späteren Sammlungen

so fleht er im Sommer 1753. Und wenn er im folgenden Jahre die „Erinnerungen an eine Freundin“ aufzeichnet, so begrüßt er den Verfasser des Noah und der Sündflut als den Socrates der Dichter,[80]) dessen reizerfüllte Schildereien der Tugend und der Weisheit den jugendlichen Schönen zur Nachahmung vorgehalten werden.

Solche mehrfach wiederkehrende Ausbrüche der Verehrung bereiteten dem patriarchalischen Dichter eine innige Genugthuung. Den Freunden giebt er Kunde von diesen Lobesergüssen. In diesem jugendlich begeisterten Anhänger findet er alles wieder, was er selbst an Joseph, dem Sohne Jacobs, gepriesen hat (Jacob und Joseph, Zyrch 1754, S. 6):

Ernst und Tiefsinn zu denken, bei andern die Früchte des Alters,
Waren bei ihm in der Blühte des Lebens gereifet; Gott gab ihm
Weisheit, die Künste der tiefverborgnen Natur zu entdeken.
In ihm hauchte der göttliche Geist. — — — —
Was er vornahm konnte nicht besser
Vorgenommen, und was er dacht nicht besser gedacht seyn.

Diese Schilderung bekräftigen die an Zellweger gerichteten Worte vom 9. Juli 1752: „Alles was dieser Jüngling vornimmt, geräth zum Besten. Von ihm ist auch wahr, was ich

---

seiner Schriften ausgeschlossen hat; und daran that er recht. Es erscheint aber noch in den dreibändigen Poetischen Schriften von 1762, 1, 315 unter dem Titel: „Sendschreiben an einen Freund, von der Bestimmung des Genie.“ —

[80]) Wie diese Worte im ersten Drucke der „Erinnerungen“ (Zyrich 1754) S. 13 erschienen, so stehen sie noch unverändert 1798 im vierten Bande der Supplemente zur Göschenschen Gesamtausgabe S. 15. Der „geprüfte Abraham“ mußte sich vielfache Veränderungen und Verkürzungen gefallen lassen. Als der dritte Band der „Poetischen Schriften“ 1762 das biblische Gedicht brachte, und zwar unter dem neuen Titel „Die Prüfung Abrahams“, da war die oben mitgetheilte Anrufung schon ausgemerzt. — Das Studium Wielandscher Varianten, zu dem Goethe schon vor hundert Jahren aufforderte, bleibt immer unterhaltend. Wie ergiebig es wird, das erfährt der Forscher dann zumeist, wenn er bei den Arbeiten der früheren und frühesten Epochen aufmerksam verweilt. Die wechselnden Lesarten, die tiefer ins Ganze eingreifenden Umbildungen, sie werden uns urkundliche Beiträge zur Geschichte dieses anscheinend so

in Jacob und Joseph von Joseph gesagt v. 149—159. Ich kann es nicht anders, als für eine besondere Vorsehung ansehen, daß ein solcher Mensch noch in meinen Tagen gebohren worden."

Dieser erlesene Mensch, in dem der göttliche Geist hauchte, wollte auch in platter Prosa bekennen, daß ihm in Bodmer ein neuer, vielleicht ein größerer Milton erschienen sei. In den kritischen Aufsätzen der Samstagsblätter des Spectator, die Bodmer schon 1740 den Deutschen zugänglich gemacht, hatte Addison einst vor den blöden Augen der Engländer die noch verborgenen Schönheiten des Verlorenen Paradieses enthüllt. Die versteckten Schönheiten des Noah waren nicht minder würdig, vor aller Welt ausgebreitet zu werden. Für den neuen, den schweizerischen Milton, mußte ein neuer, deutscher Addison in die Schranken treten; er mußte die „Erzväter der Dummheit oder ihre getreuen Waffenträger" abwehren, die sich etwa gegen den Noah so vergehen möchten, wie sie wider das Verlorene Paradies und den Messias sich vergangen. So entstand die gedehnte „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts: Der Noah", deren öffentliches Erscheinen Bodmer mit begreiflicher Ungeduld erwartete, bis er endlich um die Mitte des April 1753 sie den Freunden zusenden konnte.[81]) Nach dem Vorbilde Addisons ergeht sich Wieland zuerst in allgemeinen Betrachtungen; er prüft die Handlung, die Charaktere, die Darstellung des Wunderbaren, die Schreibart und den Vers. Dann wendet er sich zum zweiten

wandelbaren, so allseitig empfänglichen Geistes, der doch seine angeborene Eigenart so beharrlich festhält. Auch auf Wielands frühere Schriften läßt sich anwenden, was Goethe über dessen Jugendbriefe gegen Carl August äußert: „Die heitere Nachgiebigkeit und zähe Hartnäckigkeit, zwischen denen sein Wesen sich bis in die spätesten Jahre bewegte, ist auch hier schon ausgesprochen."

[81]) Wieland unterzeichnete den Vorbericht am 8. April. Am fünften hatte er den „geprüften Abraham" begonnen. So schritt er von der ausschweifenden Lobpreisung des Noah unmittelbar zur Verfertigung des einzigen biblischen Gedichtes, das er — wie ihm in späteren Jahren zu sagen beliebte — zu verantworten hatte.

Theile seiner Aufgabe: der Reihe nach beleuchtet er auch für den Blick des Ungeweihten alle die Schönheiten, die dem Auge des Bewunderers aus jedem der zwölf Gesänge des Noah entgegenstrahlten. Die Bekrittler des Noah werden für ihren bösartigen Stumpfsinn mit kernigen Schelt- und Schmähreden gezüchtigt. Wieland ist zu der Einsicht gelangt, daß der Noah unter den Werken, die der menschliche Geist hervorgebracht hat, eine der obersten Stellen einnimmt. Es lockt ihn, sich mit seiner Einbildungskraft in die entlegenste Zukunft zu verlieren. Mit nachdenklichem Tiefsinn erwägt er, „aus was für einem Gesichtspunkt man in tausend Jahren, wenn die Erde diese noch erlebt, den Noah ansehen wird". Wenn nun gar diese biblische Epopöe das einzige Werk wäre, das sich aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in jene spätesten Zeiten hätte hinüberretten können! Welch einen hohen und umfassenden Begriff müßten dann die zukünftigen Leser von der allseitigen Ausbildung und von der Zeugungskraft eines Zeitalters gewinnen, das fähig war, einen Noah ins Dasein zu rufen!

Das Staunen über die dichterische Größe des Noah konnte jedoch den jungen Lobredner nicht so gründlich betäuben, daß er darüber den empfänglichen Sinn für die wahren Herrlichkeiten des Verlorenen Paradieses eingebüßt hätte. Auch mußte es ihm schmeicheln, an der Seite des Noahdichters den verdeutschten Milton gegen die Kritiken der Dunse vertheidigen und vor den Verdächtigungen der Gottesgelehrten schützen zu können. Seine Beisteuer zu den Noten ist nicht eben reichlich ausgefallen. Seine Bemerkungen streifen meist das theologische Gebiet. Zweimal hat er es mit Warburton zu thun, gegen dessen irreführende Klügeleien er empörten Einspruch erhebt. Der hochfahrende Verfasser der „göttlichen Sendung Mosis" hatte sich nicht enthalten können, auch gegen einige Verse Miltons seinen unseligen Scharfsinn spielen zu lassen. Gegen diesen Scharfsinn ist weder Engel noch Mensch gesichert. Im achten Buche äußert Adam sein Entzücken über die Rede des Erzengels, die Ohr und Geist

mit Süßigkeit füllt, ohne zu übersättigen; in seiner Erwiederung rühmt Raphael dagegen die anmuthvolle Beredsamkeit des Urvaters der Menschen, über den Gott, als über sein schönes Ebenbild, seine Gaben in- und auswendig reichlich ergossen:

> for God on thee
> Abundantly his gifts has also pour'd
> Inward and outward both, his image fair (219—21).

Auswendig — outward — da wittert Warburton Ketzerei. Bei diesem Worte, meint er, sollte man denken, Milton habe der Secte der Anthropomorphiten so gut wie Materialisten angehört. Ueber diese tückische Bemerkung geräth Wieland in Eifer. Nachdem er vorausgesandt, daß sie „dem Verstande oder dem Herzen des Hrn. Warburtons wenig Ehre mache", versucht er, sie in aller Form zurückzuweisen. Kein vernünftiger Leser dürfe so unbescheiden sein, „den Worten eines Poeten den abgeschmaktesten Sinn anzudichten, weil sie nicht so bestimmt sind, als wie sich ein Metaphysicus ausdrükte" (2, 50). Nichts anderes wolle Raphael sagen, als daß durch den Leib der ersten Menschen, in denen Verstand und Wille noch unbeirrt die gerade Richtung einhalten, das Bild Gottes wie durch einen zarten Vorhang hindurchscheine. Diese Vorstellung erläutert Maximus Tyrius, wenn er in einem artigen Gleichnisse ausführt, daß die schöne Seele, in einen schönen Leib gepflanzt, lieblicher in die Augen leuchte, „wie die Blumen anmuthiger unter einem klaren Wasser hervorblinken".[82] Und warum — so setzt der hitzige Vertheidiger Miltons seine Widerlegung fort — warum könnte man nicht annehmen, daß in der Menschengestalt ein, freilich unvollkommenes, Abbild jener vollkommenen Gestalt sich zeige, in der es dem höchsten Wesen zuweilen beliebt, sich den

[82]) Das Gleichniß, auf das sich Wieland beruft, schmückt den neunten Auffatz: *οἷον εἰ ξυνείης ποταμοῦ κάλλος λειμῶνι ἐπιρρέον· καλὰ μὲν τὰ ὑπ' αὐτῷ ἄνθη, λαμπρυνόμενα δὲ ὑπὸ τοῦ ὕδατος πρὸς τὴν ὄψιν. τοῦτο δύναται καὶ ψυχῆς ἄνθος* — u. s. w.

Engeln und seligen Geistern zu offenbaren? Dann wäre das so schmählich mißdeutete Wort Raphaels durchaus gerechtfertigt, und jeder Verdacht des Anthropomorphismus beseitigt.[83])

Fast noch heftiger wird Wielands Unwille gereizt, wenn Warburton in einer späteren Stelle des achten Buches die Gelegenheit entdeckt, seiner Verketzerungssucht abermals zu fröhnen. Adam erzählt, wie ihm, der eben sein wonnevolles Dasein begonnen, von Gott dem Herrn der Besitz des ganzen Erdbodens verliehen und alle Geschöpfe ihm vorgeführt worden; er erzählt, wie sie ihm, dem ersten Menschen, gehuldigt und er ihnen Namen gegeben; er erzählt ferner, wie er, durchdrungen von dankbarer Verehrung, sich dann zu Gott gewandt und fragend ausgerufen habe, mit welchem Namen er denn ihn, der alles Wirkliche und alles Denkbare so unermeßlich hoch überrage, anbetend nennen sollte:

O by what name, for thou above all these — — (v. 357).

Addison bewundert das hier beginnende Zwiegespräch zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe; Warburton, spitzfindig bis zur Abgeschmacktheit, glaubt hier auf eine Meinung zu stoßen, die er als unvernünftig und untheologisch verwerfen muß (unreasonable as well as untheological): denn der Mensch kann nicht durch Gottes Gabe Einsicht in die Natur seiner Mitgeschöpfe erhalten, bevor er Kenntniß von der Natur seines Schöpfers gewonnen. Wieland läßt seine Entrüstung über diese Logik, die sich zur Sophistik verkehrt, hervorbrechen in den Worten (2, 61): „Es ist kaum zu begreiffen, wie ein Mensch der seine Vernunft

[83]) In aller Kürze, ebenso unterhaltend wie unterrichtend spricht über die Anthropomorphiten Gibbon ch. XLVII. n. 12. 13. — Im zweiten Bande des Werkes über die Einsamkeit (1784) erzählt Zimmermann S. 365 unter Anwendung seiner derbsten Ausdrucksmittel, wie der alexandrinische Bischof Theophilus die mönchischen Anthropomorphiten, die gegen ihn antobten, zu besänftigen wußte. Es ist der von Socrates und Sozomenus berichtete Vorfall. Vgl. Schröckh, Christliche Kirchengeschichte 10 (1785) S. 224. Milman, History of Christianity 3,103 (ed. 1884).

noch in seiner Gewalt hat, solche Folgerungen aus einem Text erzwingen kann"; — er übernimmt alsdann die Mühe, einem vorurtheilsfreien Leser darzuthun, wie deutlich eben die von Warburtons Kritteleien heimgesuchten Worte bezeugen, daß Adam vom Schöpfer des Alls eine durchaus würdige Vorstellung gehegt.[84])

Besonders vertraut zeigt sich Wieland mit der Wesensbeschaffenheit der Engel, der guten wie der bösen. Nach Miltons Schilderung (1, v. 678) hatte Mammon schon im Himmel, ehe über ihn und seine aufrührerischen Gesellen die ewige Verdammniß verhängt worden, sein schlimmes Gelüsten durch bestimmte Anzeichen verrathen. Anstatt sein Aug emporzuheben und nach dem beseligenden Anschauen Gottes zu trachten, hielt er seine Blicke und seine Gedanken niederwärts gesenkt und sah verlangend stets auf den goldenen Estrich des himmlischen Palastes. Wieland weiß zu erklären, wie es geschehen konnte, daß ein noch nicht offenkundig abgefallener Engel sich auf eine, seinem ursprünglichen Stande so wenig geziemende Weise betragen mochte (1, 47): „es ist sehr wahrscheinlich, daß sich die Engel auch durch einige Ungleichheit in den Neigungen, obgleich ohne ursprüngliche Unordnung, von einander unterscheiden." — Demnach treten wir dem Mammon keineswegs zu nahe, wenn wir annehmen, daß er von jeher den Hang und Drang nach Golde in sich gehegt. Freilich erst nachdem er in den Höllengrund hinabgeschmettert worden, konnte diese Begier ungehemmt hervorbrechen, um dann in sattsam bekannter Weise nach allen Richtungen hin sich durch die sündige Welt zu verbreiten.

Zu einem breiteren Ergusse seines theologischen Wissens mußte besonders das sechste Buch des Verlorenen Paradieses den

[84]) In den Noten zu seiner hexametrischen Uebersetzung des Verlorenen Paradieses vergißt Zachariä nicht, anzumerken (2, 44. 50), daß Wieland den Dichter von dem Verdachte der ihm aufgebürdeten Ketzereien gründlich gereinigt habe. — Warburtons theologische Sinnesart und Kampfesweise wird treffend bezeichnet von Leslie Stephen: To disagree with him was to be not merely a fool, but a rogue. — History of English thought in the eighteenth century 1, 345.

frommen Erklärer anregen. Dort giebt Raphael unserem Urvater den staunenswürdigen Bericht über den Kampf, der zwischen den himmlischen Heerscharen entbrannte, als Satan und seine Gesellen, verführt durch die hochmüthige Vorstellung von ihrer angestammten Selbstherrlichkeit, sich der Auflehnung gegen den Höchsten erkühnten. Der Erzengel soll durch Schilderung dieses Kampfes, der mit ewiger Vernichtung der zur Hölle niederstürzenden Empörer enden muß, seinem Hörer eine heilsame Warnung ertheilen. Denn schon lauert der Führer der abgefallenen Engel, und will das arglose Menschenpaar mit frevelhaften Listen und Ränken umstricken. An dem schreckensvollsten Beispiele soll Adam erkennen, daß, wer auch immer dem göttlichen Geheiße widerstrebt und gegen die Obermacht des göttlichen Willens ankämpft, sich selbst dem unabwendbaren Verderben überliefert. Um die Eindringlichkeit dieser Warnung zu verstärken, muß Raphael sich zur menschlichen Fassungskraft herablassen: der feindliche Zusammenstoß der Geisterheere muß in sinnlich wahrnehmbaren Bildern dem Auge vorgeführt werden. So umkleidet denn der Dichter die ätherischen Wesen mit leiblichen Hüllen; sie bekriegen und verwunden sich wechselseitig; von den zischend hin und wieder fliegenden feurigen Pfeilen bildet sich ein Flammengewölbe über den Häuptern der Streitenden. Wie die Heere in nicht zu dämpfender Wuth auf einander losstürmen, ertoset der ganze Himmel; und die Erde, wäre sie damals schon gewesen, hätte bis in ihr Innerstes hinein die Erschütterung empfinden müssen. Noch ungeheuerlicher tobt am zweiten Tage der Geisterkampf. Da haben die Aufrührer aus dem rohen Urstoffe der Natur das höllische Pulver zubereitet; eine ganze satanische Artillerie steht wohlgeordnet den treu gebliebenen Engeln entgegen, um Verderben über sie auszuspeien. Beim losbrechenden Donnergebrüll der Kanonen fahren die teuflischen Geschosse verwirrend unter die Getreuen Gottes. Schon schwelgen die hohnlachenden Rebellen in Siegeszuversicht. Aber jene werden durch den brennenden Zorn über ihre anscheinende

Niederlage zu neuen Kraftäußerungen getrieben: sie rüsten sich mit einer unerhörten Art von Waffen. Die gefesteten Hügel und Berge, ja ganze Vorgebirge reißen sie aus dem Himmelsboden. Diese Gebirgsmassen werden an den rauh bewaldeten Gipfeln emporgehoben und dann niedergeschmettert, erst auf die fluchwürdigen Kriegswerkzeuge, die den Donner des Allerhöchsten nachahmen sollten, dann auf die Abgefallenen selbst, die sich peinvoll stöhnend unter den gewaltigen Lasten wälzen. Das Grauen der Verwüstung drohte auch den Himmel in ein Trümmerfeld umzuwandeln, wenn nicht am dritten Tage die göttliche Allmacht den Sohn, den Gesalbten, den Mitinhaber des himmlischen Thrones, entsandt hätte, um den alles zermalmenden Kampf siegreich zu endigen. Der Messias macht sich auf; alle Glorie, alle schreckende Majestät des Vaters strahlt aus ihm hervor. Von seinem Wagen herab, der im Rollen ertönt gleich strömender Fluth oder starkem Kriegesheer, schleudert er seine unwiderstehlichen Donner und jagt die Ueberwältigten, Verzweifelnden hinunter in die grause Tiefe, wo ihnen der Sitz für alle Ewigkeit angewiesen bleibt. Dort mögen sie ihren zehrenden Grimm in verderbenschwangeren Planen gegen das Heil der neugeschaffenen Menschheit zu ersättigen suchen. Messias aber, nachdem er den Himmel von der widerspenstigen Rotte gesäubert hat, wendet sich, im Triumphzug emporgetragen, zurück zu seinem Vater: er wird in die göttliche Glorie wieder aufgenommen, begrüßt von dem Siegesjauchzen anbetender Engelchöre. —

Englische Kunstrichter trugen kein Bedenken, die Großartigkeit dieses Kampfgemäldes anzuerkennen. Ihnen schien hier der neuere Dichter alles zu überbieten, was je die alten von den Zeiten Homers und Hesiods bis hinab zu den Tagen Claudians in Darstellung von Götter- und Gigantenkämpfen geleistet. Freilich hat er, der Kenner aller biblischen und weltlichen Poesie, auch hier den Schatz seiner Erinnerungen gründlich ausgebeutet. Aber vor der mächtigen Einheit seines Stils schwindet auch hier

jeder sichtbare Unterschied zwischen dem Angeeigneten und dem Eigenen; untrennbar ist es ineinander verschmolzen.

Etwa vierzehn Jahre war England im Besitze der Miltonschen Dichtung; da ward schon das sechste Buch, als einer ihrer glänzendsten Bestandtheile, der Bewunderung der Kenner empfohlen. Der Earl von Roscommon, der, obwohl meist durch französische Kritik gebildet, doch Miltons Werth zu fühlen vermochte und verdiente,[85]) hatte 1681 in einem Lehrgedichte von der Kunst der poetischen Uebertragung eine Reihe zweckdienlicher Vorschriften zusammengefaßt; an den Schluß seiner Belehrungen stellte er die Aufforderung, sich der Herrschaft des barbarischen Reimes zu entziehen, dem man sich oft knechtisch füge und darüber wichtigere Satzungen außer Acht lasse. „Jetzt aber", — ruft er in jenem Essay on translated verse seinen Landsleuten zu, — „jetzt, da Phoebus und die geweiheten Neun mit allen ihren Strahlen unser beglücktes Eiland bescheinen, warum sollen wir da nicht den alten Kunstbrauch wieder herstellen, wie er einst in Rom oder Athen heimisch gewesen?" — Und nun erinnert er an die Hoheit und Würde, die in Miltons reimfreiem Verse waltet, indem er siebenundzwanzig von ihm selbst verfaßte Verse dieser Art seinem reimgeschmückten Gedichte anfügt. Es ist aber der Inhalt des vor allen bewunderten sechsten Buches, den er in diese Verse zusammendrängt; ja, einzelne Machtworte Miltons läßt er unverändert in seine Zeilen hinüber-

[85]) In den Imitations of Horace, epistle II, 1, 213 konnte Pope ihm den oft wiederholten Lobspruch ertheilen, daß er allein in den Tagen Karls des Zweiten seinen Lorbeer unbefleckt erhalten:

in all Charles's days
Roscommon only boasts unspotted bays.
(Pope's Works by Elwin and Courthope, 3, 362).

Roscommon, der schon 1684 fünfzigjährig gestorben, hinterließ anerkennenswerthe Uebersetzungen der Horazischen Ars poetica und des Dies irae. Man sieht, wohin auch immer Milton seinen Einfluß erstreckt, wirkt er veredelnd.

tönen.[86]) An diese seltsame Nachdichtung reiht er dann den Wunsch, daß er den glorreichen Tag erleben und festlich begrüßen möge, an dem Britanniens triumphierende Muse, die barbarische Ausschmückung verschmähend, in der römischen Majestät erschiene, der ihre eigene unverfälschte Natur so nahe kommt.

Also gerade diese Schilderung des Aufruhrs, der den Himmel durchtobt, erweckt in dem edlen Kunstlehrer die Hoffnung auf neue, herrlichere Ausgestaltungen der vaterländischen Dichtkunst.

Dreißig Jahre später unternimmt es Addison, durch eine umfassende Kritik des „Verlorenen Paradieses" und durch eine liebevolle Darlegung seiner Schönheiten den Rang Miltons unter den Dichtern der alten und neuen Welt endgültig festzusetzen. Auch ihm wird gerade durch das sechste Buch ein volleres Maß ehrfürchtiger Bewunderung abgenöthigt. Wenn er sich diesem Buche nähert (Spectator, No. 333, Saturday, March 22, 1712), sucht er seinen kunstrichterlichen Worten einen erhöhten Schwung mitzutheilen. Muß er doch bekennen, daß der Dichter, sobald dieser Himmelskämpfe gedacht wird, sich über sich selbst erhebt![87]) Nicht nur staunt der Kritiker über die hier entfalteten Wunder einer Einbildungskraft, die sich ohne Zagen den kühnsten Flügen überläßt, er untersucht Miltons Verhältniß zu den Dichtern, die hier als seine Vorgänger gelten können; er zeigt, wie ein Claudian in seiner Gigantomachie, verleitet durch das Bestreben, zum Großen und Gewaltigen aufzusteigen, in das Spielende und Kindische verfällt; er rühmt die künstlerische Einsicht, mit der

---

[86]) Miltons Verse 6, 775 und 836

When the great ensign of Messiah blazed —
in his right hand
Grasping ten thousand thunders —

sind fast wörtlich dem Essay einverleibt. — Ich lese Roscommons Essay in der noch immer brauchbaren zweibändigen Sammlung: The Works of the most celebrated Minor Poets (London 1749). Die Arbeiten des edlen Earl finden sich dort 1, 1—121.

[87]) The Author's Imagination was so inflam'd with this great Scene of Action, that wherever he speaks of it, he rises, if possible, above himself. The Spectator. No. 333 (ed. Henry Morley 2, 455).

Milton vielmehr alles ausscheidet, was den Gesamteindruck des Erhabenen, zu dem hier alles zusammenstimmen muß, gefährden könnte.

Der Kritik Addisons folgte nach zwanzig Jahren die Ausgabe Bentleys. Mag der Philolog auch noch so verblendet und muthwillig an den überlieferten Worten des Gedichtes zerren und mäkeln, — für den Dichter selbst hegt er eine warm empfundene Ehrerbietung; und diese entspringt aus der lebendigen Anerkennung der Geistesgröße, die sich in dem ganzen Umfange dieses alle Zeiten und Welten umspannenden Epos ihm offenbarte. Die unzweideutigsten Anzeichen und Beweise dieser Größe glaubte auch er im sechsten Buche zu gewahren.[88]) Denn hier, seiner Meinung nach, mußte der Poet die ihm verliehene Fähigkeit zur Darstellung des Erhabenen aufbieten und die ganze Macht seiner hochtönenden Rede bewähren. „Das hat er in bewundernswerther Weise geleistet", — ruft der Beurtheiler aus, der sich sonst eher zu ungebührlicher Krittelei verführen als zu übertriebenem Lobe hinreißen läßt.

Aber was den Engländern, die mit ihrem Dichter ein gleichsam natürliches Einverständniß unterhielten, als bewundernswerth sich darstellte, das ward von dem Geschmacksurtheil der Franzosen verpönt. Wer Boileaus Lehrsprüche und Vorschriften im Sinne trug, der konnte nur widerwillig auf die Bilder hinblicken, in denen die Himmelsfehde hier versinnlicht worden — widerwillig oder spöttelnd. So ergeht sich denn Voltaire in beißender

---

[88]) Bentleys Note zu 6, 212 lautet in ihren ersten Sätzen: Now our Author it come to that Part of his Poem, where he is most to exert what Faculty he has of ὕψος, Magniloquence of Stile, and Sublimity of Thought:

Nunc, veneranda Pales, magno nunc ore sonandum. He has executed it to admiration — — Dann aber sieht der Kritiker sich doch gleich gemüssigt, dem Lobe eine einschränkende Bemerkung anzuhängen und nach seiner Weise eine Miltonsche Wortfügung von tadelloser poetischer Schönheit prosaisch zu recht zu rücken. — Der Hexameter stammt aus Verg. Georg. 3, 294.

Spottrede. Trockener, doch nicht minder heftig, bringt Constantin de Magny seine Einwürfe vor;[89]) ein jetzt gänzlich verschollener Abbé Yart erhebt seine tadelnde Stimme in seiner Idée de la poésie anglaise, die er 1749–1756 in acht Bänden erscheinen ließ. Schon die Vorstellung eines in die Himmelsregion verlegten Kampfes beleidigt diese Kritiker. Wie kann das Böse, das den Kampf entfacht, Einlaß in den Himmel erhalten? Wie können die Empörer, nachdem der Allmächtige einmal ihre Niederlage beschlossen und ihre Strafe angeordnet, ihren Widerstand so hartnäckig und so erfolgreich fortsetzen? — Und nun gar ein solcher Krieg, in dem man sich entwurzelter Felsen und geschleuderter Vorgebirge als wirksamer Wurfgeschosse bedient, ein Krieg, in dessen Verlaufe die dämonische Bosheit der Abgefallenen das Pulver erfindet, die Donnergeschütze verfertigt — wie konnte ein verständiger Franzose, der selbst bei überirdischen Begebenheiten auf Beobachtung des Herkömmlichen und Schicklichen drang, in den Vorgängen eines solchen Krieges etwas anderes gewahren als eine Ansammlung abgeschmackter Ungeheuerlichkeiten? — Geistreich dichtet Ariosto, daß sein ritterlicher Held die unritterliche Feuerwaffe ins Meer versenkt, damit sie für immer in den höllischen Untiefen verbleibe, wo sie zum Verderben der Menschheit und zur Schmach des Ritterthums angefertigt worden.[90]) Aber als ganz und gar widersinnig ward

[89]) Seine Kritik des sechsten Buches leitet Magny mit den Worten ein: „Les absurdités vont se multiplier à tel point dans ce sizième Livre, que je ne sçai comment la Critique y pourra suffire; — Louis Racine sucht in den Sinn und in die Kunst des Dichters vorurtheilsfreier einzugehen; er sucht ihn gegen Tadel und Mißdeutung zu schützen, aber doch auch sein Lob vorsichtig abzudämpfen. Auch er beklagt sich über fictions condamnables oder puériles, die aber wegen der großen und wahren Schönheiten, die ihnen beigesellt sind, Vergebung finden sollen. — Ich verweise auf seine große Note zu Ende des fünften Buches. Oeuvres de Louis Racine (Paris 1808) 3, 429—33.

[90]) O maladetto, o abimonoso ordigno,
Che fabricato nel tartareo fondo
Fosti per man di Belzebù maligno

das Verfahren Miltons gescholten, der den italienischen Epiker gewissermaßen beim Worte nimmt und vor unsern Augen durch die bösen Engel, die künftigen Bewohner des christlichen Orcus, eine kriegstüchtige Artillerie herrichten läßt.

Beschuldigungen und Einwürfe solcher Art hatte der Dichter eigentlich schon zum voraus entkräftet: denn im Beginne und am Schlusse seines Kampfberichtes (5, 573. 6, 893) erklärt der Erzengel, daß er Geistiges in körperlichen Formen darstellen und die himmlischen Dinge nach dem Maße der irdischen behandeln müsse, um das Uebermenschliche dem menschlichen Fassungsvermögen nahe zu bringen. Wieland konnte sich begnügen, diese durch den Dichter selbst verbürgte Erklärung den französischen Tadlern entgegen zu halten. Aber als Kenner und Bekenner der schweizerischen Kunstlehre rügt er vielmehr an ihnen, wie an „einigen Geisseln Homers von eben dieser Nation", daß sie dem Reiche der Möglichkeit zu enge Grenzen ziehen und das „Recht der Phantasie an die Geisterwelt" kaum gelten lassen (Bd. 1, 320 der Uebersetzung). Wie seltsam! wie ungewöhnlich!

Che ruinar per te disegnò il mondo,
All' inferno, onde uscisti, ti rassigno.
Così dicendo, lo gittò in profondo.
Orl. Fur. 9, 91.

Noch leidenschaftlichere Verwünschungen richtet der Dichter gegen alles Schießgewehr in den ergreifenden Stanzen 11, 22—28. — Man blicke auf Otto Gildemeisters köstliche Uebersetzung dieser Stellen, um zu erfahren, bis zu welchem Grade das meisterlich gehandhabte deutsche Wort sich der gediegenen und doch so leichtbeschwingten Rede des Poeten annähern kann, dem, wie keinem andern, alle bewegliche Anmuth des italienischen Ausdrucks zu Gebote steht. — Bei den eben angeführten Versen des Orlando erinnert sich ein neuerer Herausgeber, G. Casella, der satanischen Artillerie Miltons. Er bemerkt: Questo passo dette forse a Milton l' idea prima di fare un po' bizzarramente, che gli angeli ribelli combattano su in cielo contro i buoni, a colpi d'artiglierie da loro inventate. — Schon ältere Erklärer Miltons weisen mit Recht darauf hin, daß auch von Spenser und Drayton das Geschütz als eine Erfindung der Hölle bezeichnet wird.

wie fremdartig! — so lautet ihr stetig wiederkehrender Einwand. Da fordert er sie keck mit den Worten Hamlets auf:

And therefore as a stranger bid it welcome —

und er fügt die Verse hinzu, auf die man sich im vorigen Jahrhundert und im unsrigen so oft berufen hat, wenn es galt, das Unglaubwürdige als möglich zu erweisen:

There are more Things in Heav'n and Earth Horatio
Than are dreamt of in our Philosophy.[91])

Nach dem Schlusse des sechsten Buches geht er in einer umständlichen Note mit den „Sophistischen Wizlingen" noch strenger ins Gericht. Er sucht darzuthun, wie ohnmächtig auch die stärksten Waffen bleiben, mit denen sie Miltons Engel bekriegen. Er widerlegt die Trugschlüsse, durch die sie zu der Annahme verleitet werden, den Engeln, als geistigen Wesen, mangle der Körper. Zufolge seiner Theorie von der unsichtbaren Welt dünkt es vielmehr ihn sehr wahrscheinlich, „daß sie mit einer ätherischen, behenden, und ihrer Englischen Natur und Verrichtung angemessenen Materie verbunden sind". Das sei von den scharfsinnigsten Weltweisen wie von vielen Kirchenvätern gelehrt worden; uns aber müsse es ernstlich um eine genaue Kenntniß jener Wesen zu thun sein, deren Einflüsse wir hier und im Jenseits an uns erfahren. Den Tadlern, die einen

---

[91]) Das bid, statt give, im ersten dieser Verse ist aus der dritten oder vierten Folio genommen; in our philosophy ist die Lesart der Folios, die selbst von Alexander Dyce beibehalten worden: die meisten der neueren Herausgeber lesen mit den Quartes your. In seiner Uebersetzung (Shakespear Theatralische Werke. Aus dem Englischen übersezt von Herrn Wieland. Zürich 1766. 8, 56) läßt Wieland den Hamlet sagen: „Eben darum, weil es euch so fremd vorkommt, so heißt es als einen Fremdling willkommen. Mein guter Horatio, es giebt Sachen im Himmel und auf Erden, wovon sich unsre Philosophie nichts träumen läßt." — In Schillers Geisterseher (Goedeke 4, 201) finden wir: „es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophieen träumen." — Vgl. Wielands Lucian (1788) 1, 192.

Engelkampf als anstößig verwerfen, giebt er zu bedenken, daß Milton auch hier, wie überall, der Bibel, als seiner Führerin, sich anschließt, daß die höhnische Kritik sich also gegen diese und nicht gegen den Dichter wende. Was ihnen aber in den Einzelheiten der Schilderung selbst auffällig sei und ihren Spott reize, das werde durch bestimmte, hier sorgfältig angegebene Stellen der Heiligen Schrift gleichfalls vollkommen gerechtfertigt. Und hat er vorher die Verächter des Wunderbaren mit einem Shakespeareschen Worte abgefertigt, so sucht er sie jetzt durch einen griechischen Exorcismus zu bannen: er mahnt sie an Pindars hochsinnigen Spruch[92]) von den Raben, die, unbändig in ihrer nichtigen Schwatzhaftigkeit, ankrächzen gegen des Zeus göttlichen Vogel.

Wielands Noten zum deutschen Milton verschwinden fast unter den Vers- und Prosamassen, in denen er sich damals und später so redselig ausbreitet. Dennoch dienen sie dazu, einzelne wohlbekannte Züge seiner jugendlichen Physiognomie noch schärfer zu beleuchten. Jedes Wort, das er zum Schutze Miltons vorbringt, bezeugt den gläubigen Eifer, mit dem er die Ausbildung und Verbreitung einer Poesie fördern will, die, mit der Religion innig verschwistert, als Lehrerin aller Tugend die sittliche Läuterung der Menschheit bezwecken muß. Um die schönen Geister über ihre Würde und Bestimmung aufzuklären, predigt er ihnen, der Himmel habe sie dazu auserseheu, den zärtlichen Seelen die Tugend in ihrer siegenden Schönheit vorzuführen

---

[92]) Ol. 2, 95 ed. Christ. — Zum Frommen seiner Leser hätte Wieland die Uebersetzung beifügen sollen, durch die der alte treffliche Erasmus Schmid *λάβροι* so anschaulich wiedergiebt: — „die da eins daher labbern". — Auch sonst hat Wieland um jene Zeit Pindarische Verse zur Hand. So ziert er mit Worten des thebanischen Sängers (Ol. 1, 31 fgg.) das Titelblatt der „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", Zyrich 1753. — Aeußerungen über Pindar begegnen im Theages und in der vielberufenen Zuschrift an Sack vor den „Empfindungen des Christen" (Sammlung einiger Prosaischen Schriften, 1758, 1, 146. 2, 20).

und mit göttlichen Tönen die Herzen zu neuen Gedanken und scharfen Entschlüssen zu erhöhn:[93])

Lehrer der Tugend zu seyn, hat er Homere und Miltons
Unter die Menschen gesandt, ein seltnes Geschenk seiner Güte.

Mit dem Glaubens- und Tugendeifer, der sich hier so wortreich kundgiebt, paart sich in dem jugendlich erregten Sinne naturgemäß der Glaubens- und Tugendstolz; und dieser, im Schweizerischen Dunstkreise großgenährt, versteigt sich gar leicht bis in eine ärgerliche Selbstüberhebung. Aber wie konnte Wieland sich einer solchen in jener Zeit bewußt werden? Wer, gleich ihm, Milton bewunderte, sich durch den Messias und den Noah in himmlische Entzückungen einwiegen ließ und gar selbst, im Dienste der heiligen Muse thätig, ähnliche Entzückungen seinen Mitgeschöpfen bereitete, der durfte — des fühlte er sich versichert — den wenigen erlesenen Edlen sich beizählen, der hatte die Berechtigung erworben, geringschätzig auf alle die kleinköpfigen Schwächlinge herabzublicken, die weder der Gottseligkeit zu genießen, noch zur steilen Tugendhöhe aus eigener Kraft oder im Geleite der Seraphim emporzuklimmen vermochten.

Flieh, Pöbel, den ich hasse, flieh den Hayn
Wo meine Lieder schallen, flieht ihr Ohren,
Die nie die Harmonien der Natur
Und nie der Tugend Seraphsstimme hörten.

So ungeberdig hat er 1752 im Eingang zu seinen Erzählungen die Unseligen angefahren, denen die höhere Geistes- und Tugendweihe mangelte. Und nicht bloß aus hochgesteigerter Dichterstimmung heraus will er den Pöbel verfehmt haben.

[93]) „Schreiben von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes" in den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart", Zyrich 1755, S. 123. — Selbstbewußt beruft er sich auf diese Verse und wiederholt sie in den Sympathien noch 1758: Sammlung einiger Prosaischen Schriften 1, 126. In den folgenden Drucken sind sie natürlich weggefallen.

Dieser Verse, die er hernach aus allen späteren Drucken weislich verschwinden ließ, hat er sich damals gegen seinen schweizerischen Freund Schinz gerühmt (30. Juni 1752, Ausgew. Briefe 1, 89) und ernstlich betheuert: „Das sind meine wahren Gesinnungen. Ich weiß nichts von dem Unterschied zwischen Tugend in der Poesie und in Prosa.“ — Solche Gesinnungen bethätigt er, wenn er alle diejenigen so hart anläßt, die sich durch Zweifel oder Tadel an Milton vergangen. Solchen Gesinnungen gemäß handelt er, wenn er als öffentlicher Ankläger der, ob auch nicht immer harmlosen, doch oft recht nüchternen Poeten auftritt, die er als „schwärmende Verehrer des Bacchus und der Venus“ brandmarkt, die er einer „Bande von epicurischen Heiden“ vergleichen möchte und aus denen er einen Uz herausgreift,[94]) um ihn als einen „elenden anakreontischen Sperling“, als „zwitschernden Dichterling“ der strengen Ahndung des Satirikers oder auch des Seelsorgers anzuempfehlen.

Dennoch ließ der jugendliche Bekämpfer der Wein- und Liebessänger seinen Geist von den Schönheiten des Noah nicht so gänzlich überwältigen, daß er der Fähigkeit entbehrt hätte, unter den heidnischen Dichtern selbst einen Lucretius lebhaft zu bewundern. Fast noch in den Knabenjahren stehend, hatte er sich in den sechs Büchern seines Lehrgedichtes Die Natur der Dinge (1752) den Lucrezischen Ansichten entgegengestellt; er selbst nannte es später ein antilucrezisches Gedicht, bei dem jedoch der „sonst so unglückliche Weltweise“ ihm als poetisches Muster vorgeschwebt. Als „eines der größesten Genies der Alten“ preist er ihn im Briefe an Schinz (18. April 1752); er bedauert, daß dieser „große Geist“ nicht ein Heldengedicht

---

[94]) Von Wielands und der Schweizer kriegerischem Verhalten gegen Uz hat Sauer in der Einleitung zu seiner Ausgabe der „Sämtlichen Poetischen Werke von J. P. Uz“, Stuttgart 1890, eine ebenso aufschlußreiche wie übersichtliche Darstellung gegeben. Jede der beiden Parteien erscheint da in ihrem wahren Lichte. — Vgl. L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli, Leipzig 1891, S. 122.

geschrieben, das wohl kühner und kräftiger als das Virgilische ausgefallen wäre. Selbst indem er den tiefliegenden Herrlichkeiten des Noah nachspäht, wirft er bewundernde Seitenblicke auf den „bei uns zu wenig bekannten Lucretius". Seine Aufmerksamkeit gilt insbesondere dem fünften Buche des Römers, das die Urzustände der Erde und der Menschheit schildert.[95]) Ohne Bedenken erkennt er an, daß dieser Epikureer, der eine so unheilige Lehre vorträgt, in der poetischen Malerei sich so groß erweise wie Homer, Milton und Bodmer.

Auch aus dem Kreise der seraphischen Gebilde, die seinen Himmel durchschweben, sendet er wohlgefällige Blicke zu den irdischen Gestalten hernieder, die sich auf dem Boden der Schweiz ihm entgegen bewegen. Die älteren Schweizer Freunde, die sich befugt glauben, eine Art von Aufsichtsrecht über ihn auszuüben, beobachten das Werden und Wachsen dieser irdischeren Neigungen mit bänglichem Unbehagen, dann mit steigendem Mißtrauen. Der menschenkundigere Zellweger hatte freilich von Anfang an, als man nur erst in Gedichten und Briefen einander nahe gekommen war, an der reinen Geistigkeit des Jünglings gezweifelt, dem so saftige Ausdrücke zu Gebote standen, wenn er von Liebe und von Küssen sprach.[96]) Vor Wielands rühmlichem Verhalten

---

[95]) Die bedeutsamen Stellen 5, 783. 942. 813. 826 kommen ihm in den Sinn, während er vom ersten und dritten Gesang des Noah handelt (Wieland, Hempel, 40, 356. 393). — Dies fünfte Buch hat bis in die neueste Zeit besondere Beachtung auch außerhalb dem Bereiche der eigentlichen Philologie gefunden. C. Martha (Le Poëme de Lucrèce, Paris 1873) hat ihm ein eigenes Kapitel gewidmet (p. 292—314). Sellar (The Roman Poets of the Republic, Oxford 1889) sieht deutlich ein, daß die späteren Bücher unter gewissen Mängeln der Ausführung leiden; dennoch sagt er: Yet these books — especially the fifth — are as rich in poetical feeling and substance as the earlier ones (p. 322). — Uebrigens darf man mit Martha (p. 300. 392) annehmen, daß J. J. Rousseau bei manchen Stellen seines Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes (1755) dies fünfte Buch vor Augen gehabt.

[96]) An Bodmer 4. Mai 1752: — je le crois d'une complexion amoureuse, ses expressions sont trop savoureuses sur le sujet des

mußten fürs erste solche Zweifel schweigen. Aber sie regten sich aufs neue, als der Verkehr mit den Damen ihn der Gesellschaft seiner ehrwürdigeren Freunde zu entfremden drohte. Hatte Bodmer einst alle Trefflichkeiten des biblischen Joseph auf ihn übertragen, so bezeichnet er ihn jetzt als „diesen sonderbaren Menschen“ (29. August 1754). Er ist ungehalten über dessen Beziehungen zur vierzigjährigen Wittwe (Grebel). Der Schöpfer des Sipha und der Kerenhapuch kann nicht begreifen, wie der Verfasser der „Briefe von Verstorbenen an ihre hinterlassene Freunde“ so offenbar Gefallen daran findet, „dem weiblichen Geschlecht, und allemal nur einer von ihm“, hohe Metaphysik vorzuschwatzen, und sich dann an den artigen Schmeicheleien vergnügt, die ihm dafür wiedergegeben werden. Bodmer muß besorgen, daß der Ausdeuter der Schönheiten des Noah, der Sänger des geprüften Abraham seiner hohen Bestimmung vergesse, da „er sich so gern mit den weiblichen Seelen gemein machet und nach seiner Art versympathetisirt.“[97])

So hat sich, bald nach der Zeit, da Wieland die Noten zum Milton abgefaßt, in seinem Inneren allmählich jene überraschende, aber durch die verschiedenen Grundkräfte seines Wesens

---

baisers, et trop tendres sur l'amour en général, pour être sorties de la plume d'un poëte purement spéculatif. — Vgl. Mörikofer 191.

[97]) Diese den Briefen an Zellweger entnommenen Aeußerungen thut Bodmer im Herbste 1754. Im Mai zuvor hatte er die wichtige Meldung gebracht, seine Magd Babet sei in Wieland verliebt. Wie hernach die lügnerische Fama die harmlose Verliebtheit der Bodmerschen Magd zu Ungunsten Wielands ausgebeutet, ersieht man aus den Worten des Schreibens von Schmid-Auenstein an Zimmermann, die E. Bodemann mitgetheilt hat: Julie von Bondeli (Hannover 1874) S. 53. — In einer bekannten Stelle seines Werkes über die Einsamkeit (Leipzig 1785) 4, 178 schildert Zimmermann, wie „stille erhaben und unaussprechlich edel Wieland in seinen frühesten und feurigsten Jahren geliebt“. Dazu stimmt, wie mich dünkt, vollkommen Wielands eigene Erzählung bei Böttiger (Historisches Taschenbuch 1839, S. 402). Was Wieland hier von sich aussagt, ist der Vorstellung entsprechend, die man sich von dem Erklärer und Vertheidiger Miltons bildet. — Vgl. Der neue Amadis (Leipzig 1771) 1, 28.

nothwendig herbeigeführte Umwandlung vorbereitet, die sich dann seit dem Beginne der sechziger Jahre vor aller Augen in greller Deutlichkeit vollzog. Erfahrungen und Beobachtungen an sich und andern hatten sie befördert und gezeitigt. Sie war von ihm gewissermaßen vorausverkündigt worden. Denn frühe schon hatte er halb geahnt, halb empfunden, daß die doppelseitige Anlage seiner bis zur äußersten Reizbarkeit beweglichen Natur ihn bedenklichen Schwankungen aussetzen würde und seinen Geist in anscheinende Widersprüche mit sich selbst verstricken möchte.

Wie zeitig er in das Getriebe wechselnder Empfindungen klar hineinblickte, das erhellt schon aus den Worten des Bekenntnisses, das er am 14. Juli 1752, noch von Biberach aus, im Briefe an Bodmer abgelegt. Da verräth er dem Noahdichter, daß er in dem Noachiden Cham, wie dieser im Epos erscheine, Aehnlichkeit mit sich selbst entdeckt habe. „Doch", setzt er hinzu, „bin ich zärtlicher, ja einer der zärtlichsten Menschen, die je ein Dichter phantasirt hat. Darunter ist aber eine solche Dose Kaltsinn, daß ich mir oft selbst ein Räthsel bin." — Des Räthsels Lösung konnte nicht ausbleiben. Die Jünglingsgefühle überdauerten freilich die Jünglingsjahre; doch wichen sie langsam vor einer kühleren, schärferen Betrachtung himmlischer und menschlicher Dinge weiter und weiter zurück. Die Einbildungskraft mußte sich hinwegbegeben aus den Gefilden einer paradiesischen Unschuldswelt, die sie schwelgend im Gefolge der heiligen Poesie nach allen Richtungen hin durchmessen; sie mußte sich zum Aufenthalt unter irdischen Zuständen und Gestalten bequemen, mit denen sie sich auch immer freundlicher abzufinden, immer vertraulicher einzulassen wußte. Denn nun gelangte die der Wirklichkeit zugekehrte Seite seines Wesens zum entschiedensten, fortan nicht mehr erschütterten Uebergewicht. An die Stelle der geweihten Muse, der Sionitin mit himmelanstrebendem Sinn und Blick, tritt eine, zuweilen recht leichtfertig geschürzte, Grazie: sie nimmt manchmal die Miene an, als wollte sie, im Bündniß mit einer zweifelsüchtigen Weltklugheit, jeglichen Tugendernst

hinwegscherzen. Wieland will sich mit ihrer Hülfe vollends dem Joche entziehen, das er einst in begeisterter Hingebung über sich genommen und unter dem andere ihn für alle Zukunft gebeugt halten möchten; er will festen Fuß fassen in der Wirklichkeit; ihr Reich betritt er als ein Selbständiger, oder vielmehr als ein Befreiter, der endlich sich selbst wiedergegeben ist: hier will er zu Hause sein. Wohl mag ihn, wenn sein eingeborener Zartsinn hier an so manchen Schroffheiten anstößt, zuweilen noch eine sehnsüchtige Regung beschleichen und seine Gedanken zurücklenken nach jenen lichten Räumen, in denen er, ein beseligter Träumer, einst gewandelt: aber niemals mehr wird er sich in diesen lockenden Irrgängen verlieren.

Als Lessing in den Litteraturbriefen (18. October 1759) den Nachdichter der Johanna Gray bei seiner glücklich vollbrachten Rückkehr unter die Menschenkinder mit ironischer Theilnahme begrüßte, hatte dieser schon seit geraumer Zeit die Versuche zu seiner Selbstbefreiung begonnen. Schon bereute er, daß er mit Uz nicht glimpflicher verfahren; er befürchtete, daß er der platonischen Schwärmerei sich allzu ernsthaft ergeben könnte; er glaubte, die Irrungen und Wirrnisse seines Geistes und Herzens nun vollkommen zu durchschauen; er deutet an, daß er sich von Bodmerscher Denk- und Dichtweise losgesagt.[98]) Oeffentlich aber verkündigte er seine Abkehr von den Mustern seiner Jugenddichtung in dem allgemeinen Vorberichte, mit dem er zu Biberach am 18. August 1761 die dreibändige Sammlung seiner „Poetischen Schriften" einleitete. Dankbar bekennt er, daß er seit seinem achtzehnten Jahre der Freundschaft Bodmers, des

[98]) An Zimmermann 12. März 1758: Je ne suis pas dans toutes les idées de Mr. Bodmer. Je suis sujet naturellement de m'emporter trop sur ce qui ne me paroit pas dans l'ordre; mais je travaille à vaincre mes passions, et je souhaiterois de n'avoir traité Uz avec tant de rigueur. — Und ferner in dem nämlichen Briefe: Je crains en effet de pouvoir donner trop dans ce qu'on appelle platonisme. Je connois parfaitement tous les égaremens passés de mon esprit et de mon coeur.

würdigen Menschenfreundes, genossen, den er geliebt, „weil er seines Geistes, seines Herzens und seiner Verdienste wegen die Liebe aller rechtschaffnen Leute verdient“. Aber zugleich weist er die unverdiente Ehre von sich, als sein „Waffenträger“ zu gelten. Keine Zeile habe er je geschrieben, um dem älteren Freunde „den Hof zu machen.“ Wenn er sich, diesem zu lieb, hie und da einer „kleinen Enthusiasterey“ schuldig gemacht, so sei sie stets aus der „damaligen Lebhaftigkeit seiner Empfindungen“ ganz natürlich entsprungen. Die Stimmungen, denen er aus mächtigem innerem Triebe sich hingegeben und denen „die flüchtigen, unausgebildeten und unzeitigen Geburten seiner jugendlichen Muse ihr Dasein verdanken, sie haben jetzt ihre einengende Herrschaft über ihn verloren. Wir nehmen es nicht ernst, wenn er droht oder klagt, daß die Lebensumstände, in die er neuerdings versetzt worden, ihm eine fernere Pflege der Dichtkunst verwehren müßten; wir erwarten vielmehr mit Recht, daß hinfort kein äußeres Hemmniß in das freie, fruchtbare, auf bestimmte neue Ziele gerichtete Spiel seiner Kräfte eingreifen werde.

In diesem Vorberichte zu den Poetischen Schriften von 1762 hören wir schon den Ton anklingen, der auch späterhin, voller und manigfaltiger ausgebildet, sich immer wieder vernehmen läßt, sobald Wieland die Nothwendigkeit empfindet, seine Leser, die günstigen und ungünstigen, seine Kunstrichter, die scharfblickenden und die stumpfsinnigen, gleichsam zu einer offenen Zwiesprach einzuladen, damit er sie von seinen Gesinnungen und wahren Absichten verständige, ihre etwaigen Bedenken gegen sein jedesmaliges Verhalten aus dem Wege räume und die Zwecke, auf die seine verschiedenartigen Arbeiten und Unternehmungen hinzielen, vor aller Welt und gelegentlich auch vor sich selbst rechtfertige. Eine Apologie nennt er diesen Vorbericht. Freilich vermuthet er, sie werde vielen ganz überflüssig scheinen. Gewährten uns nun hier seine Noten zum Milton den Anlaß zu einem weiteren Ausblicke auf seinen Werdegang, so möchten wir

wohl fragen, ob er auch diese, falls in späteren Jahren sie ihm wieder in Erinnerung gebracht worden, einer Apologie würdig oder bedürftig gehalten. Wenigstens mußte er sie, neben den übrigen litterarischen Denkmalen seiner Jugendzeit, als vertrauenswerthe Zeugnisse seiner vormaligen Sinnesweise gelten lassen. Er konnte sie belächeln; aber warum hätte er sich ihrer schämen sollen? Er wußte sich auch in diesem Falle frei von jeder „Tartüffischen Affectation". Um so faßlicher wird uns die Natur des Wielandschen Geistes, um so stärker fühlen wir uns angezogen, sie, durch allen Wechsel der Ansichten und Ueberzeugungen hindurch, forschend zu begleiten, je deutlicher wir einsehen, daß wohl dieser bildsame Geist sich wandelt, aber sich niemals verleugnet. Von einem Empfindungs- und Anschauungskreise in den andern gelinde hinübergleitend, macht Wieland sich niemals eines bewußten Abfalles von seinem früheren Selbst schuldig. In kaum merklichen Uebergängen — wie er es einmal ausdrückt: par des degrés presque imperceptibles — wird seine Sinnesweise umgestimmt. Die Zustände seines inneren Lebens folgen auf einander, als ob sie nach dem Gesetze von Wirkung und Gegenwirkung sich regelten. Aber in jedem dieser Zustände bleibt er wahr gegen sich selbst wie gegen die Außenwelt. Was er hinter sich läßt, gehörte eben so entschieden zum Ganzen seiner Persönlichkeit, wie das, was seine neuen Ueberzeugungen ihn ergreifen lassen, sich fortan innigst mit ihr verschmelzen wird. Der gefühlsselige Schwärmer, der sich einen Platoniker dünkt, der dumpfe Eiferer und Sittenrichter, der die Cherubim und Seraphim aus nahem persönlichem Verkehr zu kennen scheint, er handelt und dichtet eben so im Einklang mit sich selbst, er spricht eben so ungezwungen aufrichtig, wie der Sänger der Grazien, der sich mit Horaz und Lucian, wie mit Geistesverwandten, befreundet, der aus den ihm zusagenden Elementen der antiken und französischen Geisteswelt sich ein Lebens- und Bildungsideal formt und das „Nicht zu wenig, nicht zu viel!" mit heiterer Ausdauer predigt. Man halte seine Noten

zum Milton und die zum Lucian neben einander! Ein schärferer Gegensatz läßt sich nicht erdenken. Und doch blicken aus jenen wie aus diesen die Grundzüge im Wesen Wielands hervor. Es war ihm eben so naturgemäß, in seiner Jugendzeit sich an Milton zu begeistern und sich auf den Fittigen der heiligen Dichtung über alles Irdische hinaufzuheben, wie in seinen reifsten Mannesjahren an der Seite Lucians auf das Gewirre menschlicher Thorheit herabzulächeln und seinen regen Scherz und Spott über die breite Fläche des Erdenlebens hinspielen zu lassen.

Hat Wielands jugendliche Einbildungskraft bereitwillig und schmiegsam sich in die Miltonsche Welt einzuleben versucht, so ward sie dagegen von Klopstocks unwiderstehlicher Einwirkung ganz und gar übermeistert. Ja, vielleicht hat ihm erst das Entzücken, das von Klopstock ausging, den Sinn und die volle Empfänglichkeit für Miltons Großheit geweckt. Einst war der Epiker Englands dem heranwachsenden Deutschen zum Wegweiser in das verheißene Land der Dichtung geworden; jetzt war es der Messias, der mit seinen weicheren Formen und milderen Tönen den machtvollen Gestalten und Klängen des Verlorenen Paradieses einen leichteren Zugang zum deutschen Gemüthe bahnte. Schon erörterte man die Streitfrage, wem von beiden der Vorrang gebühre, dem fremdländischen Meister, auf dessen Geheiß die himmlische Muse vom ersten Ungehorsam des Menschen gesungen, oder dem heimischen Dichter, aus dessen Seele der Gesang der Erlösung emporstieg. Johann Andreas Cramer hatte am Schlusse seiner Ode „Die Auferstehung" Klopstock als den wiedererstandenen Milton bezeichnet. Kein Sterblicher, so hieß es, sei vermögend, im Liede zu künden, was für Freuden nach Gottes Rath den verklärten Frommen zubereitet werden:[99])

Nicht der, so zu euch wieder kehret,
Euch den Messias singt und lehret,
Nicht Milton, den ihr Klopstock nennt.

[99]) Sammlung Vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen neuen Beyträge u. s. w. fünftes Stück (1749) S. 347. — Vgl. Johann Andreas Cramers Sämmtliche Gedichte (Leipzig 1783) 3, 261.

Wieland mißbilligt diese Gleichstellung beider. Er giebt wohl zu, daß Milton „außer Homer, bis auf Klopstock, der größte Esprit créateur" gewesen; aber unverhohlen bekennt er sich gegen Bodmer in einem Briefe (29. October 1751), der freilich von der jugendlichen Unreife seines Urtheils auffallende Spuren zeigt, zur größten und unbedingten Bewunderung Klopstocks: „Ich finde das Lob des Herrn Cramers zu klein für ihn; er ist mehr als Milton"; und es folgt hernach eine Aufzählung der Eigenschaften des Messias, aus der sich allerdings ergeben muß, daß der Engländer „ungemein von unserm Klopstock übertroffen wird". Dieser ist „der göttliche, unschätzbare,"[100]) nach dem Wielands Auge weinet (an Schinz 29. Februar 1752); hat er doch schon oft in seinem fünfzehnten Jahre beim Messias geweint! (an Bodmer 4. Februar 52.) Kann man sich einleben in die Gemüths- und Empfindungswelt, die in jenem Gedichte sich erschließt, so bewährt man sich schon hierdurch, nach Wielands Behauptung, als Mitglied einer edelsinnigen Aristokratie des Geistes: wer in diesen höheren Geistesorden eingetreten, mag den Elenden, die der Messias unbewegt läßt, sein Mitleid gönnen; er wird es jedoch verschmähen, sie von ihrer Verstocktheit zu bekehren. Wie Fanny fortfahren kann, durch spröde Zurückhaltung den geweihten Sänger zu betrüben, das vermag sein Verehrer nicht zu fassen: sie steht in Gefahr, seine Hochachtung einzubüßen. Wenn Bodmer einige Verse der Ode auf den Zürcher See, die einen heitern Lebensgenuß preisen, als gar zu weltlich verwirft, so wagt Wieland, gegen solche grämliche Strenge den geliebten Dichter in Schutz zu nehmen;[101]) er gesteht, keinen Fehler an ihm sehen zu können.

---

[100]) Diese Beiwörter empfängt er an zwei verschiedenen Stellen der „Vorläufigen Anmerkungen über die vollkommenste Welt", die das antilucrezische Gedicht Die Natur der Dinge begleiten. In dem neuen Abdrucke, den Wielands Poetische Schriften 1762 brachten, ist der „göttliche" ausgemerzt und der „unschätzbare" in den „erhabenen" verwandelt.

[101]) „Es dünkt mich, Sie sind gar zu streng gegen Herrn Klopstockens zweyte Ode auf die Fahrt auf dem Zürchersee. Ich liebe Klop-

Schon nach wenigen Jahren ward Wieland scharfsichtiger. Er suchte den Gehalt dessen, was der einstige Abgott geschaffen, genauer abzuschätzen und, im bewußten Gegensatz zu ihm, die Rechte seiner eigenen Natur geltend zu machen. Bereits im November 1758 erwägt er, wie Shaftesbury sich zum Messias gestellt hätte. Wohl merkt man, daß er selbst die Bedenken und Zweifel hegt, die er als Vertreter des englischen Weltweisen vorbringt. Der Messias bleibt ihm fürs erste noch ein „außerordentliches Werk", aber doch nur ein „bezauberndes Ungeheuer". Denn er sieht ein, daß die innere Wahrheit einer dichterischen Darstellung sich nicht prüfen läßt, wenn der Stoff „außerhalb der menschlichen Sphäre" gewählt ist. Und er, dem es früher so geläufig aus der Feder geflossen, wenn er die Wesenheit und Wirksamkeit der Engel als Kenner beschrieb, er wirft jetzt, mit Verleugnung seiner vormaligen Kenntniß des himmlischen Haushaltes, die Frage auf: „Wer kann sagen, ob ein Engel recht geschildert sey?"

Unter den eigentlichen Jugendgenossen Klopstocks erhielt sich indeß noch für längere Zeit der Glaube, daß in ihm ein größerer Milton erschienen sei; ja, manche waren freigebig genug, ihm noch überdies den Ehrennamen eines Shakespeare beizulegen. Als Johann Arnold Ebert 1760 seine weitwirkende Uebersetzung der Youngschen Nachtgedanken mit redseligen Anmerkungen ausstattete oder beschwerte, gefiel er sich auch darin, Stellen aus dem Noah und dem Messias zur Vergleichung mit einzelnen Versen des langen Klaggedichtes herbeizuziehen. Er sandte den ersten Band dieser Verdeutschung dem Dichter zu, begleitet von einem englisch abgefaßten Briefe, in dem er nachdrücklich eben dieser Anmerkungen gedachte, die auf einzelne Berührungen zwischen Young und Klopstock hinweisen. Man wußte ja, daß die beiden Dichter sich im brieflichen Verkehre ihrer

stocken so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann". Ausgewählte Briefe 1, 29. — Zu dem, was im Texte folgt, vgl. den Brief an Zimmermann, Zürich 8. November 1758 (1, 306).

wechselseitigen Verehrung und Theilnahme versichert hatten. Ebert trug also kein Bedenken, bei diesem Anlasse den Messias als eines der edelsten und ursprünglichsten Erzeugnisse des menschlichen Schöpfergeistes zu preisen (one of the noblest and most original productions of human genius). Er besaß aber auch die erheiternde Unbefangenheit, dem damals so unmäßig überschätzten Engländer ins Gesicht zu sagen, daß uns mit Klopstock mehr als ein Milton, daß uns in ihm Milton und Shakespeare vereint gegeben worden (our — more than Milton, our Shakspeare and Milton united).[102]

Eine so ausschweifende Behauptung ward in den nächsten Jahrzehnten nicht leicht ohne Einschränkung wiederholt. Allmählich minderte oder verlor sich das ehrfürchtige Staunen, mit dem man am Messias hinaufgeblickt. Wie manche aber bewahrten die Ueberzeugung, die ein Mann wie Johann Georg Schlosser noch 1781 mit festem Tone aussprach, daß Klopstock ein ungleich größerer Dichter als Milton und sein Gedicht Gedicht des Herzens sei, was Miltons Epos nie werden könne.[103]) In Kreisen, die sich eines gewissen Mittelmaßes litterarischer Bildung erfreuten, glaubte man noch am Schlusse des Jahrhunderts Klopstock nicht treffender bezeichnen und nicht schick-

---

[102]) Man findet diesen Brief, der durch seine Phraseologie nicht bloß einen Engländer hie und da zum Lächeln reizen kann, im Anhange zu dem, von Eschenburg herausgegebenen, zweiten Theile der Ebertschen „Episteln und vermischten Gedichte" (Hamburg 1795) S. 73—82. Er muß etwa im Beginn des Jahrs 1761 geschrieben sein. Young sagt in seiner kurzen Antwort vom 7. Juni 1761: I wish I understood the Notes better than I do at present.

[103]) Diese Worte, etwa acht Jahre nach dem endlichen Abschlusse des Messias geschrieben, stehen in dem Versuch über das Erhabene (S. 301—2), den J. G. Schlosser seiner Uebersetzung des Longin (Leipzig 1781) angefügt hat. Das anziehende Büchlein, den Hofräthen „Pfeffel und Leerse in Collmar" gewidmet, bietet manchen Beitrag zur Einsicht in die Wandlungen des Geschmacks, wie sie seit dem Ende der sechziger Jahre erfolgten.

licher ehren zu können als durch den Namen des deutschen Milton. Das erfuhr noch zu seinem Aerger Coleridge, als er während der letzten Monate des Jahres 1798 sich in Ratzeburg aufhielt, um dort die deutsche Sprache in ihrer ungetrübten Reinheit sich anzueignen. In den Messias einzudringen, dessen ehrwürdiger Urheber ihm in Hamburg eine freundliche Aufnahme vergönnt hatte, erschien ihm als unabweisliche Pflicht. Eben war es ihm gelungen, sich durch die ersten vier Gesänge hindurchzuwinden, mit reichlicher Mühsal und offenbar mit nur spärlichem Genusse: da vernahm er aus dem Munde des alten gutherzigen Ratzeburger Pastors, bei dem er eine behagliche Herberge gefunden, den herkömmlichen Spruch, Klopstock sei der deutsche Milton. Er jedoch, der sich auf das Amt des Vermittlers zwischen deutscher und englischer Geisteswelt vorbereitete, er, dem sich in Shakespeare und Milton das Höchste dichterischer Trefflichkeit offenbart hatte, er murrte unwirsch vor sich hin [104]): „Wahrhaftig, ein gar deutscher Milton!" . . .

---

[104]) Mit dem Ausruf a very German Milton indeed!!! schließen Satyrane's Letters, in denen über die Unterhaltungen, die Coleridge und Wordsworth im September 1798 mit Klopstock gepflogen, genauer Bericht erstattet wird. Die Briefe wurden zuerst mitgetheilt in Coleridges periodischer Schrift The Friend (1809) und dann 1817 seiner Biographia Literaria einverleibt. Der auf Klopstock bezügliche Theil der Briefe ward aus der zweiten Ausgabe der Biographia (1847) nebst Sara Coleridges erläuternden Noten wieder abgedruckt im dritten Bande der Prose Works von Wordsworth, (p. 405—23), die Grosart, London 1876, herausgegeben. — Eine spätere Aeußerung Coleridges über Klopstock, aus dem April 1811, liest man in seinem Table Talk and Omniana, ed. by T. Ashe, London 1884, p. 297. Ist sie anders zuverlässig überliefert, so zeugt auch sie von einer ganz und gar ungenügenden Auffassung des Eigenthümlichen in Klopstocks Dichtungsweise. Wie viel empfänglicher zeigt sich auch hier Carlyle! In seinem Aufsatze State of German Literature (Miscell. Essays

1, 40) treffen wir auf die Worte: And is not Klopstock, with his clear enthusiasm, his azure purity, and heavenly, if still somewhat cold and lunar light, a man of taste? His Messias reminds us oftener of no other poets than of Virgil and Racine. — Vgl. Miscell. Essays 3, 243. — Neuerdings hat Henry Morley Coleridges ironischen Ausruf ins Ernste umgedeutet; er sagt English Writers (1887) 1, 111: The phrase is true and may be taken as a compliment. In all his writings Klopstock appears as a true son of his native soil, a Christian, and a German patriot.

II.

Zur Erinnerung

an

Herzog Leopold

von Braunschweig.

(1885.)



Der siebenundzwanzigste April erneuerte das Andenken einer That, welche vor hundert Jahren die Gemüther der Deutschen lebhaft bewegte. Es war eine That der Menschenliebe, bei welcher ein deutscher Fürstensohn sein Leben zum Opfer brachte. Durch eine wohlthätige Stiftung, durch ein Denkmal, durch eine alljährlich wiederkehrende Festlichkeit sollte sie den späteren Geschlechtern in Erinnerung bleiben. Schriftsteller verschiedener Rangstufen ließen ihre Lobesstimmen in Vers und Prosa laut werden. Selbst auf den Höhen unserer Litteratur durfte man sich nicht theilnahmlos verhalten: selbst Herder und Goethe feierten den hülfsbereiten Heldensinn des Herzogs Leopold von Braunschweig.[1])

Denn er war es, der Neffe Friedrichs des Großen, der Bruder der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, der am genannten Tage des Jahres 1785 unterging in den Fluthen der Oder, welche das schon in früheren Zeiten vielfach heimgesuchte Frankfurt abermals bedrohten.

Wurden durch diesen jähen Todesfall die ersten Regentenhäuser hart betroffen, so ward doch auch das Volk in allen seinen Schichten zur schmerzlichen Theilnahme gestimmt. Ja, hier griff das Mitgefühl vielleicht noch tiefer.

Der Prinz hatte die dreiunddreißig Jahre seines Lebens wohl auszunutzen verstanden. Er stellte das Musterbild eines Fürsten dar, wie es dem philanthropisch gestimmten Zeitalter vorschwebte. Menschenfreundlichkeit schien ihm als oberste Pflicht

---

[1]) [Vgl. auch Suphan, Aus dem Jahrhundert der Humanität, Deutsche Rundschau, November 1888.]

zu gelten; unbedingtes Wohlthun war seine Lust. Man verkennt nicht in ihm den Soldaten Friedrichs; aber der Zeitgenoß Josephs tritt in ihm noch entschiedener hervor.

Schon frühe zeigten sich die Keime der Eigenschaften, welche ihm die aufrichtige Neigung der Menschen gewinnen mußten. Was die Natur in ihn gelegt, kam durch Erziehung und Lehre bald zur Reife. Und die geeigneten Lehrer fehlten nicht. Besaß doch Braunschweig sein mit gutem Grund gerühmtes Carolinum! An dieser Pflegstätte wissenschaftlicher und ethischer Bildung fanden sich manche von den Männern wieder zusammen, aus deren geschlossenem Kreise einst in der hoffnungsreichen Werdezeit unserer großen Litteratur die „Bremer Beiträge" hervorgegangen waren. So konnten Gärtner und Ebert dem fürstlichen Jüngling nahe treten. Jener leitete ihn bei dem liebevoll betriebenen Studium der vornehmsten lateinischen Poeten; dieser, der Uebersetzer Glovers und Youngs, erschloß ihm die Kenntniß der englischen Sprache und Dichtung. Seinem religiösen Denken und Empfinden ward durch den Abt Jerusalem die bestimmte Bahn gewiesen. Hoch angesehen im ganzen protestantischen Norden, verkündigte und vertheidigte dieser Gottesgelehrte ein mildes und mildthätiges Christenthum, das in eine geläuterte Sittenlehre sich aufzulösen strebte. Des Prinzen Gemüth, zur Weichheit gestimmt, aber keineswegs verweichlicht, fand Befriedigung in einer Lehre, welche vor allem die sittlichen Kräfte der Menschennatur aufrief, sich zum Heile des Nächsten thätig zu erweisen. Wie fest die Grundsätze eines solchen Christenthums seinem Wesen sich eingeprägt hatten, bezeugte das Glaubensbekenntniß, das er siebzehnjährig (1769) verfaßte. Dieses Schriftstück erschien damals der öffentlichen Mittheilung werth. Bis zum Jahre 1781 ward es in drei Auflagen verbreitet.

Der Neffe Friedrichs war schon durch die Geburt zum Mitglied der preußischen Armee bestimmt. Zuerst im Jahre 1770 kam er in die Nähe seines großen Oheims. Als dieser dem Kaiser Joseph dessen vorjährigen Besuch erwiderte und die

beiden Monarchen am dritten September in Mährisch-Neustadt zusammentrafen, befand sich neben dem älteren Bruder, dem Erbprinzen von Braunschweig, auch Leopold in der Umgebung des Königs. Friedrich scheint seinem Neffen, dessen bedeutende Geistesanlagen er nicht unterschätzt haben wird, doch nur ein kärgliches Maß persönlichen Wohlwollens gegönnt zu haben. Es verlautete, daß er über die eigenartige Sinnesrichtung Leopolds seine Bedenken geäußert.

Während der nächstfolgenden, meist in Straßburg und Braunschweig verlebten Jahre förderten manigfache Studien die vielseitige Ausbildung des Prinzen. Dann sollte eine Reise nach Italien ihm noch tiefere und freiere Einblicke in Leben und Kunst eröffnen. Während einiger Aprilwochen des Jahres 1775 verweilte er in Wien am kaiserlichen Hofe, wo seine Anhänglichkeit an Preußen und den großen König eine harte Probe bestehen mußte. Maria Theresia bot ihre ganze herzgewinnende Freundlichkeit auf, um ihn an das Kaiserhaus zu fesseln oder ihn zum Eintritt in österreichische Dienste zu bewegen. Ja, sie glaubte ihn schon als einen der Ihrigen betrachten zu dürfen. In voreiliger Freude ließ sie schon den Ausruf vernehmen: „Nun habe ich doch einmal einen Braunschweiger!" Aber der Prinz konnte nicht eigenmächtig den Kreis verlassen, in den er durch Familienverhältnisse gebannt schien; er mußte der lockenden Versuchung Widerstand leisten; er mußte Wien verlassen, ohne durch eine bindende Zusage seine kaiserliche Gönnerin erfreut zu haben.

Zur Reise ins Land der Kunst hatte er sich den würdigsten Begleiter erkoren; es war der Verfasser des Laokoon. Lessing war der Enge der Wolfenbüttelschen Zustände, deren bänglicher Druck ihn immer mißmuthiger stimmte, auf einige Zeit entronnen; er hatte etwa zehn Tage früher als der Prinz den Boden der österreichischen Hauptstadt betreten, wo man ihm eine Aufnahme zutheil werden ließ, wie sie, nach dem Zeugnisse Geblers, niemals dort einem deutschen Gelehrten bereitet worden.

Prinz Leopold freute sich des Zusammentreffens. Der Wunsch, einen solchen Reisegenossen zu gewinnen, ward dringend ausgesprochen und dringender wiederholt. Lessing mußte ihm wohl endlich willfahren.[2]) Wir wissen, daß die Erwartungen, die er selbst ehedem an einen Aufenthalt in Italien geknüpft, sich ihm nur unvollkommen erfüllten. Aus den spärlichen Briefen, die Frau König aus Mailand, Venedig und Florenz empfing, klingen Laute grollenden Unmuths hervor. Wenn auch der Begleiter des Prinzen mancher Vortheile genoß, so ward doch dem Gelehrten und Forscher die Freiheit, mit welcher er sich am liebsten unter den Schätzen und Wundern Italiens ergangen hätte, durch die Erfordernisse des gesellschaftlichen und höfischen Ceremoniells vielfach verkümmert. Dennoch mögen wir uns gern den künftigen Dichter des Nathan an der Seite eines Fürstensohnes denken, der in einer thatkräftigen, jedes Vorurtheil besiegenden Humanität die erste Pflicht seines Berufes erkannte.

Dem ursprünglichen Plan nach sollte die Reise schon in Venedig ihr Ziel finden. Sie mußte jedoch so lange fortgesetzt werden, bis über die künftige Lebensstellung des Prinzen die endgültige Entscheidung getroffen war. So gelangte man nach Rom, nach Neapel. Dort erfuhr Leopold, der König habe ihm ein Infanterie-Regiment zugedacht, und bald hernach erließ der alte Herzog den Befehl zur schleunigen Heimkehr, die gegen Ende des Jahres 1775 erfolgte.

Als Oberst des von Diringshofenschen Regiments hielt Leopold am achten Februar 1776 seinen Einzug in Frankfurt an der Oder, wo er denn auch später die Beförderung zum Generalmajor erhielt. Seinen dortigen Aufenthalt unterbrach nur der bayerische Erbfolgekrieg, in welchem er nicht durch Heldenthaten, wohl aber durch umsichtige Fürsorge für das leibliche Wohl der ihm untergebenen Mannschaften sich hervorthun konnte. So erscheint Frankfurt als die eigentliche Stätte seines

---

[2]) Lessing an den Bruder Karl, Mailand, den 7. Mai 1775.

Wirkens. Und dies kam den bürgerlichen, wie den militärischen Kreisen gleichmäßig zu gute. Er stiftete eine Garnisonsschule, eine Spinnschule; er suchte die Lehrer aus ihrer meist so gedrückten Stellung emporzuheben. Er selbst mochte den Verkehr mit Gelehrten nicht entbehren; und so ließ er sich auch die höhere Ausbildung seiner Officiere angelegen sein. Kriegswissenschaftliche Studien führten ihn zu selbständigen Arbeiten, deren Umfang sich aus den im Nachlaß vorgefundenen Entwürfen erkennen ließ. Den Obliegenheiten des Dienstes ward natürlich mit jener pünktlichen Strenge, wie sie in der preußischen Armee hergebracht war, vollauf genügt. Nicht immer blieb sein regsamer Geist bei dem Herkömmlichen stehen. Mit Wohlgefallen vernahm der König, daß sein philanthropischer Neffe für das Gewehrschloß eine veränderte Einrichtung ersonnen, durch welche der Act des Ladens vereinfacht wurde.

Der Herzog — diesen Titel führte Leopold, seitdem sein Bruder Karl Wilhelm Ferdinand regierender Herr geworden — der Herzog förderte unablässig durch seinen kräftigen Schutz den Flor der Anstalten, welche den Zwecken öffentlicher Wohlthätigkeit dienten. Was ihn aber zum erkorenen Liebling seiner Stadtgenossen erhob, das war der beharrliche, gar nicht zu ermüdende Eifer, mit welchem er sich der Nöthe der Einzelnen annahm. Jeder hemmende Unterschied des Ranges war da für ihn geschwunden; selbst mancher kleinen Dienstleistungen schämte er sich nicht; denn als mitfühlender Mensch sah er nur das Leiden des Nebenmenschen, das augenblickliche Linderung erheischte. Oft genug mochte man sein edles Vertrauen täuschen; manche Unwürdige mögen aus seiner Milde einen schmählichen Nutzen gezogen haben. Auf die freundliche Mahnung, daß seine Güte ins Uebermaß ausschweife, hatte er die Antwort bereit, er sei noch lange nicht gut genug. In den Schriften, welche sein Wirken und Scheiden verherrlichen sollen, finden wir seine Gemüthsart und Handelsweise durch zahlreich überlieferte einzelne Züge geschildert, welche uns anschaulich machen, wie der

Trieb wohl zu thun, zu helfen und zu retten, ihn dauernd und in allen Lebenslagen beherrschte.[3]) Dabei tritt die prunklose

---

[3]) Der Frankfurter Professor Karl Renatus Hausen, der durch seine Biographie Klotzens und seine sonstigen historischen Leistungen sich eben keinen beneidenswerthen Ruhm erworben, ließ gleich nach dem Tode des Prinzen eine „Historische Denkschrift" (Berlin, 1785) erscheinen. Dann gab er eine umständlicher ausgeführte „Biographie Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig und Lüneburg — nebst einer vollständigen Sammlung aller zu Frankfurt herausgekommenen Schriften und Gedichte über das Absterben des Herzogs Leopold, und einer Nachricht von den Ueberschwemmungen der Oder am 27. April 1785. Mit einem Plan von Frankfurt und der umliegenden Gegend, zwei in Kupfer gestochenen Aussichten von den Durchbrüchen der Oder, und einen Kupferstich von der auf Befehl des regierenden Herrn Herzogs von Braunschweig ausgeprägten Denkmünze. Frankfurt 1785." Die Arbeit Hausens, welcher dem Prinzen in längerem persönlichen Verkehr nahe gestanden, kann in diesem Falle als Quelle gelten, welche dann auch von den folgenden Biographen gründlich ausgeschöpft wurde. Aus der erdrückenden Masse der übrigen, theils selbständig erschienenen, theils durch Zeitschriften verbreiteten Lebensbeschreibungen und Lobreden hebe ich noch heraus den vom Archidiakonus Nathanael Friedrich From „versuchten Schattenriß": Herzog Leopold zu Braunschweig, der Menschenfreund. Berlin, 1785. (Hier sind besonders merkenswerth die auf S. 35 bis 37 mitgetheilten Aeußerungen des Obersten von Warnstedt, der seit den Knabenjahren des Prinzen demselben vertraut geblieben war.) Litterarische Speculanten suchten natürlich die günstige Gelegenheit habgierig auszunutzen. So gewann der unbefugte Herausgeber Höltys, Adam Friedrich Geisler der jüngere, eine zahlreiche und vornehme Subscribentenschaar für seine Compilation, die sich ankündigte als „ein Beitrag zum vollkommensten Gemälde der Menschheit im 18. Jahrhundert:" Leben und Charakter Leopolds, Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg. Leipzig, 1786. Wäre nur in solche und ähnliche Darstellungen etwas von der Einfachheit übergegangen, welche an dem Helden derselben gerühmt wird! Aber die meisten dieser Schriften lassen einen wahrhaft beleidigenden Ton bombastischer Schmeichelei vernehmen. Man hat Mühe, unter dem Wuste devoter und sentimentaler Bewunderungsphrasen die wirklichen Umrisse der edlen Gestalt des Herzogs herauszufinden. Das Brauchbare aus jenen Schriften und Aufsätzen der Zeitgenossen ward ein halbes Jahrhundert hernach zusammengestellt in der wohlgeordneten „Lebensbeschreibung des Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig", welche der Superintendent Chr. W. Spieker zu Frankfurt erscheinen ließ. Dieses biographische Heft von 72 Seiten hat auch mir bei den obigen

Liebenswürdigkeit seiner Natur überall in das schönste Licht. Hatte er auf dem Wege durch die Stadt seine Baarschaft bis auf den letzten Heller den Armen gespendet, so kam es wohl vor, daß er einem Bittenden, der sich noch an ihn drängte, sein Taschentuch hinreichte mit der tröstlichen Bemerkung: es würden dafür doch immer einige Groschen zu erlangen sein. Bald sah man, wie er armen, frierenden Kindern, die auf seine Kosten nach Berlin ins Waisenhaus geschickt wurden, zum Schutze vor dem Regen seinen Mantel umwarf; bald, wie er einer armen Alten zu Hülfe sprang, die auf dem sumpfigen Wege unter einem Holzbündel einherkeuchte. Einem gebrechlichen, hochbetagten Juden, dessen Ausweisung die Aeltesten der Gemeinde betrieben hatten, erwirkte das prinzliche Fürwort die Vergünstigung, seine letzten Tage friedlich unter seinen Frankfurter Glaubensgenossen verleben zu dürfen.[4]) Ein nach Kopenhagen gerichtetes Empfehlungsschreiben, das einem jüdischen Frankfurter Handelsmanne dort aus unverschuldeter Bedrängniß helfen sollte, brachte der Herzog, damit es rechtzeitig einträfe, selbst auf die Post in später Abendstunde. Obwohl er für seinen eigenen Bedarf nur über mäßige Summen verfügte, so blieb ihm doch stets genug übrig, um durch ein Darlehen, durch eine übernommene Bürgschaft die Einen vor drohender Noth zu bewahren, den Anderen in ihren Geschäften fortzuhelfen. Er verschmähte nicht, die Dürftigen und Kranken in ihren kümmerlichen Behausungen selbst aufzusuchen; sein Wort tröstete die Bedrückten, wenn seine Hand sie nicht unmittelbar aufzurichten vermochte. Man begreift, daß ein Wohlthäter, der so liebevoll der Noth der Einzelnen steuerte, bald wie ein über Allen waltender Schutzgeist erschien.

Andeutungen über Lebensgang und Lebensweise des Herzogs vornehmlich zum Führer gedient.

[4]) Der Brief, den Leopold am 20. Februar 1783 in dieser Angelegenheit ergehen ließ, ist im Facsimile der Spieker'schen Schrift beigefügt. Der Prinz bezeichnet hier den 70jährigen Juden Oscher als „einen von seinen alten Kundleuten."

Als ein solcher hatte er sich denn auch in den Jahren 1780 und 1783 bewährt, da es galt, die Stadt gegen die heranstürmenden Fluthen der Oder und dann gegen verderblich sich ausbreitende Feuersbrünste in Sicherheit zu setzen. Als ein solcher wollte er in den schreckensreichen April-Tagen des Jahres 1785 sich abermals bewähren. Mit unwiderstehlichem Ungestüm hatten sich die Gewässer verheerend ergossen. So wüthend war das Element seit dem Jahre 1736 nicht mehr vorgedrungen. Die Stadt erschien Gefahren preisgegeben, zu deren Abwendung der Herzog dem Magistrat seine Mithülfe vergeblich angeboten. Obwohl sein Beistand verschmäht worden, vermochte er den gewohnten Thätigkeitstrieb nicht zu dämpfen. Er hätte seine innerste Natur verläugnen müssen, wenn er sich's versagen wollte, hier helfend einzugreifen. Mit der steigenden Gefahr stieg sein ungeduldiges Verlangen, sich selbst dem Rettungswerke zu widmen.

Es wäre zwecklos, die Ereignisse des 27. April, die mit dem Tode des Prinzen den beklagenswerthen Abschluß fanden, hier im einzelnen vorzuführen. Den zahlreich auf uns gekommenen, in sich zusammenhängenden und übereinstimmenden Berichten von Leopolds letzten Worten und Handlungen dient sein ganzes früheres Leben und Thun zur nachdrücklichen Beglaubigung. Die hohle und gespreizte Rednerei, in welcher manche dieser Berichterstatter sich nur allzu selbstgefällig ergehen, mag unseren Aerger reizen oder uns ein Lächeln ablocken.[5]) Verweilen wir aber im Geiste bei den geschilderten Vorgängen selbst, so spüren wir jetzt noch die Regung des Mitgefühls, die auch im Gemüthe Goethes aufgestiegen war, als er, wenige Tage nach empfangener

---

[5]) Wie der Archidiakonus From zu schildern versteht, können die folgenden Sätze, die sicherlich nicht zu den schwülstigsten seines Büchleins gehören, anschaulich beweisen: „Er ist da, sieht, es ist Niemand ertrunken, aber der Anblick ist zum Entsetzen. Er sieht noch mehrere Joche sich losreißen, und tiefer Kummer verbreitet sich über sein ganzes Gesicht. Die Wogen erheben sich hoch, die Tiefe eröffnet sich und bebt, die Wellen schlagen mit tobender Gewalt ans Ufer. Dieses fährt erschrocken zurück, und senkt sein Haupt unter dem ausgestreckten Arm seines Feindes."

Todesstunde, an Knebel (7. Mai) die einfachen Worte richtete: „Der Tod des Pr. Leopold wird dich gerührt haben."

Um seiner Fürsten- und Menschenpflicht ein nothwendiges und, wie er glaubte, ersprießliches Opfer zu bringen, bestieg der Herzog um die Mittagsstunde des 27. April den schwanken Kahn, der ihn zu den Unglücksstätten tragen sollte. Schon in den früheren Morgenstunden war er bereit gewesen, sich in das Wagniß zu stürzen; damals hatte er sich, wenn auch widerwillig, durch die abmahnenden Bitten der Soldaten und Bürger noch zurückhalten lassen. Was ihn aber dennoch vorwärts trieb, hatte er durch den Ausruf angedeutet: „Ich bin ein Mensch, wie Ihr, und hier kömmt es auf Menschenrettung an."[6] Die Kunde von diesen merkwürdigen Worten verbreitete sich zugleich mit der Todesnachricht. Sie gewannen das Ansehen einer Grabschrift, welche der Herzog sich, vorahnend, selbst gesetzt und welche den Grundzug seines Wesens schlicht bezeichnete. Ein solcher Opfertod erschien als der natürliche und würdige Schluß eines Lebens, das ganz aufgegangen war in Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

Während aller Orten laut der Preis des Fürstensohnes erscholl, der als Retter der Bedrängten in den Tod gegangen, mochte vielleicht mancher kühlere Beobachter zweifelnd bei sich selbst erwägen, ob denn auch jenes opfermüthige Beginnen des Herzogs durch den Zwang der Umstände gefordert, ja nur gerechtfertigt worden. Vielleicht stellten Manche sich die Frage: Welche wesentliche Hülfe hätte Leopold den armen Bedrohten bringen können, selbst wenn ihm seine Wagethat auf das glücklichste gelungen wäre? Und einer solchen Frage konnte sich leicht die Vermuthung anschließen, der Fürst habe, wohl wissend, daß seine Gegenwart auf dem Schauplatze des Unglücks wenig

---

[6]) Die Worte sind natürlich in verschiedenen Fassungen überliefert. Ich gebe diejenige, welche auf dem Chodowieckischen Kupferstiche als Unterschrift prangt: Wilh. Engelmann, Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche. Leipzig, 1857. S. 282.

fruchten könnte, jene Todesfahrt nur unternommen, um seine Unerschrockenheit zu bewähren oder gar um eine kecke Neugier zu befriedigen.

Aber nur im Stillen wurden solche Fragen aufgeworfen. Mit jenen Zweifeln und Vermuthungen damals der allgemeinen Bewunderung störend entgegenzutreten, hätte als sträfliche Vermessenheit gegolten. Sechzig Jahre hindurch blieb der Ruhm Leopolds unangetastet. Dann erst erkühnte man sich, eine andere, dem Prinzen minder günstige Auffassung der Thatsachen öffentlich vorzutragen.

Raumers Historisches Taschenbuch brachte 1844 einen Aufsatz,[7]) in welchem G. W. Keßler, der Biograph des alten Heim, die so lange lebendig erhaltene Ueberlieferung nachdrücklich bestritt. Auf das Zeugniß eines Mannes sich berufend, der ihm vollkommen vertrauenswerth erschien, glaubte er sich befugt, die Erzählung vom Opfertode des Prinzen aus dem Bereiche der geschichtlichen Wahrheit hinauszuweisen. Er suchte seinen Lesern den wirklichen Hergang deutlich zu machen; er gelangte zu dem Schlusse, daß nicht der Drang, Menschen zu retten und Nothleidenden Hülfe zu bringen, sondern nur die soldatische Lust, Kraft und Muth zu erproben, den Prinzen habe antreiben können, sich den tobenden Fluthen zu überantworten. In den einhelligen Berichten über die letzten Stunden und Thaten Leopolds hätten wir demgemäß nur sagenhafte Gebilde zu erkennen, entsprungen der Phantasie eines dankbaren Volkes, das seinem lange verehrten Schützer und Helfer den edelsten Tod liebevoll andichtete.

Keßlers Darlegungen wirkten bestechend. Der Widerspruch, den sie hervorriefen, blieb vereinzelt; die Zustimmung schien allgemein,[8]) und für immer zerstört schien der Glaube an den

---

[7]) Neue Folge. Fünfter Jahrgang. „Prinz Leopold von Braunschweig." Von G. W. Keßler. S. 684—97.

[8]) In seiner Musterausgabe der Lessingschen Correspondenz spricht auch Redlich, indem er auf Keßler hinweist, von dem „mythischen Nim-

vielgepriesenen Heldentod, den der Sohn des Welfenstammes opferwillig im bescheidenen Dienste der Menschheit erlitten.

Dennoch hat dieser Glaube durch erneute Prüfung erneute Bestätigung gefunden. Dem Archivar der Stadt Braunschweig, Ludwig Hänselmann, muß das Verdienst einer solchen gewissenhaften und erfolgreichen Prüfung zugestanden werden. Er unterwarf die Zeugen, deren Stimmen wir in den älteren Berichten vernehmen, gleichsam einem neuen scharfen Verhör. Er suchte daraus ein klares, bis in alle einzelnen Züge fest bestimmtes Bild der Ereignisse zu gestalten, durch welche der Prinz in entscheidender Stunde zum Tode hingedrängt worden. Er vergegenwärtigte sich den Schauplatz, über den das Unheil dahingezogen; er spähte scharfen Blicks den Bahnen nach, welche der überfluthende Strom sich gebrochen. So gelangte er denn auch zu einer deutlichen Vorstellung von dem Gemüthszustande, in welchen der Prinz durch den Anblick des Jammers, sowie durch die schreckenden Nachrichten von dem steigenden Elend der Bedrängten nothwendig versetzt ward. Die so gewonnenen Anschauungen wurden zusammengefaßt in einem Aufsatze, der zuerst im „Braunschweiger Tageblatt" erschien (1878, Nr. 120 bis 123) und dann in einem besonderen Abdruck weitere Verbreitung fand.[9])

Es gelingt hier dem umsichtigen Autor, alle Behauptungen, durch welche Keßler und dessen redefertiger Gewährsmann ihre Einrede zu stützen versucht, ganz und gar zu entkräften. Er spricht überzeugt und überzeugend. Er verhehlt nicht seinen Unmuth über die Zweifelsucht der Krittler, welche jede freie edle That aus der Welt hinwegdeuteln möchten: aber diese

bus, der Leopolds Ende umgiebt." Die Worte finden sich in der Anmerkung zu Lessings Brief an seine Braut vom 22. März 1776, in welchem des Obersten von Warnstedt gedacht wird.

[9]) Dieser Abdruck liegt mir vor Augen. Er zeigt den Titel: „Der Tod Herzog Leopolds von Braunschweig." Von Ludwig Hänselmann, Stadtarchivar in Braunschweig. Braunschweig, Friedrich Wagners Hofbuchhandlung 1878.

Stimmung stört keineswegs die Ruhe und Sicherheit seines kritischen Verfahrens. In seiner Darstellung erscheint des Prinzen Thun begreiflich, es erscheint gerechtfertigt durch den Nothzwang der äußeren Umstände. Die alte Ueberlieferung wird von neuem zu vollen Ehren gebracht. Auch der kühle Forscher, der wohlbedächtig seinen Sinn gegen alle Reize und Lockungen der Sage fest verwahrt, kann sich fortan jedes Zweifels entschlagen; auch ihm ist es vergönnt, künftighin die Begeisterung zu theilen, welche jener Heldentod einst unter den Zeitgenossen Leopolds erweckte.

Und an dieser Begeisterung darf er sich nicht irren lassen, wenn er auch erfährt, daß gerade der erste der Zeitgenossen jener vielbelobten That seinen Beifall versagte.

Deutsche wie Nichtdeutsche, welche damals den Prinzen rühmten und betrauerten, mußten unwillkürlich auf seinen großen Oheim fragende Blicke richten. Welche Ansicht hatte Friedrich über das Verhalten des Neffen gewonnen und kundgegeben?.

Manche schienen überzeugt, der alte Herrscher könnte in diesem Falle nicht anders als die Empfindungen der Menge theilen. Er mußte, zwischen Schmerz und Bewunderung schwankend, mit thränendem Auge dem entrissenen Helden nachschauen.

So schildert ihn in überladenen und doch leeren Versen der Chevalier de Cubières. Dieser übel berufene französische Dichterling hatte sich zum Vorbild den geistreich schlüpfrigen Dorat erkoren, der als einer der geschicktesten Kleinkünstler der damaligen Modepoesie gelten durfte; er hatte sich, zur zweifelhaften Ehre dieses Meisters, sogar dessen Namen zugelegt und prangte später in der Litteratur als Dorat-Cubières.[10]) Er

[10]) Palissot verhöhnt diese Anmaßung mit den Worten, die man am Schlusse des Artikels über Dorat in den Mémoires sur la littérature liest: Quoique M. de Cubières ait fait à Dorat l'injure de prendre non seulement sa livrée, mais son nom, en se faisant appeler Dorat-Cubières, nous ne lui ferons pas l'honneur de le compter parmi ses élèves. (Oeuvres complètes, Paris 1809, 4, 250.) — Die Verse auf Leopold fand ich im dritten Bändchen der seltenen Sammlung: Opus-

geizte nach dem Ruhme, der erste zu sein, welcher dem menschenliebenden Helden das Trauerlied anstimmte. Er gedenkt jener Worte des Prinzen, die sich fast keiner der poetischen und prosaischen Lobredner entgehen läßt:

„Ces mots dignes d'un Sage, et sur-tout d'un Monarque:
Hommes! ne suis-je pas un Homme comme vous?"

Zuvor aber zeigt er uns den untröstlichen Friedrich:

„Voyez sur-tout, voyez le Salomon du Nord,[11])
Inconsolable de sa mort,
De ses pleurs chaque jour honorer sa mémoire.
Les pleurs de Frédéric, l'amitié de Henri
Suffisent sans doute à sa gloire.

Dieser thränenreiche Salomo des Nordens war indeß nur ein Trugbild. Der wirkliche Friedrich bezeigte weder Trauer noch Bewunderung. Harte Aeußerungen über die zwecklose

---

cules poétiques par M. le Chevalier de Cubières — — Nouvelle édition. Orléans 1786. Der Autor rühmt auf S. 96 von seinem Gedicht: Ces Vers sont les premiers qui ayent parus en l'honneur de ce Héros de l'humanité. — Dasselbe Bändchen enthält auch ein Trauergedicht auf den Tod Friedrichs des Großen. (S. 178.) Der Chevalier de Cubières blickt auch sonst gern über den französischen Gesichtskreis hinaus. Er redet von Shakespeare, dem Corneille de l'Angleterre, und von dem informe et brut ouvrage du Peintre d'Othello (3, 78); er sucht sogar Othellos und Desdemonas letztes Gespräch zu einer dialogisirten Romanze umzudichten (S. 3, 164). Est-ce Othello qui s'avance? — Oui, Desdemona, c'est moi. — Quel bonheur! votre présence — dissipe tout mon effroi. — Dans la nuptiale couche — placez-vous à mes côtés. — Fürwahr, ein würdiger Sänger Leopolds und Friedrichs! Später besang er Marat.

[11]) Diesen Ehrentitel hatte Friedrich schon bei seiner Thronbesteigung empfangen. Im Juni 1740 war er von Voltaire mit einer Ode begrüßt worden, die voll austönt in den Schlußzeilen:

Le Salomon du Nord apporte la lumière;
Barbare, ouvrez les yeux.

Oeuvres complètes (Garnier 1877) 8, 445. (Vgl. dazu: Hamanns Schriften, 8, 143. 232.) Will man vernehmen, wie in verschiedenen Tönen, aber mit der gleichen hoffnungsfreudigen Begeisterung ausländische und heimische Dichter Friedrich auf dem Throne bewillkommnen

Selbstaufopferung des Neffen wurden ihm zugeschrieben; ja, es verbreitete und erhielt sich die Kunde von einem an den General von Beville gerichteten Briefe, in welchem der König die unfreundliche Vermuthung äußerte, Leopold habe sich wohl eigenwillig sein Geschick selbst bereitet, indem er seinen „gewohnten überspannten Ideen" gefolgt sei.

Dieser Brief, der von Friedrichs eigener Hand herrühren soll, hat sich bis jetzt der Nachforschung entzogen. Dagegen findet sich in der Cabinetskanzlei die Abschrift einer Cabinetsordre, welche von Potsdam aus an den Oberstlieutenant von Franckenberg in Frankfurt an der Oder ergangen.[12]) Sie zeigt das Datum des 28. April, ist also gleich unter dem ersten Eindruck der von Franckenberg mitgetheilten Todeskunde abgefaßt. Natürlich äußert der König sein Bedauern über das, was dem Prinzen arriviret ist. Aber nicht minder nachdrücklich äußert er seine Verwunderung über den ganzen Hergang. „Es ist das ein groß Unglück, das Mir sehr leid thut, aber was ist nun dabey zu machen. Es ist einmahl geschehen und weiter keine Hülfe dabei. Ich mögte nur wißen, was der Prinz da hat machen wollen, denn was die Dämme nicht halten können, sind die Menschen um so weniger im Stande." — Man sieht, der König sucht vergebens nach einem zureichenden Grunde, welcher

so lese man neben den Strophen Voltaires die Ode Pyras in der zweiten Auflage von Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern S. 79—98. Freilich ist dies keine leichte Aufgabe. Denn Pyra ergießt seine Wünsche und Hoffnungen in fünfundvierzig zehnzeiligen Strophen. Ob Friedrich wohl Muße fand, sich dieser ausgedehnten Huldigung zu erfreuen? Und ob dieselbe ihm günstigere Ansichten über Geschmack und Kunst deutscher Poeten beigebracht hätte?

[12]) Für die Kenntniß der hier erwähnten Actenstücke bin ich Hrn. Professor Reinhold Koser in Berlin zu Dank verpflichtet. An ihn wandte ich mich, um über jenes Schreiben Auskunft zu erhalten. Und von wem ließe sich über alles, was auf den großen König Bezug hat, gründlichere Auskunft erwarten, als von diesem erprobten Forscher? Das Original der Cabinetsordre ist, wie mir Koser bemerkt, auf jeden Fall nicht eigenhändig. Von Briefen, die der König selbst geschrieben, war es oft unmöglich, Abschriften zurückzubehalten.

das Thun seines Neffen bestimmen konnte. Demgemäß erwartet er, daß ihm näher angezeigt werde, „was des Prinzen Absicht gewesen ist, daß er sich der Waßer Gefahr exponirt hat."

Franckenberg berichtet dann am zweiten Mai, es sei an jenem Tage „nach aller möglichst angewendeten Mühe" endlich geglückt, den so lange vermißten Leichnam ausfindig zu machen. „In einer Entfernung von etwas über 200 Schritt von dem Orte, wo der Kahn umgeschlagen", war der Körper entdeckt worden. Er zeigte sich fast ganz unverändert und unverletzt.

Ob und was nun etwa Friedrich jetzt eigenhändig an Beville geschrieben, bleibt für's erste unermittelt. Die Cabinetskanzlei bietet nur noch die Abschrift einer Ordre vom 25. Mai, durch welche dem Generalmajor von Beville die Befugniß ertheilt wird, in des Prinzen Quartier Wohnung zu nehmen.

Diese Schriftstücke lehren uns wenigstens, daß der Oheim durch die frische Kunde von dem rühmlichen Ende seines Neffen sich zu keinem Worte freundlicher Anerkennung verlocken ließ. Aber, mag man einwerfen, hier spricht der König, der Kriegsherr. Könnten nicht andere, vertraulichere Aeußerungen bezeugen, daß er dennoch das Heldenthum des Prinzen mit wärmerer Empfindung würdigte? Nun wohl; er hatte seine tiefgebeugte Schwester, die verwittwete Mutter Leopolds, zu trösten. Nach etwa vierzehntägigem Zögern wendet er sich mit einem Trostbriefe an seine adorable sœur.[13]) Und wie sucht er den mütterlichen Kummer zu beschwichtigen? Durch die Hinweisung auf eine That, die ein edel geführtes Leben auf das edelste beschloß, und deren Ruhm den Abgeschiedenen überdauerte? Nein, jener That wird gar nicht gedacht. Der König behilft sich mit einer allgemeinen Betrachtung über die wunderlichen Spiele des Schicksals, welches so vielen betrübenden Ereignissen nur spärlich hie und da ein günstiges zugesellt. Ihn habe die Erfahrung eines

---

[13]) A la duchesse de Brunsvic. 12. Mai 1785. Oeuvres 27, 1, 351. — Vgl. Carlyle, Frederick the Great 13, 284. (Tauchn. ed.)

langen Lebens gründlich geprüft und belehrt; er sei überzeugt, die Schwester besitze glücklicherweise hinreichende Widerstands-kraft gegen den Schmerz, den eine zärtliche Mutter beim Verlust eines ihrer geliebten Kinder empfindet.[14])

Dieser Brief an die Schwester bezeugt auf das deutlichste die Ansicht, welche der König festhielt. Durch diesen Brief wird jedes weitere Zeugniß entbehrlich. Friedrich muß, nach seiner militärisch-monarchischen Denkungsart, sich weigern, in dem philanthropischen Wagestück Leopolds eine rühmenswerthe Heldenthat zu erkennen.

Die Meinung des Königs, der man sich sonst so gern anbequemte, blieb aber diesmal ohne Nachfolge. Das Ereigniß vom 27. April hatte die Lieblingsempfindungen des Zeitalters aufgeregt; in ihnen zu schwelgen, war zugleich Bedürfniß und Pflicht. Acht Jahre zuvor hatte Bürger eine ähnliche, glücklich ausgeführte Rettungsthat in einem höchst eindrucksvollen dar-stellenden Liede gepriesen, dem die helltönige Rhetorik, mit der es ausgeschmückt war, nichts von seiner fortreißenden lyrischen Gewalt und nichts von seiner volksmäßigen Wirkung raubte.[15])

---

[14]) — de résister à la douleur qu'éprouve une tendre mère en perdant un de ses enfants chéris.

[15]) Im Juni 1777 entstand, und zwar in einem Guß das Lied vom braven Mann; den ersten Druck brachte der Göttinger Musen-Almanach auf 1778. Ueber den der Wirklichkeit entnommenen Stoff wird man am bequemsten durch die bündige Note unterrichtet, welche August Sauer dem Liede beigefügt hat in seiner gelehrt und geschmack-voll behandelten Ausgabe der Gedichte von Gottfried August Bürger. (Berlin und Stuttgart.) S. 203. — In seiner köstlichen Charakteristik Bürgers hat A. W. Schlegel dieser Ballade bekanntlich eine scharfe Kritik angedeihen lassen. (Charakteristiken und Kritiken. 1801, 2, 56—62.) Diese richtet sich vornehmlich gegen das reichlich angebrachte rhetorische Pathos, sowie gegen das Selbstbewußtsein, mit welchem die Persönlich-keit des Dichters heraustritt, um uns Werth und Bedeutung seines Liedes recht nachdrücklich zu empfehlen. Es lag aber wohl gar nicht im Plane Bürgers, ein eigentliches Volkslied zu liefern, in welchem die Begebenheiten, ohne Dazwischenkunft des Dichters, sich wie von selbst darstellen. Mit Absicht hebt er den ethischen Grundton stark hervor.

Der damals besungene Retter hatte sich aus den Reihen des niederen Volkes erhoben; ein Kittel deckte die Brust, in der das Herz so edel schlug. Der namenlose Bauer hatte den Lohn seiner That in der That selbst gefunden; er hatte den dargebotenen klingenden Lohn mit schlichter Würde zurückgewiesen. Dafür mußte das hoch und weit klingende Lied des großen Volkssängers ihn verherrlichen. Und schlug in der Brust des deutschen Fürstensohnes unter der preußischen Generalsuniform ein minder edles Herz? Erschien der hochgeborne Menschenfreund und Menschenretter der dichterischen Verherrlichung minder werth?

Indem die Poeten sich zu schicklichen Ausbrüchen ihrer Begeisterung rüsteten, traten in der preußischen Hauptstadt die würdigsten Männer zusammen, um den Prinzen durch ein Denkmal zu ehren, dessen Grund er gleichsam mit eigener Hand gelegt hatte. Unter den wohlthätigen Stiftungen, die mit unabläßiger Fürsorge von ihm behütet worden, stand die Frankfurter Garnisonschule in erster Reihe. Zu Gunsten dieses heilsam wirkenden Instituts wollte man durch Subscription eine bedeutendere Summe aufbringen. Sie sollte die Mittel gewähren, den Zöglingen der Schule jährlich am Sterbetage ihres ehemaligen Beschützers ein Fest der Wohlthätigkeit zu bereiten. „So ein Andenken," meinte man mit gutem Grunde, „wäre unendlich mehr als eine Abbildung seiner Gestalt in Marmor werth; denn es wäre die treue redende Abbildung Seines Menschenliebenden Herzens." Ueberaus stattlich erschien das Verzeichniß der Mitglieder des Kreises, aus welchem der Aufruf zur Stiftung einer solchen Gedächtnißfeier hervorging.[16])

Wir sollen uns an dem Erzählten sittlich erbauen; der Biedermann aus dem Volke soll uns lehren, wo unverfälschte Menschenwürde zu suchen sei. Allerdings könnte das Gedicht bescheidener auftreten und sich gemessener vorwärts bewegen; wer weiß aber, ob es dann zu jener allgemeinen Wirkung gelangt wäre, die es fortdauernd behauptet! Unter den älteren Balladen Bürgers empfiehlt sich gerade das Lied vom braven Mann durch die sicher festgehaltene Einheit des Tones.

[16]) Den Aufruf, vom 28. Mai datirt, findet man im Anzeiger des

Die Führer des künstlerischen und litterarischen Lebens, das damals in Berlin so kräftig sich entfaltete, sah man hier mit Theologen und Philosophen vereinigt. Zu Biester und Chodowiecki, zu Dohm, Engel und Gedike gesellten sich Männer wie Büsching, Meierotto und Spalding, Suarez, Teller und Zöllner, und unter diesen durfte auch Moses Mendelssohn nicht fehlen.

Die Genossen dieses edlen Vereins hatten sich zugleich anheischig gemacht, in einer umfassenderen Denkschrift ein geistiges Abbild des Geschiedenen aufzustellen. Dieses biographische Denkmal ward vom Kammergerichtsrath Klein in Berlin angemessen ausgeführt. Als es im Jahre 1787 erschien,[17]) konnte man zugleich freudig berichten, daß der Gedanke jener Stiftung verwirklicht worden. Aus den gesammelten Beiträgen ergab sich eine Summe von beinahe 7000 Thalern. Durch besondere Freigebigkeit hatte sich die regierende Fürstin von Leiningen und der Inspector Dunker zu Königsberg hervorgethan; ihnen am nächsten kam Zelter mit einer Beisteuer von 70 Reichsthalern. Der jugendliche Tonkünstler, der noch dem Maurerhandwerk angehörte, bereitete sich um jene Zeit doch schon vor, in das musikalische Leben Berlins anregend einzugreifen. Was er für die Schule Leopolds spendete, war der Ertrag eines Concertes, in welchem er durch eine Trauercantate, dem Ge-

---

„Teutschen Merkur," Junius 1785, XCVII-CI. Man hört die Stimme der Zeit, wenn man die einleitenden Sätze vernimmt: „Die edle, mit so allgemeiner Rührung und Bewunderung gepriesene That des Herzogs Leopold von Braunschweig hat einen größeren Endzweck erreicht, als den sie verfehlt hat. Der Prinz wollte das Leben einiger Unglücklichen retten; Er hat in den Seelen vieler Tausende das seligste und wohlthätigste aller Gefühle erweckt, das Gefühl von dem Werthe, der Liebenswürdigkeit und der Erhabenheit ächter Menschenliebe."

[17]) Sie führte den Titel: „Denkmal Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig. Nebst Nachricht von der zu Seinem Andenken für die Garnisonschule zu Frankfurt an der Oder von einer Gesellschaft veranstalteten Stiftung. Berlin, gedruckt bey Decker 1787." 10 Bogen in gr. 4. Die Allgemeine deutsche Bibliothek brachte im ersten Stück ihres 79. Bandes eine umständliche Anzeige von Fr., d. h. Eschenburg.

dächtniß Friedrichs des Großen gewidmet, den Beifall der Kenner und selbst seines Vaters errungen hatte.[18])

Wenn die Urheber jenes Aufrufs sich der Schule annahmen, welche in Leopold ihren Pfleger verloren, so war ein Künstler wie Chodowiecki darauf bedacht, das Elend der Unglücklichen zu lindern, an deren Rettung Leopold sein Leben gesetzt. Wie liebenswürdig zeigt er sich bei diesem Anlaß, der rastlose Meister, auf dessen kleinen Blättern sich die deutsche Gesellschaft des 18. Jahrhunderts in ihren manigfachen Erscheinungsformen vor unseren Augen rührt und bewegt. Sein Gemüth war so leicht erregbar wie seine Einbildungskraft; beide waren von der That des Prinzen gleich stark getroffen worden. Was er empfand, mußte er ausdrücken, und zwar in der Sprache, die er vollkommen beherrschte. Alsbald war unter seinem Grabstichel ein größeres Blatt entstanden, welches den Fürsten in dem Augenblicke darstellte, da dieser eben seinen Fuß in den Kahn setzt, der ihn durch die angeschwollenen Fluthen zu den Unglücklichen, die seiner Hülfe bedürfen und harren, hinübertragen soll. Am Ufer werden besorgte Zuschauer sichtbar; ein altes Weib liegt auf den Knieen und fleht, er möge die Fahrt unterlassen; seine Handbewegung deutet an, daß er die Aengstlichen zu beschwichtigen sucht.[19]) Eine solche Darstellung befriedigte Gefühl und Geschmack der Zeitgenossen. Der Kupferstich fand zahlreiche Bewunderer; auch die Käufer fehlten nicht. Aber der Künstler

---

[18]) „Auf das Gedächtniß dieses großen Königs setzte ich eine Musik, welche zuerst in der Garnisonkirche zum Besten der Frankfurter Leopoldschule und kurz nachher in verschiedenen Concerten aufgeführt wurde.“ Karl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung. Nach autobiographischen Manuscripten bearbeitet von Dr. Wilh. Rintel. Berlin 1861. S. 155. — Auch in der „Vossischen Zeitung“ vom 26. October 1786 finden wir in dem Berichte über das Concert die Mittheilung:

„Das eingekommene Geld ist zur Leopolds Gedächtnißfeier geflossen.“

[19]) Engelmann giebt in seinem oben angeführten trefflichen Verzeichnisse unter Nr. 540 eine ausführliche Beschreibung des Blattes. Zugleich theilt er aus den Papieren des Künstlers anziehende Notizen zur Geschichte des Bildes mit.

wollte keineswegs für eigenen Nutzen gearbeitet haben. Nicht weniger als 1759 Thaler 22 Groschen wurden für das Blatt eingenommen; diesen ansehnlichen Betrag ließ er unvermindert den armen Frankfurter Dammbewohnern zugute kommen. Auch in späteren Jahren blieb er ihrer Noth eingedenk. Sobald er den Liebhabern wieder ein paar werthvollere Abdrücke des berühmten Stiches verkauft hatte, trug er Sorge dafür, daß der Erlös zum Besten der ehemaligen Schützlinge verwendet ward.

Dem Andenken des Prinzen zu huldigen bemühten sich neben Chodowiecki mehrere namhafte Künstler, unter denen der Maler Bernhard Rode, welchen Ramler einst mit einem schwerfälligen Hymnus beehrte, vorzüglich Erwähnung verdient. Aber die Bildhauer und Maler, die Zeichner, Kupferstecher und Stempelschneider, welche sich die künstlerische Verherrlichung des hohen Menschenfreundes zur Aufgabe machten, sie bilden nur ein bescheidenes Häuflein, verglichen mit den Poeten-Schaaren, die sich mit wetteifernder Begier auf den willkommenen Stoff stürzten. Da erschien keine Zeitschrift, keine Blumenlese, kein Musen-Almanach, in denen nicht der Schatten Leopolds heraufbeschworen ward, um ein dichterisches Todtenopfer entgegenzunehmen. Die mißtönigsten Klaggesänge waren meist auch die gedehntesten.

So wurde noch im December 1785 Wielands „Merkur" mit einem „so eben aus Wien eingesandten" Gedichte belastet, dessen Autor sich nicht begnügen mochte mit der „vom Blick herab bebenden stummen Thränenfeier."[20]) Etwa zweihundert kürzere und längere Verse wurden erfordert, damit er seinen Schmerz um den „Edelsten der Welfen" vernehmlich ausweinen konnte. Karl Julius Friedrich hieß der Poet, der seine Trauer so gründlich abhandelte. Er stammte aus Schlesien, war aber in Wien ansässig und versah dort bei dem Consistorium helvetischer Confession die Dienste eines Secretärs. Eben damals

[20]) „Teutscher Merkur" 1785. Viertes Vierteljahr S. 267—274: Leopold; unterzeichnet: Friedrich.

stand er im Begriff, seine „philosophischen" Gedichte, die er „Situazionen" betitelte, und mit denen er schon vor drei Jahren das Publicum behelligt hatte, auf Pränumeration neu herauszugeben. Der Charakter dieser dürren Lehrgedichte, welche in die Form von Selbstgesprächen ungeschickt eingezwängt waren, erklärt zur Genüge das Ausbleiben der Pränumeranten. Um solche anzulocken, hatte der Verfasser eine Probe der neuen Sammlung in das Aprilheft des „Merkur" 1785 eingerückt, und Wieland ließ sich durch seine Gutmüthigkeit verleiten, dieser „Situazion des Sehers Aliba bei Zoroasters Grabe" ein Wort vorsichtiger Empfehlung mitzugeben. Durch „philosophische" Verse auf Leopolds Tod war aber damals die Aufmerksamkeit der Leser und Käufer viel sicherer zu gewinnen. Der Dichter der „Situazionen", gänzlich befangen in dem Ideenkreise der Freimaurer, versagt seine Anerkennung den Fürsten, welche auf dem „sogenannten Bett der Ehre, auf blut'gem Schlachtfeld" wirklich Ehre zu finden wähnen; er hält sich überzeugt,

„Daß die gepries'ne Kunst des Xerxes, Tschingischane,
Der Alexander, Cäsar, Tamerlane,
Im Grunde keine andre sey,
Als feine Straßenräuberey."

Der Welfenfürst dagegen hat Anspruch auf den Dank der Menschheit, weil er

„beseelt vom Geist der Maurerey,
Die nur im Herzen, nicht im Kopfe wohnet,
Uns und die Welt gelehret, was sie sey
Und was sie würke!"

Zeugniß abzulegen für die Echtheit seiner Fürstentugend, werden Alle aufgerufen, denen er auf seinem Lebenswege jemals begegnet; auch Lessing soll Rede stehen:

„Fragt Lessing's heil'gen Schatten, der es immerdar
Mit edlem Stolz empfand, daß er einst Führer
Des heldenmüth'gen Menschenfreundes war,
Und oft ihn würdigte zum ersten Weltregierer."

So sang der Poet Friedrich am Ufer der Donau. Gleich-

zeitig klagte in Braunschweig Eschenburg und der vielthätige von Halem in Oldenburg. Beide suchten durch ihre Gedichte, mit denen das „Deutsche Museum" sich schmückte,[21]) der Mutter Leopolds, der verwittweten Herzogin, unmittelbar Trost einzuflößen. Eschenburg mußte sich wohl jeder Erinnerung an die Kritik des nun verstummten Freundes Lessing entschlagen haben, als er den Jammer seiner Reime zu Papier brachte. Halem, der eben einen tragischen Wallenstein geliefert und den Agamemnon des Aischylos nicht ganz ungeschickt übersetzt hatte, strebt nach antiker Würde; in freien ungereimten Rhythmen verweist er die Herzogin auf das Beispiel des alten Xenophon, der die Nachricht vom Tode seines Sohnes mit männlich edler Fassung aufgenommen. Die beiden angesehensten Musen-Almanache, der Göttinger und der Vossische, wurden von Sander und W. G. Becker versorgt. Letzterer begnügte sich mit zwei Distichen, während der Greizer Hofprediger Friedrich Traugott Wettengel in einer selbständig erschienenen Ode von stattlichem Umfang seine Gefühle kundgab. Sogar die Dramatiker drohten, sich des abgeschiedenen Menschenfreundes zu bemächtigen und sein Schattenbild auf die Bretter zu zerren. Wenigstens scheute man sich nicht, seine Handlung als schicklichen Stoff für ein Volksdrama zu empfehlen.[22])

Glücklicherweise hielt man sich in den Grenzen der Lyrik, und da boten sich ja die manigfaltigsten Formen zur Auswahl. Keine derselben blieb ungebraucht. Einem dieser Grabsänger-

[21]) September 1785, S. 233—235: An die Herzogin-Mutter beim Absterben des Herzogs Leopold von Braunschweig (ich gebe nur den abgekürzten Titel) von J. J. Eschenburg. — März 1786, S. 193: Xenofon. An die verwittwete Herzogin von Braunschweig, von Halem.

[22]) Der namenlose Dramatiker, der sich eines solchen Vorschlages schuldig machte, fügt beruhigend hinzu: „Freylich braucht man ihn, (den Prinzen) nicht auf der Bühne, im Wasser schwimmend, mit dem Tode ringen zu sehen." Ich verweise auf den Anhang zum 53. bis 86. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek," S. 1817. Der Criticus, der sich dort gegen jenen Vorschlag erklärt, zeichnet mit der Chiffre Rh; es ist also Schatz in Gotha.

linge[23]) kommt es wohl gar in den Sinn, sich erst im Klopstockschen Odenton mühsam emporzuschwingen und dann mit angeborener Plattheit in einem sogenannten Volksliede sich zum Verständniß der Menge herabzulassen. Diese künstlerische Doppelleistung vollbrachte Eulogius Schneider, dessen Poesien immerhin als die läßlichsten seiner Greuelthaten gelten mögen. In seinen Gedichten, welche, viel zu vortheilhaft ausgestattet, in Frankfurt 1790 ans Licht kamen, stehen Ode und Volkslied friedlich beisammen (S. 7 bis 18). Der Verworfene rühmt sich, daß er noch im Kloster zu Augsburg geweilt, als er im hohen und im niederen Tone das Lob des protestantischen Fürsten gesungen und so, wie er meint, ein Zeichen glücklich errungener Geistesfreiheit gegeben.

Bei der raschen Musterung der um den Sarg Leopolds versammelten Dichtergruppen fällt uns eine Gestalt ins Auge, der wir einen flüchtigen Blick unwillkürlich gönnen. Es ist der Schwabe Gotthold Friedrich Stäudlin. Vielleicht hatten ihm einst kühne Jugendträume die Möglichkeit vorgespiegelt, mit seinem fast gleichalterigen Landsmann Schiller erfolgreich in die Schranken zu treten. Die fünfundzwanzig Strophen seiner Ode[24]) lassen aber nichts von Schiller und nur allzu viel

---

[23]) Es sei erlaubt, diese treffende Bezeichnung der guten alten Karschin abzuborgen. Empört über die schlechten Gedichte, welche Friedrich den Großen im Grabe verfolgten, erfand sie den Ehrentitel für die unberufenen Sänger. Siehe „Journal von und für Deutschland“ 1786, B. II. S. 375.

[24]) Gedichte von Gotthold Friedrich Stäudlin. Erster Band. (Stuttgart 1788.) S. 149—156. Zum Gedächtnisse Herzog Leopolds von Braunschweig. Ihm selbst hatte offenbar seine Ode zugesagt. Im Jahre 1790 schrieb er die Ballade: Freundschaft in Todesnoth. Sie besingt einen jungen Schwaben, einen „zweiten Leopold“, der in den Fluthen des Neckar unterging, aus denen er einen brüderlich geliebten Freund retten wollte, und der Dichter beginnt sie, indem er selbstzufrieden der älteren Ode gedenkt:

„Hab' im kühnern Ton der Ode
Ich dem schönen Heldentode,

von Ramler merken. Dieser wird auch ausdrücklich als verehrtes Vorbild angerufen. Ständlin wäre stumm geblieben, hätte an der Spree der Barde Friedrichs die Leier tönen lassen

„vom Tode, der in allen Herzen lebt.“

Nun jedoch fühlt er sich ermuthigt, zur eigenen Leier zu greifen.

„Wohlan! Wenn Männer schweigen, o so trete
Der Jüngling auf, bescheiden, aber kühn!
Wie Flakkus Geist um Ramlers Schläfe wehte,
So schwebe, Ramlers Geist, um Ihn!“

Ramlers Geist läßt sich denn auch erbitten; er schwebt von der Spree zum Neckar, und alsbald lagert sich über das Gedicht jener frostige Pomp, der, schwer lastend, jeden wahren Empfindungsklang erstickt. Mythologische Bilder, historische Anspielungen, wuchtige Prachtwörter drängen sich wirr zusammen. Wir hören vom Kaziken, vom Sultan und seinem Hospodar, vom Alciden und der Hyder, von Achill und dem tobenden Viadrus, von Philipp und Christiern, vom Zar und Codrus. Aber all' dieses Namensgeräusch übertönt der heilige Name Philanthropie:

„O Leopold! Denn sie hat Ihn begleitet
Auch in das Land der ew'gen Harmonie,
Den Liebling, den durchs Leben sie geleitet,
Die göttliche Philantropie.“

In dieser Ode besitzen wir eine etwas ungeordnete Musterkarte aller der zeitgemäßen Empfindungen, welche sich an den Tod Leopolds knüpften und den Inhalt der übrigen Gedichte bilden. Können uns diese aufgetriebenen Strophen auch keine Rührung abgewinnen, so mag uns dagegen die Erinnerung an den Verfasser rühren. Als er den Fürsten feierte, den die

---

„Den, von Fluthen rings umrollt,
Starb der Guelfe Leopold,
Aus des warmen Herzens Fülle
Nicht ein Denkmal jüngst gezollt?“

Gedichte 2 (1791), S. 245.

Fluthen der Oder verschlungen, ahnte er nicht, daß er einst, nach ziellosem Leben, verzweifelnd an sich und seiner Kunst, sich selbst das Fluthengrab im Rheine wählen würde.

Längst verschollen ist alles, was zu Leopolds Ruhme gesungen worden. Hymnen und Volkslieder, Reime, freie Rhythmen, Lehrgedichte und Elegien, sie alle sanken in verdientes Dunkel. Kein vates sacer erstand unter denen, welche den Fürsten in dieser Art priesen; nicht ihnen hat er es zu danken, daß sein Name unvergessen geblieben. Nur zwei Gedichtchen, jedes von sechs Zeilen, haben sich das Jahrhundert hindurch lebendig erhalten: die beiden Epigramme Herders und Goethes. Und meist wird das Herdersche nur auf Anlaß des Goetheschen erwähnt.

Wollten die gerade damals so eng verbundenen Freunde dem Bruder ihrer Fürstin, den mitten aus dem edelsten Beginnen der Tod hinweggerissen, ein herzliches Wort nachrufen, so fügte sich dieses wie von selbst in die Form des Epigramms. Sie war von ihnen weder willkürlich gewählt, noch von außen ihnen aufgenöthigt; sie lag eben in jenen Jahren ihnen am nächsten und bequemsten. Herder hatte sie, durch seine seelenvollen Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie sich frei und leicht angeeignet; auch Goethe hatte sich gewöhnt, die Empfindung des Augenblicks, ein vorübereilendes Bild der Phantasie in dieser bestimmt umgrenzten Form festzuhalten. Vornehmlich war sie seit dem Frühjahr 1782 von ihm zu Inschriften angewendet und so zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt worden. Erlesene Plätze des weimarischen Bodens, auf denen er des stillen Verkehrs mit der Natur sich erfreut oder Stunden inneren Glückes durchlebt hatte, wurden durch seine Distichen als Stätten ernster und liebevoller Erinnerung bezeichnet. So sollten auch eigentlich die dem Prinzen gewidmeten Verse einem Denkmal zur Aufschrift dienen.

Herders Epigramm[25]) zeigt in bewegter Schilderung den

---

[25]) [Siehe nun die **drei** Sinngedichte in Redlichs Ausgabe, Suphan 29, 646 f. vgl. 756.]

Moment des Untergangs. Der Herzog spricht die Worte, die als Zeugniß fürstlichen Edelsinnes damals von Mund zu Mund getragen wurden:

„Laßt uns helfen den Armen! Auch wir sind Menschen! So sprach er,
Und stieg muthig voran in den errettenden Kahn."

Aber Untergang und Apotheose sind eins. Die Götter berufen den Fürsten zu sich auf ihre olympischen Höhen, damit er, den Dioskuren gesellt, rettend von dorther über den Sterblichen walte, denen die sturmbewegte Fluth Verderben droht:

„Und da sprachen die Götter: Dem menschenfreundlichen Helden
Ziemet ein höheres Loos! Komm zum Olympus hinauf,
Tyndaride! Da stürzte der Kahn, da stieg er zum Himmel,
Jetzt ein glänzender Stern, oder ein rettender Geist."

Die Vorstellung ist dem Alterthume entnommen; auch die Worte mahnen an die Poesie der Alten. Sollen wir der fratres Helenae, der lucida sidera gedenken, deren Schutz Horaz das Schiff anempfiehlt, das seinen Virgil trägt? Oder sollen wir uns die schönen Verse des Hymnus zurückrufen, den Theokrit den Söhnen der Leda und des ägiserschütternden Zeus anstimmt?[26]) Da erscheinen die Tyndariden als bewährte Nothhelfer in Sturmesgefahren. Die Schiffe ziehen sie empor aus der Tiefe samt den Schiffern, die schon sich dem Tode verfallen glaubten. Schnell beschwichtigen sich die Winde; glanzreiche Heitere breitet sich über die See, und die Wolken eilen auseinander dahin und dorthin.

Auch Goethes Gedicht nähert sich dem Alterthum nicht nur durch die Form. Es ist gleichfalls von alterthümlichen Sinn durchdrungen. Aber um ihn zu fassen, bedarf es nicht der Kenntniß einer bestimmten mythologischen Ueberlieferung. Kein

---

[26]) 22, 17. ἀλλ' ἔμπης ὑμεῖς γε καὶ ἐκ βυθοῦ ἕλκετε νῆας
αὐτοῖσιν ναύτῃσιν ὀϊομένοις θανέεσθαι·
αἶψα δ' ἀπολήγοντ' ἄνεμοι, λιπαρὴ δὲ γαλήνη
ἂμ πέλαγος· νεφέλαι δὲ διέδραμον ἄλλυδις ἄλλαι.

Den Nachhall dieser Verse giebt uns Horaz zu hören 1, 12, 27 bis 4, 8, 31.

Olymp und keine Tyndariden! Aus der antiken Welt wird nur das, auch unserer Anschauung geläufige Bild des herrschenden Flußgottes herübergenommen. Der Held steigt nicht, unserm Blick entschwindend, in die Versammlung der Götter hinauf. Der Flußgott hat ihn sich zum Mitherrscher auserſehen. So weilt für alle Zukunft der Menschenfreund in dem Bezirke, in dem er einst, zum Heile seiner Brüder, gehandelt und gelitten. So bleibt auch unsere Einbildungskraft an den Schauplatz seiner Thaten geheftet.

„Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und theilet mit dir ewig sein strömendes Reich."

Göttlicher Ruhe hingegeben, bleibt der Verherrlichte den Seinen nahe und bewahrt für sie die thätige Liebe. Wird die Gewalt der Fluthen von neuem entfesselt, so wird er von neuem zur Hülfe sich aufmachen. Mit der Macht eines Schutzgottes ausgerüstet, wird er vollbringen, was seinen menschlichen Kräften unerreichbar geblieben.

„Ruhig schlummerst du nun beym stilleren Rauschen der Urne,
Bis dich stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt.
Sey dann hülfreich dem Volke, wie du es Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang."

Im achten Bande der ersten Sammlung seiner Schriften (1789) stellte Goethe dieses Gedicht an die Spitze der Epigramme (S. 219); und es behauptete sich an diesem hervorragenden Platze, als die epigrammatischen Distichen später unter gemeinsamem Titel zu einer besonderen Gruppe vereinigt wurden. Doch es mußten sich die Verse noch eine metrische Nachhülfe gefallen lassen, ehe sie dem Autor als vollendet galten. Der Daktylus im dritten Hexameter „hülfreich dem" gab seinem Ohre Anstoß. Dieser mußte beseitigt werden; dadurch konnte zugleich das Wort, das den Hauptbegriff trägt, sich entschiedener herausheben. Und so bildete sich die endgültige Lesart, die in der Cottaschen Ausgabe vom Jahre 1806 (1, 143) zuerst erscheint.

„Hülfreich werde dem Volke! so wie Du ein Sterblicher wolltest!"[27])

Wie ernst der Meister arbeitet, wie er nicht abläßt, bis zur deutlichsten Darstellung des Grundgedankens im dichterischen Bilde und Worte gelangt ist, das mag aus der Entstehung auch dieses Gedichtchens erhellen. Denn noch vor dem ersten Drucke war es mehrfach umgeformt worden. So hatte das zweite Distichon früher folgenden Wortlaut:

„Glücklich ruhest Du nun beym stilleren Rauschen der Urne,
Bis Dich die steigende Fluth wieder umbrauset und weckt."

Hier fehlt die Andeutung der „Thaten," welche das Volk von dem neuen Schutzgott erhoffen darf. Das abschließende Distichon aber war ursprünglich in doppelter Fassung entworfen. In der einen kam das schwesterliche Gefühl der Herzogin Amalia zum Wort:

„Werde dann hülfreich den Menschen, wie Du es Sterblicher warest,
Den wir als Krieger geehrt, herzlich als Bruder geliebt."

Werden aber hiedurch die Empfindungen der Liebe und Verehrung nicht gleichsam auf den Familienkreis beschränkt? Und die ganze Menschheit soll doch dankbar hoffend und verehrend zu dem Retter aufblicken. Also:

Werde dann hülfreich den Menschen, und was Du Sterblicher wolltest,
Führe Unsterblicher aus, bändige Wellen und Noth!"

Der Gegensatz zwischen Gott und Menschen sollte jedoch in dem Pentameter zusammengedrängt und dadurch noch zum Schluß nachdrücklicher betont werden:

„Und vollend' als ein Gott, was Dir als Menschen mißlang."

So weisen nun die letzten Worte gleichermaßen auf den Adel menschlichen Bestrebens und auf das Unzulängliche sterblicher Kräfte. In den zwei ältesten Ausgaben der Gedichte folgt unser Epigramm unmittelbar auf die Hymne „Das Göttliche."

---

[27]) Für diesen Vers ist auch noch die Anmerkung Suphans zu beachten im zweiten Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 115. [s. Weimarische Ausg. 2, 323].

Und wie leicht offenbart sich der innere Bezug, der zwischen beiden waltet! Verkündigte nicht „das Göttliche" die Satzung reinster Ethik, daß der edle Mensch hülfreich und gut sei, daß er durch sein Beispiel uns jene unbekannten, höheren geahneten Wesen glauben lehre?

Unter den Gedichten, die sich zu Leopolds Andenken massenweis häuften, sind die kleinen Epigramme Herders und Goethes vielleicht die einzigen, welche sich der Herrschaft der Zeitstimmung gänzlich entziehen. Die Form, dem Alterthum entstammt, scheint sie über den Augenblick hinauszuheben. Einfach wird die That hingestellt; es wird gezeigt, welch ein überschwänglicher Lohn ihr folgt. Gleichgültig, ob ein Fürst, ein Bürger oder Bauer sie vollbracht. Nur ahnen können wir, daß derjenige, der im Tode so hoher Ehren von den Göttern gewürdigt wird, auch im Leben zu den Großen der Erde gehörte. Bei den meisten der anderen Dichter hingegen herrscht Jubel und Staunen eben darüber, daß es ein Fürstensohn gewesen, den die Menschenliebe zu solchem Opfermuth begeisterte. Die philanthropischen Gesinnungen, mit denen man sich, oft in plumper Selbstzufriedenheit, brüstet, streifen unvermerkt an die demokratischen. Den „schlimmen Monarchen," wie das 18. Jahrhundert sie auszumalen liebte, wird hier der wahre Fürst, in dessen Herzen die Blüthe der Humanität zur Frucht gediehen, als beschämendes und strafendes Musterbild entgegengestellt.

Aber nicht nur die deutschen Volksgenossen, die dichtenden und fühlenden, beugten sich verehrend vor diesem Musterbilde. Auch in Frankreich ließ man sich zur Huldigung herbei. Denn die Empfindungen der Menschenliebe, denen die europäische Culturwelt sich damals so behaglich und geflissentlich hingab, kannten keine Landesgränzen.

Am 25. August vereinigte sich die französische Akademie alljährlich zu der öffentlichen Sitzung, durch welche sie nach altem Herkommen den Tag des heiligen Ludwig feierlich zu begehen pflegte. Da wurden die seit dem Jahre 1671 festgesetzten Preise

für die hervorragendsten Leistungen in der Beredsamkeit und Dichtkunst vertheilt und die Versammelten durch verschiedenartige, wissenschaftliche und poetische Ergetzlichkeiten unterhalten. Eingeleitet aber ward die festliche Sitzung durch eine religiöse Feier. Die Herren von der Akademie erschienen morgens in der Capelle des Louvre. Dort ward ihnen eine musikalische Messe vorgeführt, und sie vernahmen eine Lob- und Prunkrede auf den heiligen König, den Sohn der vielgerühmten Blanche, den Kämpfer gegen die Ungläubigen. Die Wahl des Redners geschah durch den zeitweiligen Director der Akademie. Besonders die jüngeren Geistlichen bewarben sich emsig um die Gunst, im Beisein der ersten litterarischen Körperschaft ihr Talent zu erproben. Sie strebten, sich als würdige Nacheiferer Bossuets, Bourdaloues und Massillons zu bewähren; manche hofften wohl auch, sich dadurch für eine einträgliche Pfründe zu empfehlen. Aber dem rhetorischen Geschäfte, mit dem sie sich so gern betraut sahen, waren die hoffnungsvollen Abbés nicht immer gewachsen. Dann erbat man sich die Beihülfe eines bedeutenden Schriftstellers, und so konnte es geschehen, daß am Ludwigstage des Jahres 1749 an geweihter Stätte ein Panegyrikus vorgetragen ward, den mit ungeweihter Hand kein anderer als Voltaire aufgezeichnet hatte. Durch die energischen Bitten seiner Freundin, der Marquise du Châtelet, war der Verfasser der Pucelle dazu gedrängt worden, den Geheimprediger zu spielen. Der Abbé d'Arty, dem man das Amt des Redners übertragen, stand seiner Aufgabe rathlos gegenüber. In einigen Morgenstunden setzte Voltaire die Predigt zusammen; der Abbé lernte sie auswendig, sprach sie her, erntete Beifall, ließ sie unter eigenem Namen drucken und verfehlte nicht, dem wirklichen Urheber dankbar mehrere Exemplare zu senden. Jetzt finden wir das kostbare Stück unter Voltaires Schriften, wo wir es mit Erbauung lesen mögen.[28])

[28]) Oeuvres 23, 314—326. Wie diese Predigt entstand, erzählt auf belustigende Weise Longchamp im zweiunddreißigsten Artikel seiner

Der genialische Schalk versteht sich in alle Gewande zu hüllen; er weiß sich auch den theologischen Faltenwurf zurecht zu legen.

Je weiter das Jahrhundert vorwärts kam, um so unfähiger ward man, Thaten und Tugenden des neunten Ludwig zu bewundern. Um zu bewundern, hätte man begreifen müssen. Die hochmüthige und engsichtige Weisheit des Tages gestattete aber höchstens ein mitleidiges Lächeln über den königlichen Helden und Heiligen, der sich mit der traurigen Thorheit eines doppelten Kreuzzuges beladen.[29]) Der Redner sprach mit schlecht erkünstelter Begeisterung vor Hörern, die ihre Gleichgültigkeit nicht verbargen. Gewöhnlich war, wie uns ein glaubwürdiger Berichterstatter versichert, am Morgen des 26. August der Prediger samt seiner farblosen Predigt vergessen. Erkühnte sich einmal ein Geistlicher, dem Bilde des Heiligen die wahre Farbe wiederzugeben, vermaß er sich gar, die frommen Züge nach dem Morgenlande zu rechtfertigen, oder nur zu entschuldigen, so ward in

---

Memoiren (Mémoires sur Voltaire p. Longchamp et Wagnière, Paris 1826, 2, 236). So viel ich sehe, sind alle späteren Berichte über diesen Vorgang aus Longchamps Erzählung geflossen. Vgl. Desnoiresterres, Voltaire à la cour (1871) 291. Da ich hier so manche Züge zur Charakteristik der Zeit sammle, so sei auch noch erwähnt, daß der Abbé d'Arty sich die Verfasser seiner Reden mit schöner Unparteilichkeit in den verschiedensten litterarischen Heerlagern aussuchte. Seine Mutter war Maitresse des Prinzen von Conti und rühmte sich, den reichsten Geldmann Frankreichs, Samuel Bernard, zum Vater zu haben. Die vielvermögende Familie wollte den Abbé durchaus zu einer höheren Kirchenwürde befördert sehen. Um sich abermals zu empfehlen, sollte er auf den Herzog von Orléans, den Sohn des Regenten, die Leichenrede halten. (1752.) Zur Verfertigung des Sermons ward Jean-Jacques Rousseau ausersehen; er mußte in seinen gedrückten Verhältnissen sich Bezahlung für die bestellte Arbeit gefallen lassen. Trotz dieser geheimen Bemühungen der ersten Schriftsteller Frankreichs konnte der Redner es doch zu keinem Bisthum bringen.

[29]) Im Jahre 1772 fragt Grimm mit zeitgemäßer Frechheit: Quel cas voulez-vous que je fasse d'un roi qu'on eut toute la peine du monde d'empêcher de se faire dominicain? Correspondance littéraire (ed. Tourneux) 10, 78.

Ferney ein Hohngelächter aufgeschlagen, das durch das ganze gebildete Europa schallte.[30])

Daß die Akademie sich den Ideen der neuen Philosophie zuneige, hatte Voltaire während seines letzten Aufenthalts in Paris, kurz vor seinem Tode, freudig bemerkt und belobt. Er hielt es für möglich, die Akademiker noch dahin zu bringen, daß sie einen Preis für die beste Lobschrift auf Coligny aussetzten. Wenn er erst erlebt hätte, daß sie den längst gehegten Ueberdruß an den Lobreden auf Ludwig IX öffentlich bekundeten! Dafür schien im Jahr 1784 der Zeitpunct gekommen. Die Sonne der Encyklopädistenweisheit hatte die Bildung der Menschen hinlänglich gereift; es ziemte sich nicht ferner, ihnen die Verherrlichung eines mittelalterlichen Heiligen vor Geist und Ohren zu bringen. Der Stoff, hieß es, den das Leben des frommen Königs dem geistlichen Redner biete, sei längst erschöpft. Man müsse der Predigt am Ludwigstage einen neuen Inhalt geben, und zwar einen solchen, der sich mit den Angelegenheiten und Interessen einer aufgeklärten Menschheit näher berühre.

Dieser Beschluß sollte am 25. August 1785 zur glänzenden Ausführung kommen. Der Abbé de la Boissière, dessen rednerische Kunst in vielverheißender Entwicklung begriffen war, bestieg die Kanzel in der Capelle des Louvre. Seine Predigt verbreitete

---

[30]) Ein solches Hohngelächter folgte dem Panegyrikus, durch welchen 1772 der Abbé, spätere Cardinal, Maury Beifall, ja Bewunderung erregt hatte. Die Akademie wollte den Redner durch einen ungewöhnlichen Beweis der Anerkennung ehren: sie empfahl ihn dem Cardinal de La Roche-Aymon, der damals mit der Vertheilung der wünschenswerthen Pfründen beauftragt war (chargé de la feuille des bénéfices); und dem Abbé ward eine Abtei zum Lohne für sein litterarisches Verdienst. Voltaire aber schleuderte gegen ihn gleich im September 1772 die Quelques petites hardiesses de M. Clair à l'occasion d'un panégyrique de Saint-Louis. Oeuvres 28, 558—565. Auf Anlaß jener Predigt ereifert sich auch Grimm über die Abgeschmacktheit der Kreuzzüge: Correspondance littéraire 10, 77. Maurys anziehende Rede ist wieder abgedruckt in seinem Essai sur l'éloquence de la chaire. Paris 1829.

sich über die christliche Wohlthätigkeit. Um diese Tugend im reinsten Glanze der Vollkommenheit zu zeigen, ließ er vor den Geistesaugen seiner Hörer das Bild des Prinzen Leopold von Braunschweig erstehen. Innerhalb derselben Mauern, die sonst vom Ruhme des französischen Königs, des heilig gesprochenen Kreuzfahrers widerhallten, erklang von den Lippen eines katholischen Predigers in französischer Sprache der Preis des deutschen Fürsten, des Protestanten![31]) So beweglich wußte der Abbé die heldenmüthige Selbstaufopferung des Prinzen zu schildern, daß die Versammlung sich erschüttert und zur lebhaftesten Bewunderung fortgerissen fühlte. Wer einer solchen Hingebung an die Sache der Menschheit fähig war, der schien sich dem Gott, an den Alle glauben, unmittelbar zu nähern. Wie man dreizehn Jahre früher in der Capelle dem Abbé Maury Beifall zugeklatscht, so wäre man auch jetzt am liebsten in schallende Beifallsbezeigungen ausgebrochen. Aber diesmal überwog die Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes; man begnügte sich, die innere Erregung durch stille Thränen zu äußern.

Nun folgte die Sitzung. Am Ludwigstage des verflossenen

---

[31]) Wir lesen in der Correspondance littéraire 14,212: Ce tableau touchant de la mort d'un prince protestant que son humanité rapprochait si fort au Dieu auquel doivent se rapporter toutes les religions de la terre, avait fait couler les larmes du nombreux auditoire catholique. Ich stütze meine Erzählung hauptsächlich auf die Berichte Meisters aus den Jahren 1785, 1786 und 1787. Denn Meister und nicht Grimm war damals der eigentliche Verfasser der Correspondance littéraire. Es sollte keinem Litterator mehr unbekannt sein, daß seit dem März 1773, da Grimm seine Reise zur russischen Kaiserin angetreten, die gründlichen Berichte, welche die deutschen Fürstenhöfe über das litterarische und gesellschaftliche Treiben der französischen Hauptstadt erhielten, von dem Bückeburger J. H. Meister vornehmlich, ja beinahe ausschließlich, verfaßt sind. Diese Thatsache, welche noch immer einige Schriftsteller bezweifeln oder nicht beachten, ist mir erst vor kurzem durch Maurice Tourneux, den verdienten Herausgeber der Correspondance littéraire, mündlich bestätigt worden. Wie manche Anklage, die gegen Grimm wegen seiner vermeintlichen Doppelzüngigkeit gerichtet ward, fällt nun in nichts zusammen!

Jahres sahen die Akademiker sich geehrt durch die Anwesenheit eines deutschen Fürsten, des Prinzen Heinrich von Preußen; jetzt war es die Erinnerung an einen deutschen Fürsten, welche in den Gemüthern fortwährend lebendig blieb. Marmontel, seit d'Alemberts Tode ständiger Secretär der Akademie, entwickelte in einem unterrichtenden Vortrage seine Ansichten über das Studium der Beredsamkeit. Er erläuterte die herkömmlich überlieferten Lehren und Regeln; die Versammlung folgte mit geringer Theilnahme. Aber diese steigerte sich, als er gegen den Schluß seinen Betrachtungen einen höheren Schwung gab. Er verglich die Stellung, welche die Beredsamkeit im Lebensbereiche der antiken Völker einnahm, mit der Aufgabe, welche die neuere Menschheit ihr anweist. Er gab zu, daß dort der Kunst der Rede ein weit großartigerer Schauplatz eröffnet und eine in das gesamte Dasein tief eingreifende Wirksamkeit gesichert war. Das hielt ihn aber nicht ab, den mächtigen Einfluß anzuerkennen, den sie auch jetzt noch, trotz den veränderten Lebenszuständen der modernen Völker, auf Geist und Gesinnung der Menschen behaupte. An diese Ausführung schloß sich das Lob der vor wenigen Stunden vernommenen Predigt. Hatten die Hörer nicht an sich selbst erfahren, welche Macht von den Worten des begeisterten Predigers ausgeströmt, als er in der Schilderung des Opfertodes, welchem der deutsche Fürst unverzagt entgegenging, ihnen ein Musterbild christlicher Wohlthätigkeit vorgehalten?

Die erneute Mahnung an Leopolds That rief erneute Rührung hervor. So waren die Anwesenden doppelt empfänglich gestimmt für die Mittheilung, welche nun aus dem Munde des ständigen Secretärs erfolgte. Ein Mann allerhöchsten Ranges, dessen Namen man aber nicht nennen durfte, hatte eine goldene Medaille im Werth von dreitausend Livres als Preis für ein Gedicht bestimmt, welchem die Akademie das Lob zuerkennen würde, die Selbstverläugnung, die opferwillige Hingebung des braunschweigischen Prinzen am geziemendsten und ergreifendsten

gefeiert zu haben. Alle, die eine solche Botschaft vernahmen, gingen nun von der Rührung zum Entzücken über.

Bald kannte man den Spender dieser außergewöhnlichen Gabe, durch welche der deutsche Fürst, die französischen Musen und die französische Akademie gleichmäßig geehrt wurden. Der Graf von Artois war es, Ludwigs XVI. zweiter Bruder, derselbe, der nach Ausbruch der Revolution, als ein Hauptführer der Emigranten, eine Thätigkeit entfaltete, die weder ihm noch dem Vaterlande zu Nutz und Frommen gereichen sollte; derselbe, dem es beschieden war, nach Wiederaufrichtung des Königthums unter dem Namen Karls X. als letzter der Bourbonen den französischen Thron zu besteigen und zu räumen.

Dem damals achtundzwanzigjährigen Prinzen konnte nichts ferner liegen als die Ahnung, daß solche Verhängnisse über ihm schwebten. Er genoß die Vorrechte seiner Stellung in ausschweifendem Maße; seine rücksichtslosen Forderungen bereiteten den Ministern oft genug die peinlichste Verlegenheit. Daneben gab er sich gern als Freund der schönen Wissenschaften und Künste und wollte für einen Gönner der Künstler gelten. Als Voltaire am Abend des 30. März 1778 im Theater mit beispiellosen Ehren überhäuft ward, mußte die königliche Familie diesem Huldigungsacte natürlich fern bleiben. Es ward aber wohl bemerkt und besprochen, daß Artois, welcher die Königin in die Oper begleitet hatte, doch die Gelegenheit ersah, auf kurze Zeit im Schauspielhause zu erscheinen.[32]) Noch ehe die Vorstellung zu Ende gegangen, hatte er den Fürsten d'Hénin, seinen Gardecapitän, in die Loge des Gefeierten entsandt und seine

---

[32]) In Moreaus bekannter Zeichnung, welche den Triumph Voltaires darstellt, erblickt man den Grafen Artois, wie er sich öffentlich an dem Beifallsjubel betheiligt. Also hier ging der Künstler über die Wirklichkeit hinaus. Der Graf durfte sich nicht in so auffälligen Widerspruch gegen die bekannten Gesinnungen des Königs setzen. Es ward von Zeitgenossen sogar beklagt, daß die Etikette ihn gehindert habe, sich der allgemeinen Begeisterung, die auch er sicherlich empfunden, offen hin=

Glückwünsche zu dem verdienten Triumphe überbringen lassen. Manche wollten sogar erkundet haben, daß der Alte von Ferney sich dem Bruder des Königs im Verborgenen auf einige Minuten genähert, um persönlich den Dank für die bezeigte Huld auszudrücken.

Seit jenem merkwürdigen Abende hatte der Graf Artois, gegen den die Ungunst der Menge sich schon früher gerichtet, nichts gethan, was sein Ansehen bei der Nation heben konnte. Aber man gab Acht auf ihn, auf sein Verhalten, seine Aeußerungen. Bald bekrittelte man herb seine kostspielige Anwesenheit bei der Belagerung von Gibraltar (1782); bald trug man mit Behagen seine derben Scherzworte umher. Als er die auf 400,000 Livres geschätzte Bibliothek des Marquis von Paulmy durch Kauf an sich brachte, glaubten die Männer der Litteratur darin ein Anzeichen wissenschaftlicher Neigungen zu erkennen.[33]) Die Strenge der aristokratischen Ueberzeugungen, in denen er sich gefiel, hinderte nicht, daß er im Barbier von Sevilla, den die Königin auf der kleinen Bühne von Trianon in Gegenwart Beaumarchais' zur Darstellung brachte, die Rolle des Figaro übernahm, während Marie Antoinette als Rosine ihre neckische Anmuth bewundern ließ. Nun aber trat er vor aller Welt in der Rolle des Philanthropen auf, der eine außerordentliche Handlung der Menschenliebe durch außerordentliche Anerkennung ehren wollte. Für den Augenblick gewann er damit aller Herzen. Die Tugend, die er in einem Andern ehrte, schien er selbst zu besitzen.

Und wodurch ließen sich damals die Herzen schneller ge-

---

zugeben. So sagt die Correspondance littéraire 10, 72: Quel gré cette nation aimable et sensible n'aurait-elle pas su à M. le comte d'Artois, si, en se mettant un moment au-dessus de l'étiquette, il avait osé partager publiquement l'ivresse dont elle était transportée!

[33]) Von diesem großartigen Kauf erzählte man sich auch alsbald in Deutschland. Vgl. „Allgemeine Literatur-Zeitung" 4. Juli 1785, S. 12.

winnen, als durch den Anschein jener milden Tugenden, von deren Verbreitung und Ausübung man das Heil der Gesellschaft und der Staaten erhoffte? Deutlich und immer deutlicher ward die Nothwendigkeit einer Umgestaltung in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens empfunden. Warum aber — mit diesem Wahne schmeichelten sich die meisten derjenigen, welche aus der herrschenden Litteratur des 18. Jahrhunderts ihre Bildung oder Halbbildung geschöpft hatten — warum sollte das Nothwendige sich nicht in gelinder Weise vollziehen? Menschlichkeit und Menschenliebe, unbefangener Sinn für Menschenwerth und Menschenwürde, brüderliches Mitgefühl mit den Leiden der Gesellschaftsclassen, die bisher zum Dulden und Entbehren verurtheilt schienen — das waren die sanften und sänftigenden Eigenschaften, welche die wilden Instincte bändigen, die rauheren Tugenden überflüssig machen und ein Zeitalter allgemeiner sittlicher Veredlung heraufführen sollten. Waren sie einmal in jeder fühlenden Brust zur Herrschaft gelangt, so mußten sie durch sich selbst die unerläßliche Umbildung von Zuständen bewirken, die nicht länger erträglich schienen, weil sie den Satzungen der Humanität Hohn sprachen. Die Menschheit, welche ahnungslos und unrettbar den Schrecken der Revolutionszeit entgegenging, schwelgte in der Aussicht auf eine nahe Zukunft, da ein Jeglicher sich an dem Streben betheiligen würde, die Erde zum Friedensreich und die Menschen zu beglückten Bewohnern desselben umzuschaffen. Die sensibilité — der Ausdruck gehört zu den unübersetzbaren; nur durch Umschreibung kann er ganz deutlich werden — die sensibilité galt als Inbegriff sittlicher Vollkommenheit; der homme sensible war sicher, der Menschheit Krone zu erringen. In der Schreckenszeit blieb selbst den bluttrunkenen Würgern wenigstens das Wort noch theuer.[34])

---

[34]) Wie manche der dramatischen Machwerke, die den Revolutionsjahren entstammen, sind mit sensibilité bis zum Ueberfließen angefüllt! In einem der vielen Stücke, welche den edelmüthigen Bürger

Wenn nun der Bruder des Königs den Musen die sensibilité gleichsam anbefahl, wenn er ihnen gebot, die rettende Menschenliebe, die in einem fürstlichen Helden verkörpert erschienen, zu besingen, welch eine lockende Gelegenheit für die Dichter französischer Zunge, sich als würdige Söhne ihrer Zeit zu erweisen!

Alsbald entbrannte denn auch ihr Wetteifer. Ihrer achtundsechzig waren es, die um den verheißenen Lohn rangen. Als das schreckliche Geschäft, die dichten Vershaufen zu durchmustern, beendet war, drängte sich der Akademie die traurige Einsicht auf, daß sie von der Ertheilung des Preises abstehen müsse. Welche Schmach für die Litteratur des civilisirtesten aller Völker! Achtundsechzig Dichter, jeder unzweifelhaft mit einem sanft empfindenden Herzen ausgestattet! Und in dieser Schaar nicht ein einziger, der es verstanden, dem köstlichen, für menschenliebende Gemüther so anziehenden Stoff die geziemende künstlerische Fassung zu verleihen!

Dem gescheiten und gewandten Marmontel kam diese Schmach nicht unerwartet. Er war sattsam vertraut mit den kümmerlichen Umständen, unter welchen damals die Poesie Frankreichs hinschmachtete. Sein eigenes kärgliches Dichtervermögen reichte nicht aus, dieselben merklich zu verbessern. Immerhin durfte sein Selbstgefühl ihn der Ueberlegenheit über die meisten Mitglieder der reimenden Zunft versichern. Als anerkannter Kunst- und Geschmackslehrer glaubte der Verfasser des einst für gefährlich erachteten Bélisaire sich hier ins Mittel schlagen zu müssen, damit die vaterländische Muse vor ihrem prinzlichen Gönner nicht allzu beschämt dastände. In seiner Eigenschaft als Mit-

---

Cange, den Commissionaire des Gefängnisses von Saint-Lazare, als Helden der Humanität vorführen, stößt man auf eine bezeichnende Phrase, in der das Wort sensible wie in einer Glorie erscheint. Es wird nach dem geheimen Wohlthäter geforscht: Fais-nous connaître cet homme généreux! Da ertönt aus dem Munde des Edlen der sublime Ausruf: Généreux! . . . dites s e n s i b l e, voilà tout. Welschinger, Théâtre de la Révolution. Paris, 1880, p. 244.

glied und gar als Secretär der Akademie war er allerdings zu der Enthaltsamkeit gezwungen, sich nicht unter die Zahl der Bewerber zu mischen. Welches Bedenken aber sollte ihn hindern, sich seinem Genius, der von einer solchen Aufgabe bis zur Begeisterung erwärmt worden, ohne Rücksicht auf äußeren Erfolg in aller Stille zu überlassen?

Er mußte sich dennoch entschließen, sein Gedicht aus der Verborgenheit hervorzuziehen. Denn als seine akademischen Mitbrüder die ihnen vorgelegten Erzeugnisse, eines nach dem anderen, verworfen hatten, und, niedergeschlagen durch den betrübenden Ausgang dieser Prüfung, rathlos dasaßen, suchte der ständige Secretär die Gebeugten wieder emporzurichten, indem er ihnen seine geheim erzeugten hundertzweiundachtzig Alexandriner vorlas.

Was sie da hörten, war eine Abhandlung über gewisse Sätze der Sittenlehre, hie und da mit rednerischen Floskeln überstreut. Denn von dem dreiundsechzigjährigen Marmontel ließ sich keine Aeußerung der Einbildungskraft, kaum der Ausdruck einer starken Empfindung erwarten. Dem Streben nach dem Ruhm, welchem der allbewunderte Held nachjagt, welchen der handelnde Staatsmann auf dem Schauplatze der großen Welt erringt, wird die sittliche Berechtigung zugestanden. Der schwache Mensch bedarf nun einmal dieses anfeuernden Triebes — la vertu vit de gloire. Schmähen wir weder Alexander und Decius, noch Cato und Cicero, weil sie für ihre Thaten Ruhmeslohn ersehnten! Um wie viel höher jedoch hebt sich der Sterbliche, wenn er, nicht von Ruhmliebe angespornt, nicht einem Gebote der Pflicht gehorchend, sondern nur von Menschenliebe gerührt, für das Wohl auch der geringsten unter seinen Mitbrüdern sein Blut dahingiebt!

In der ersten Reihe solcher Sterblichen erscheint Leopold vor Mit- und Nachwelt, er, den von Jugend auf die weisen Helden seines Stammes zu allem Großen ermuntern mußten. An der Seite der Tugend, die er liebte, bietet sich ihm der

Ruhm dar, den er nicht suchte. Wenn Cäsar und wenn Leopold den so gefährlichen Nachen besteigen, wer von beiden ist der edlere? Für jenen steht die Herrschaft der Welt auf dem Spiel; dieser will zwei Unglückliche den Fluthen entreißen.

Nun folgt die Schilderung des Wehgeschickes. Die brüllende Oder, die unter Wasser gesetzten Weiler, die schwimmenden Heerden, die versinkenden Menschen, das Auftreten des fürstlichen Retters, sein Untergang — das alles wird uns anschaulich gemacht mit den längst abgebrauchten Mitteln einer Versification, der Boileau hundert Jahre zuvor Gesetz und Muster gegeben:

> Il nage, il se débat, il s'épuise, il succombe.
> Ah! que du moins les flots le rendent à la tombe.

Dann ergeht ein Aufruf an die „beredte und gefühlvolle Jugend" (éloquente et sensible jeunesse), seinen Manen den Dank der Menschheit darzubringen. Ehren, wie sie einst der todte Germanicus empfing, häufen sich jetzt auf den todten Leopold. Natürlich wird auch wieder der zärtlich erweichte Oheim Friedrich zur düsteren Ausschmückung der Trauerfeier verwendet. Dem französischen Prinzen, als dem Standes- und Sinnesgenossen des deutschen, darf die gebührende Lobesspende nicht fehlen; und in den letzten Versen verkündet der reimende Wahrsager, mit vorschauendem Blicke in die Zukunft dringend, den dauernden Bund der Völker und Könige:

> Loin de nous désormais, loin des temps où nous sommes
> Ce dur mépris des grands pour le reste des hommes.
> L'humanité sacrée a recouvré ses droits,
> Les peuples ne sont plus étrangers à leurs rois;
> Et je crois ne plus voir, dans cet âge prospère,
> Que d'heureuses tribus, dont le chef est le père.[35])

Also neben den Erinnerungen an jene Helden des Alterthums, die gleichsam wieder zu Zeitgenossen werden sollen, die Ausbrüche der modernsten Gefühlsseligkeit!

---

[35]) Oeuvres de Marmontel, Paris (Verdière) 1819, 10, 563—569.

Warum aber sollten wir den weltgewandten Redekünstler belächeln, der, kurz vor dem Beginn der großen Umwälzung, zu solchen Hoffnungen sich verstieg? Er war in der That der Dolmetscher der Empfindungen, denen die Mehrzahl der Besseren unter seinen Zeit- und Volksgenossen in den Wonnen der Erwartung sich hingab. Sie träumten einen so entzückenden Traum, an dessen Gaukeleien sie sich selbstgefällig ergetzten. Ließen sie doch sogar durch die ersten Stöße der schon furchtbar losgebrochenen Revolution sich kaum aufrütteln!

Bedenkt man den niedrigen Stand, auf welchen die französische Poesie, gerade vor nun hundert Jahren, herabgebracht war, so darf Marmontels Lobrede, mit Reimen geziert, glatt und ausgefeilt, mit dem erforderlichen Zubehör menschenfreundlicher Gesinnungen wohlversehen, immerhin für eine löbliche Leistung gelten. Der Beifall, welchen die Akademiker ihm bezeigten, war gewiß nicht ganz erheuchelt. Als sie nothgedrungen dem Grafen die beschämende Meldung von dem erfolglosen Bemühen der achtundsechzig Poeten überbrachten, konnten sie, wie auf eine tröstliche Entschädigung, auf die Arbeit ihres Collegen hindeuten, durch welche das Ansehen der vaterländischen Muse für diesmal noch gerettet worden. Der Graf wollte sich auch des Kunstwerkes erfreuen; nachdem es ihm vorgelegt war, ließ er den Autor benachrichtigen, er habe zum Lohn ihm eine kostbare goldene Dose zugedacht. Dieser jedoch hielt es seiner persönlichen und litterarischen Würde angemessen, sich in diesem Falle eines derartigen Soldes zu erwehren. Er wollte sich nur zur Annahme einer aus Pappe gefertigten Dose verstehen, welche, wie er geschmeidig hinzufügte, für ihn den höchsten Werth erhalten würde, wenn das Bildniß des Grafen sie schmückte. Dieser jedoch wollte nicht gestatten, daß der Schriftsteller ihm gegenüber den Uneigennützigen spielte. Er äußerte, Marmontel richte sich nach dem, was für ihn selbst das Schickliche sei; ihm aber, dem Prinzen, wäre es keineswegs anständig, sich seiner Dankesschuld durch ein so armseliges Geschenk zu entledigen.

Doch fand er eine Auskunft. Er ließ dem Akademiker das erbetene Portrait zukommen; aber ein Rahmen umgab es, dessen Verzierungen die Kostbarkeit der Dose sicherlich aufwogen. Noch aus anderer fürstlicher Hand mußte sich Marmontel eine Gabe gefallen lassen. Er hatte, mit Genehmigung des Grafen von Artois, seine Verse dem regierenden Herzog von Braunschweig übersandt. Karl Wilhelm Ferdinand sandte schmeichelnde Lobesworte zurück und begleitete dieselben mit zwei goldenen, zu Ehren Leopolds geprägten Denkmünzen.[36])

Inzwischen war die Preisaufgabe auch für das folgende Jahr (1787) wieder ausgeschrieben worden. Einundachtzig Poeten fanden den Muth zu erneutem Wettstreit. Sie waren so wenig wie ihre Vorgänger über die hohle rednerische Form hinausgekommen. Aber diesmal durfte die allgemeine Niederlage nicht zugestanden werden. Die Akademie mußte aus der gedrängten Reihe irgend einen Sieger herausgreifen. Mehr aus Schicklichkeitsgründen als aus innerer Ueberzeugung ertheilte man also den Preis und erkor zu diesem Behufe einen namenlosen Herrn Terrasse-Desmareilles, der zum Haushalte der Königin gehörte.

Am 25. August 1787, in feierlicher Sitzung, trug La Harpe die gekrönte Ode vor, ein kaltes, regelrechtes Machwerk, an dem nichts zu loben und nichts zu tadeln war. Das Publicum, unter dem wohl auch die achtzig abgewiesenen Mitbewerber nicht fehlten, verweigerte dem Urtheilsspruch der vierzig unsterblichen Richter seine allerhöchste Zustimmung. Lebhafter ward die Theilnahme der Hörerschaft durch eine Ode des Abbé Noël erregt, der man nur eine ehrenvolle Erwähnung vergönnt hatte. Sie schien reicher an Gedanken und Bildern, weil sie verschwenderisch ausgeputzt war mit den politisch-socialen Schlag-

---

[36]) Diese Nachrichten sind dem 11. Buche der Memoiren Marmontels entnommen, welche Schiller und Goethe mit so vielem Behagen lasen. S. Nr. 978 und 982 ihres Briefwechsels; vgl. auch Goethe an Johannes von Müller 25. Januar 1805.

wörtern des Tages, welche gar so verlockend zum Ohr der Menge drangen.[37]) Der eigentliche Sieger blieb immer Marmontel, der nun, nachdem der ruhmlose Wettkampf beendet, mit seinem Gedichte sich in die Oeffentlichkeit hinauswagen durfte. Durch den Vortrag desselben erheiterte er eine sonst langweilige Sitzung am 13. März 1788. So hatte drei Jahre hindurch der Hof der litterarischen Pairs von Frankreich sein Augenmerk auf die poetische Verherrlichung eines deutschen Fürsten gerichtet.

Doch gerade der gelungenste von allen diesen poetischen Versuchen fehlte unter den Gedichtmassen, welche die Akademie durchzuprüfen verpflichtet war.

Marie Joseph Chénier, der geringere, aber deshalb nicht ganz gering zu schätzende Bruder des großen André, wollte seine Ode La Mort de Maximilien Léopold de Brunswick keinem anderen Gerichtshofe als der Gesamtheit der Nation vorlegen. Er ließ sie 1787 im Druck ausgehen. Er konnte das Horazische Odi profanum vulgus als Wahlspruch voransetzen. Er brüstete sich wenigstens damit, die kriechenden, gelddurstigen und beifallslüsternen Hof- und Gesellschaftsdichter zu verachten.

Ihm war die künstlerische Selbständigkeit versagt, welche André durch seine Gefühls- und Geistesverwandtschaft mit den Alten gewann und wundersam behauptete. Er mußte sich mit den überkommenen Formen begnügen. Aber wenigstens sah er in verschiedenen Richtungen nach neuen Stoffen aus. Wie streng er auch im Kreise der älteren französischen Kunstbildung eingeschlossen blieb, und demgemäß der werdenden Romantik als leidenschaftlicher Widersacher entgegenkämpfte, so zählt er

[37]) Eine der am lautesten beklatschten Strophen schloß mit der Aufforderung und dem Versprechen: Vivez pour nous, ô rois! et nous mourrons pour vous. Leben und Sinnesweise des dichtenden Abbé werden eigenthümlich beleuchtet durch die Nachricht, daß die Obrigkeit den öffentlichen Verkauf eines Theils seiner hinterlassenen Bibliothek aus Gründen der Sittlichkeit untersagte.

doch zu den vermittelnden Naturen, welche im Zeitalter der Revolution die heimische Poesie durch eine innigere Berührung mit der ausländischen anzufrischen suchten. Auch die deutsche Litteratur hat er mit seinem Blicke, wenn nicht umfaßt, doch gestreift. Wie Ossians Selma und Shakespeares Cäsar, so hat er auch Lessings Nathan, Schillers Carlos und Klopstocks Hermann und Thusnelda[38]) theils benutzt, theils umgearbeitet, theils nachgedichtet und übertragen.

In dem Gedicht auf Leopold[39]) herrscht der Odenstyl, wie er durch Jean Baptiste Rousseau festgesetzt worden. Im Schwunge des Ausdrucks übertrifft es sicherlich die anderen Gedichte gleichen Inhalts. Dennoch würden die Akademiker, wenn Chénier sich vor ihren Richterstuhl begeben hätte, sich kaum entschlossen haben, ihm den Preis zu gewähren. Selbst in jener Zeit durfte die Akademie die altbegründeten nahen Beziehungen zum Königshause, auf dessen Schutz sie fortwährend Anspruch erhob, nicht völlig mißachten. Chénier aber läßt in seine Verse schon revolutionäre Klänge hineintönen, vor denen die anerkannten Würdenträger in Staat und Litteratur damals noch das Ohr verschließen mußten. War er es doch, der wenige Jahre später, vier Monate nach Erstürmung der Bastille, mit seinem tragischen Karl IX. die Epoche der Revolution auf der französischen Bühne geräuschvoll einleiten sollte!

Sogar die Censur, die sonst im Jahre 1787 schon vielfach eine staunenswerthe Gefügigkeit bewies, sah sich dieser Ode gegenüber zu einiger Strenge genöthigt. Sie drang wenigstens

---

[38]) Denn natürlich er und nicht, wie vor einiger Zeit wieder einmal angegeben worden, sein Bruder, ist Uebersetzer der Ode. Sie findet sich im dritten Bande der großen Ausgabe von Marie Josephs Werken, Paris 1824, S. 315. Cramer sandte die Uebersetzung aus Paris an Klopstock (Lappenberg, Briefe von und an Klopstock. S. 374).

[39]) Mit den Varianten des Druckes von 1787 steht es jetzt an der Spitze der Oden im dritten Bande der Werke S. 289.

auf die Tilgung einiger Zeilen.[40]) Und in der That, der gütige Fürst, der sich als Bruder der Menschen bekennt, bietet nur den Anlaß, um rücksichtslos und gehässig die héritiers de Busiris bloßzustellen, die tyrans célèbres, die rois détestés und exécrables, denen schon in ihren Kinderjahren die Neigung zu allen schmählichen Lastern eingeimpft worden. In Verbindung mit diesem Tyrannenhaß muß sich naturgemäß das Gefühl nationaler Selbstherrlichkeit lärmend äußern. Der Poet erwartet, daß der Franzosen Gesänge den Germanen mit Staunen erfüllen werden; er hofft, das Zeitalter wieder zurückzubringen, da Frankreich durch seine Künste und seine Beredsamkeit vom Tajo bis zum Pontus Euxinus herrschte. So führt uns dieses Loblied auf den Prinzen von Braunschweig hart an die Schwelle der Revolution heran. Hier wird der Name Brunswick noch mit Entzücken ausgesprochen. Nur wenige Jahre noch, und er wird für die Masse der Franzosen ein Gegenstand grimmigen Hohnes und wüthenden Abscheus.

Aber es ist Zeit, diese vielleicht schon zu lang ausgedehnten Mittheilungen und Betrachtungen zu enden. War es indeß der Mühe so ganz unwerth, die Erinnerung an den deutschen Fürsten hervorzurufen, den vor hundert Jahren die Nationen als einen Helden der Menschlichkeit vergötterten, zu dessen Verklärungsfeier Franzosen und Deutsche sich vereinigten, den unser Dichterchor vielstimmig besang, und dem auf den Wink eines königlichen Prinzen vom Hause Frankreich etwa hundertundfünfzig gallische Poeten ihre Hymnen widmeten?

[40]) Es waren diejenigen, in welchen der Dichter den feilen Sänger brandmarkt, der nach dem goldenen Preise trachtet. Sie wurden dann mit anderen vertauscht, die durch ihren unverkennbaren Bezug auf die französischen Könige ein noch verletzenderes Ansehen erhielten:

Frappons de remords légitimes
Tous ces princes pusillanimes
Et par la mollesse vaincus,
Dont la race impie et stérile
Semble mêler un sang servile
Au sang d'Hector et de Francus.

Eine Menge von Einzelheiten ist hier aneinander gereiht worden. Durch nahen oder ferneren Bezug auf das Ereigniß vom 27. April 1785 werden sie zusammengehalten. Dennoch mögen sie auf den ersten Blick sich als innerlich unverbunden, wohl auch als gar zu geringhaltig darstellen. Doch ist zum wenigsten die Hoffnung erlaubt, daß sie vor dem Auge eines unbefangen theilnehmenden Lesers sich zum Ganzen fügen, daß sie ihm ein Stimmungsbild zeigen aus jenen Jahren, da der Zusammenbruch des alten Staates und der alten Gesellschaft auf französischem Boden sich vorbereitete, während die Menschheit nicht ahnen wollte, daß er jemals, oder daß er so bald, und von solchen Schauern der Verheerung begleitet, erfolgen würde.

Der Säculartag der Revolution steht nicht mehr fern. Jeder Denkende, der über den Kreis der Tagesinteressen hinausdenkt, fühlt sich aufgefordert, dem Ursprung und dem Verlauf der ungeheuren, in ihren Folgen unübersehlichen Umwälzung nachzuforschen und nachzusinnen. Vornehmlich muß es uns angelegen sein, uns die Gesinnungen, die inneren und äußeren Zustände zu vergegenwärtigen, in denen die europäische Welt und vor allem die französische Nation befangen war, als jenes Ereigniß sie traf, dessen Wirkungen fort und fort im Leben der Völker bald leiser, bald vernehmlicher nachzittern, bald unerwartet gewaltsam wieder hervorbrechen.

III.

Ueber ein Goethesches Motto.

(1878.)



Als Goethe den didaktischen Theil seiner Farbenlehre zu Ende gebracht, schrieb er unter das Schlußwort[1]) den Spruch:

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Von den wenigen Deutschen, welche in die zwei mächtigen Bände jenes Werkes tiefer eingedrungen sind, werden wohl die meisten beim Erblicken dieses Satzes nachdenklich gestutzt haben. Woher stammt das orakelhaft klingende Wort? Goethe war ein unerschrockener und beharrlicher Leser, und seine Belesenheit erstreckte sich über die verschiedensten Wissensgebiete; wie weit sie reichte, wird niemand zu bestimmen wagen. Seine Anspielungen zu deuten, seinen Citaten auf die Spur zu kommen, will manchmal selbst dem Gelehrtesten nicht glücken.[2]) Ein eigentliches Nachforschen bleibt da häufig fruchtlos; man muß sich bescheiden, auf einen glücklichen Fund zu hoffen.

---

[1]) Zur Farbenlehre. Von Goethe. Erster Band. Tübingen 1810. S. 352.

[2]) Lustig ist es zu sehen, wie rathlos weise Commentatoren sich oft auch bei solchen Anspielungen geberden, zu deren Deutung nur ein geringes Maß von Gelehrsamkeit erfordert wird. In der „Campagne in Frankreich" erzählt Goethe unter dem Datum des „19. September Nachts," wie er sich durch kluge List eines Mantels versichert habe, der ihm in schaurig kalter Regennacht — es war nach der Kanonade von Valmy — Wärme und Schutz gewährte. Scherzend fügt er hinzu: „Ulyß kann unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbstgenügen geruht haben." Herr Strehlke, der die „Campagne" im fünfundzwanzigsten Theil der Hempelschen Ausgabe bearbeitet hat, geräth bei dieser homerischen Reminiscenz in eine Verlegenheit, die er in folgenden Worten zu verbergen sucht: „Goethe kann hier wohl nur an die bekannte Begegnung des Odysseus mit Nausikaa denken (Odyssee VI, namentlich Vers 228 ff.) obwohl der Vergleich nicht ganz zutrifft, denn nach der Odyssee erhält Odysseus den

Mit solcher Hoffnung pflegte denn auch ich mir auch stets wieder zu schmeicheln, wenn von Zeit zu Zeit der vieldeutige Spruch mir abermals vor Augen oder in den Sinn kam. Und diese Hoffnung trog mich nicht. Bacon wies mich auf die richtige Spur.

Im Jahre 1869 ließ der Herausgeber der Baconschen Essays, W. A. Wright, dessen Arbeiten auch besonders für Shakespeare fruchtbar geworden, die zwei Bücher Of the advancement of learning in neuer, trefflicher Bearbeitung erscheinen (Oxford, at the Clarendon press). Die neue Ausgabe lockte zu wiederholter Beschäftigung mit dem längst bewunderten und geliebten Werke. Kein anderes vielleicht läßt uns so anschaulich erkennen, wie kräftig und machtvoll sich die englische Prosa zur Zeit Shakespeares ausgebildet. Und zwar erfolgte diese Ausbildung in einem Kreise, den der Einfluß des Dichters nicht berühren konnte.

Die erste Abtheilung seines Werkes gestaltet der Philosoph zu einem didaktischen Lobgedichte auf die Wissenschaft. Er schiebt die Vorurtheile bei Seite, welche der wahren Schätzung

---

Mantel von Nausikaa geschenkt, und ruht nicht unter ihm, sondern geht, mit demselben geschmückt, in des Alkinoos Palast." — Nicht ganz zutrifft? — Er trifft vielmehr in keinem einzigen Puncte zu. Der nackte Odysseus bekleidet sich mit den Gewanden, welche die Phäakenjungfrau, von frommem Mitgefühl durchdrungen, ihm dargeboten; Goethe, an einem Kriegszug theilnehmend, schützt sich auf offenem Felde gegen nächtliches Unwetter durch einen Mantel, den er durch gewandte Klugheit sich verschafft; — wie läßt sich da auch nur die geringste Spur einer Aehnlichkeit entdecken? Goethe kannte seinen Homer seit den Tagen Werthers genauer als ihm Herr Strehlke zutraut. Der Commentator blicke auf die Erzählung, welche der Vielgewandte am Schlusse des vierzehnten Buches der Odyssee vorträgt, und er wird erkennen, wie trefflich der Vergleich in allen Stücken paßt. Gerade in diesem Theil der Odyssee war Goethe heimisch von Alters her: als Werther aus der adeligen Gesellschaft hatte weichen müssen, las er zu seiner Gemüthserquickung bei untergehender Sonne, „den herrlichen Gesang, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinehirten bewirthet wird."

der Gelehrsamkeit im Wege stehen. Durch das Zeugniß des göttlichen Wortes bekräftigt er die Würde der Wissenschaft; aus dem ganzen Bereiche des menschlichen Seins und Thuns sammelt er die Beweise für ihre Herrlichkeit.

Anders stellt sich ihm seine Aufgabe im zweiten Buche. Hier wird der praktische Zweck des Werkes klar. Bacon giebt ein Gesamtbild von dem Zustande der Wissenschaft und der Wissenschaften, wie sie im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts einem Geiste sich darstellen, der von den herrschenden Anschauungen seiner Zeit sich losreißen will. Er bestimmt den Grad der Ausbildung, zu welchem die einzelnen Disciplinen gelangt; er weist auf den höheren Grad, zu dem sie gelangen müssen. Zugleich lenkt er die Betrachtung auf Gebiete, deren wissenschaftliche Pflege bis dahin versäumt oder verkehrt betrieben worden. Er spricht hier Forderungen und Ahnungen aus, deren Erfüllung erst später kommende Menschengeschlechter erleben sollten. Er liefert — um ein ihm selbst entlehntes Bild zu brauchen — einen Globus der geistigen Welt; auf diesem bemerkt er genau die Länder, welche der Mensch noch nicht in dauernden Besitz genommen oder noch nicht zu seinem wahren Nutzen bebaut oder verwaltet hat.

In der ersten Hälfte dieses zweiten Haupttheils spricht er mit stolzem Wohlgefallen von der Ausbreitung, welche das kosmographische Wissen in seinen Tagen gewonnen hat. Dieser Zuwachs an Kenntniß, so rühmt er mit Recht, ward erst unserem Zeitalter vergönnt; unsern Augen erst erschließt sich die Welt, oder, wie er es in seiner bildlichen Weise ausdrückt, am großen Weltgebäude zeigen sich Fenster, durch die uns Einblick in das Innere gestattet wird.

In dem Maße, als durch Schifffahrt und Entdeckungen die Kenntniß der Erdtheile und ihrer ungleich gearteten Bewohner, so wie der verschiedenen Himmelsstriche zunimmt, in demselben Maße, so hofft der philosophische Prophet, werden die gesamten Wissenschaften fortschreitend sich bereichern. Denn

in Gottes Rathschluß liegt es, daß in eben der Zeit, da die aufgethane Welt durchwandert und durchforscht wird, eine Vermehrung alles Wissens erfolgen soll. Hat doch, im Hinblick auf die späteste Zukunft, der Prophet Daniel es schon voraus verkündigt: Plurimi pertransibunt et multiplex erit scientia.[3])

Als mir dieser Satz vor Augen kam, hielt ich überrascht inne. Da war er ja, der goethesche Spruch! Nicht aus irgend einem profanen Schriftwerke, aus dem alten Testamente stammt er. Und nun erinnerte ich mich auch, in welchem Zusammenhange der Spruch beim Daniel vorkommt. Bacon behandelt hier den Bibelvers, wie er so manche seiner zahlreichen Citate behandelt: er ändert nichts an den Worten, weiß ihnen aber durch geistreiche und oft auch recht gezwungene Interpretation einen Sinn anzudeuten, von dem sich der Autor nichts träumen ließ. Nicht leicht entdeckt ein unbefangener Leser irgend einen Bezug auf Bacons Hoffnungen und Entwürfe in den Worten der Vulgata (12,4): Tu autem, Daniel, claude sermones et signa librum usque ad tempus statutum: plurimi pertransibunt et multiplex erit scientia.

Woher nahm nun Goethe sein Motto? Unmittelbar aus der Bibel, wird man antworten. Er war ja bibelfest. Wie manchen nachdrücklichen Satz der heiligen Schrift hat er sich zu sprüchwörtlichem Gebrauch angeeignet. Wie geläufig sind ihm biblische Wendungen, besonders in der gluthvollen Prosa seiner Jugendzeit! — Gewiß! Aber das luthersche Deutsch war ihm doch wohl vertrauter als das Latein der Vulgata. Auch seine „Morphologie" (1817) begleitet er mit einem Bibelspruch; er nimmt ihn aus dem Buche Hiob 9, 11, giebt aber genau den lutherschen Wortlaut wieder: „Siehe, er geht vor mir über ehe ich's gewahr werde, und verwandelt sich ehe ich's merke."[4]) Weshalb mochte er nun hier sein geliebtes Deutsch aufgeben?

---

[3]) [s. Schopenhauers Motto zur „Skizze einer Geschichte vom Idealen und Realen" Reclam, 4, 13.]

[4]) So steht in der Gesamtausgabe der Bibel von 1545, deren Text

Allerdings war die deutsche Uebersetzung des danielschen Verses kaum als Motto zu brauchen. Luther schreibt: „Und nu Daniel verbirge diese wort, und versiegele diese Schrifft, Bis auff die letzte zeit, So werden viel drüber komen, und grossen Verstand finden.“ — Wie aber, wenn Goethe hier garnicht unmittelbar aus der Bibel geschöpft hätte? Schlagen wir die Farbenlehre noch einmal auf! Hier stehen ja garnicht die Worte des lateinischen Bibeltextes. Goethe sagt: multi, die Vulgata setzt plurimi; für Goethes augebitur hat die Vulgata multiplex erit; ihr folgt Bacon. Also weder die Schrift des englischen Philosophen, noch die lateinische Bibel kann Goethes Quelle sein. Wir müssen uns nach einem andern Fundorte umthun; denn schwerlich wird der Autor der Farbenlehre selbst dem Spruche die veränderte Fassung gegeben haben.

Vielleicht führt uns aber dennoch Bacon auf die rechte Spur. Als Goethe die Vorbereitungen zur Geschichte der Farbenlehre betrieb, muß er sich tiefer mit dem Engländer eingelassen haben, den er gelegentlich mit scherzender Derbheit „das Haupt aller Philister“ nennt.[5]) Der umfassende Abschnitt, den er ihm in seiner historischen Darstellung widmet (S. 226—241) zeugt von umfassendem Studium. Sicherlich ging er damals die vornehmsten Werke Bacons durch, und er kann das vorbereitende Hauptwerk Of the advancement of learning nicht übergangen haben. Ob er es aber im englischen Urtexte las? Dieser trat im Jahre 1605 ans Licht. Schon damals hatte der Autor eine lateinische Uebersetzung im Sinne; aber erst

bis auf den heutigen Tag seine Geltung hat. In früheren Drucken von 1524 und 1525 hatte der Vers gelautet: „Sihe, wenn er uber mich gehet, so sehe ichs nicht, und wenn er sich wandelt, merk ichs nicht.“ — Vgl. übrigens Eckermanns Gespräche, 21. April 1830.

[5]) Nach Riemers Mittheilung 2,679 sagte Goethe am 13. Oktober 1807 von Bacon: „Das Haupt aller Philister und darum ihnen auch so zu rechte.“ — Gerade damals rüstete er sich eifrig zum Abschlusse der Geschichte der Farbenlehre; an Knebel 7. Oktober 1807; an Reinhard 28. October 1807.

achtzehn Jahre hernach (1623) ward sie ausgeführt. Die Uebersetzer, denen ein Mann wie Hobbes zugesellt war, arbeiteten unter der Aufsicht Bacons, der inzwischen den Umfang des Werkes um ein bedeutendes erweitert und es innerlich vielfach bereichert hatte. In neun Bücher getheilt, empfing es den allbekannten Titel De dignitate et augmentis scientiarum. Nur im Anfang sucht es den englischen Text getreuer wiederzugeben; später verhält es sich zu diesem oft wie die Ausarbeitung zur Skizze. Mit vollem Recht kann es als ein zweites Original gelten.[6]) Das Latein bewegt sich hier überall mit nachdrücklicher Kraft einher; es lautet entschieden und bestimmt; aber man vermißt doch die Macht und den Reiz des baconschen Urwortes.

In dieser lateinischen Fassung ging das Buch durch die Welt. Er eröffnet die Sammlung der Werke in den älteren Folioausgaben. In einer dieser Ausgaben — vor mir liegt eine Frankfurter vom Jahre 1665 — hat Goethe das Werk studirt. Er mußte dasselbe für seine Zwecke in der ausgebildetsten Gestalt kennen lernen; und überdies bot es sich ihm, wie den meisten seiner älteren Zeitgenossen, in der Gelehrtensprache bequemer dar als in der englischen.[7]) Wer weiß, ob er dem ursprünglichen Texte jemals einen aufmerksamen Blick gegönnt!

Den englischen Sätzen nun, die sich in Wrights Ausgabe auf S. 98 finden, entspricht in der lateinischen Bearbeitung das zehnte Kapitel des zweiten Buches. Und wie lautet hier das Bibelwort? Sic enim Daniel Propheta, de novissimis temporibus verba faciens praedicit: P l u r i m i p e r t r a n-

---

[6]) So sagt ein englischer Kritiker in der Edinb. Review, 1816 Nr. 53, S. 180: The Latin book De Augmentis — — — may be considered, in respect to the matter, as a second original.

[7]) Doch will ich nicht vergessen anzumerken, daß er im polemischen Theil der Farbenlehre die englische Ausgabe der newtonschen Optik benutzt.

sibunt, et augebitur scientia. Da zeigt sich uns Goethes augebitur, und mit voller Sicherheit können wir behaupten, das Werk De augmentis habe das Citat geliefert.

Mit voller Sicherheit? Ein kleines Bedenken bleibt noch zurück. Goethes multi trafen wir an keinem der bisher von uns besuchten Fundorte. Hat er wenigstens dies Wort eigenmächtig gesetzt? Nein, auch die Quelle des multi ist nachweisbar. Bacon muß sich jenen Spruch Daniels besonders tief eingeprägt haben; er bringt ihn noch einmal vor in einem Werke, das Goethe gleichfalls nicht unbeachtet lassen konnte, im Novum Organum, und zwar im 93. Aphorismus des ersten Buches. Die aus der früheren Schrift uns schon bekannte Anwendung und Deutung des Spruches finden wir hier, wenn auch in anderem Zusammenhange, wiederholt. Ich will die Stelle deutsch hersetzen nach der Uebertragung von G. W. Bartoldy, die, mit Anmerkungen von Salomon Maimon ausgestattet, zu Berlin 1793 erschienen ist. Bacon deutet darauf, daß alles Wichtige, was die Vorsehung veranstaltet, ganz leise und gelinde vorwärts rückt und zur Ausführung gelangt, noch ehe die Menschen es gewahren. Dann fährt er fort: „Auch die Weissagung Daniels von den letzten Zeiten ist nicht aus der Acht zu lassen: Viele werden vorübergehn, und das Wissen wird vervielfältigt seyn. Sie giebt uns aufs deutlichste zu verstehen, daß nach dem Willen des Schicksals, das heißt, der göttlichen Vorsehung, die Durchforschung der Welt (die nach so vielen und so entlegenen Reisen entweder bereits vollendet, oder doch mitten im Werke ist) und der Anwachs der Wissenschaften in einerlei Zeitraum fallen sollen." Das lateinische Original giebt hier wiederum das multiplex erit der Vulgata, aber statt plurimi lesen wir multi pertransibunt. Unser philologisches Gewissen ist also nun zur Ruhe gebracht; ohne jegliches Bedenken sagen wir: Der Spruch, wie er sich bei Goethe findet, ist aus den beiden Citaten Bacons zusammengefügt.

Verlohnte sichs aber wohl der Mühe, dem Ursprunge dieses lateinischen Sätzchens auf so gewundenem Wege nachzuspüren? Nun, erscheint auch das Ziel nicht eben wichtig, so mögen doch die kleinen Mühen des Weges selbst schon lohnend sein. Und hat nicht der Forscher das Recht, die Verpflichtung, in den Werken eines großen Autors auch das kleinste Beiwerk zu beachten? Denn hier ist alles mit allem verknüpft; das Geringfügigste mahnt an das Bedeutsamste; es ist ein Makrokosmus, in dem „alles sich zum Ganzen webt." Aber kaum bedarf es hier einer Berufung auf jenes Forscherrecht. Denn der Spruch, nach dessen Abkunft wir fragten, erscheint an sich selbst bedeutsam genug; fassen wir ihn in dem Sinne, in dem Goethe ihn gefaßt haben will, so kann er uns Anregung zu mancherlei Betrachtungen geben.

Dieser Spruch drückt unübertrefflich die Stimmung aus, in welcher Goethe nach gewissenhaften, mühseligen Vorarbeiten endlich der Welt seine Farbenlehre darbot. Er stellte sich lehrend und kämpfend einer Theorie entgegen, die in allen Lehrbüchern als unantastbare Wahrheit vorgetragen, von allen Kathedern mit gläubiger Ueberzeugung verkündigt ward, einer Theorie, welcher schon durch das Ansehen ihres Begründers die Herrschaft für immer gesichert schien. Er konnte nicht die verwegene Hoffnung nähren, die Beistimmung der Forscher leicht zu gewinnen. Freilich fürchtete er auch nicht, einer so beharrlichen Mißgunst, einer so störrischen Ablehnung zu begegnen, wie er sie später erfahren mußte. Er hoffte auf den endlichen Sieg der von ihm erkannten und, wie er glaubte, unwidersprechlich erwiesenen Wahrheit, mochten auch die Männer des Faches noch ferner hartnäckig den Irrthum behaupten; in dieser Hoffnung hatte ihn Schiller bestärkt, der ihm schon am 23. Januar 1798 das zuversichtliche Wort gesagt: „daß Sie endlich durchdringen werden, ist mir keinen Augenblick zweifelhaft." Wenn Goethe diese Zuversicht im Stillen theilte, so mußte ihn hernach der dauernde Widerstand, die geringschätzige Gleichgültigkeit der

Fachgelehrten um so peinlicher treffen; ja, er mußte wähnen, seine Gegner seien durch Eigensinn und bösen Willen mißleitet.

Aber wie er auch immer bei Herausgabe der Farbenlehre über den schließlichen Erfolg seines Unternehmens denken mochte, einen raschen Triumph seiner Lehre durfte er sich unter keinen Umständen versprechen. Erfahrung hatte ihn gewitzigt. Ein Vierteljahrhundert war verflossen, seitdem er zuerst selbständig in das Studium der Natur eingegriffen. Während dieses Zeitraumes hatte er gelernt, wie die Meister der wissenschaftlichen Gilde den unzünftigen Liebhaber der Wissenschaft zu empfangen pflegen, wenn er, ohne auf das überlieferte Bekenntniß geschworen zu haben, sich ihnen mit neuen Anschauungen nähern will. Er wußte, wie selten sie geneigt sind, mit Unbefangenheit zu prüfen, was der Laie ihnen Fremdartiges, oder dem bisher geltenden Dogma Widersprechendes entgegenbringt; er wußte, wie gefährlich es sei, die behagliche Sicherheit zu stören, mit der eine herrschende Schule auf der zu Recht bestehenden Lehre ruht. Hatte er doch erlebt, daß Camper und Sömmerring ihm ableugneten, was er mit hellem Auge gesehen! Hatte seinen Wahrnehmungen gegenüber doch selbst Merck sich zweifelnd verhalten! Ein Leibniz mochte einst dem Autodidakten das Recht zur Mitforschung zugestehen,[8]) die zünftigen Gelehrten wiesen ihn zurück. Sie hatten Goethe zu dem Ausrufe gedrängt: „Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet."

Eine solche Stimmung durfte freilich der Sechzigjährige nicht laut werden lassen, als er sich am Endpuncte der großen

---

[8]) Die Worte, in denen der Philosoph dies Zugeständniß macht, hat sich Lessing in seinen Notizen über Leibniz angemerkt (Lachmann 11,48). Er sagt darüber: „Dies sind merkwürdige Worte von Leibniz, über welche sich ein sehr lehrreicher Commentar schreiben ließe. Es folgt unter andern daraus, wie wenig nothwendig ein allzu sorgfältiger, allzu methodischer Unterricht, auf den unsere neueren Pädagogen dringen, im Grunde für die menschliche Seele ist."

Arbeit sah, die „mitten in dem heftigsten Kriege, der unser Vaterland erschütterte, unternommen und vollendet wurde" (1,648). Das Schlußwort des didaktischen Theils der Farbenlehre athmet eine würdevolle Bescheidenheit. Der Autor will sein Werk nur als einen Entwurf gelten lassen. Er wünschte — und diesen Wunsch wiederholt er am Schlusse des polemischen Theiles — er wünschte jetzt, da ihm alles Mangelhafte im Druck viel schärfer entgegentritt, das Ganze von neuem bis zu gleichmäßiger Vollendung durchzuarbeiten. Er legt sich die Frage vor, inwiefern der Einzelne, der sich einer Wissenschaft nicht ausschließend widmet, dennoch durch sein Bemühen die Wissenschaft fördern könne. Mit der Kunst, antwortet er, sollten nur Meister sich abgeben, Schüler nur nach strengster Prüfung sie ausüben dürfen. Dort hat nur das Vollkommene ein Recht zum Dasein. Im Wesen des schaffenden Künstlers muß Form und Gehalt, Inneres und Aeußeres sich durchdringen, damit das Kunstwerk entstehe. Die Wissenschaften aber ruhen, weit mehr als die Kunst, auf Erfahrung; ihnen darf jeder „seinen Beitrag anbieten," auch wenn er ihre Pflege nicht zum einzigen Geschäfte seines Lebens macht. Die einfachste Beobachtung, die ein solcher Liebhaber der Wissenschaften mittheilt, kann sich als fruchtbar erweisen; und gerade sein unbefangener Blick gewahrt vielleicht manche noch nicht aufgedeckte Beziehung zwischen den Dingen. Nachdrücklich fügt Goethe hinzu: „jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar, oder aufregend und für die Folge nicht verloren."

So giebt denn auch er seinen Beitrag hin. Nicht mit Zufriedenheit, aber doch getrosten Muthes blickt er zurück auf das Vollbrachte und vorwärts auf das, was noch zu thun übrig bleibt; beides empfiehlt er der Mit- und Nachwelt und gedenkt abschließend des alten Wortes: Multi pertransibunt et augebitur scientia. Wir wissen nun, in welchem Sinne Goethe den

danielschen Satz anwandte: „Durch das Zusammenwirken vieler im Verlaufe der Zeiten wird das Wissen wachsen und sich mehren."

Gestattet aber der Spruch nicht auch eine Anwendung auf Goethe selbst? Auf Goethe, den Forscher, den Gelehrten, den Urheber der Metamorphose der Pflanzen, der Abhandlung über den Zwischenknochen, den Autor der Farbenlehre und aller jener naturwissenschaftlichen Schriften, die fast jedes Gebiet des großen Naturreiches berühren? Wie viele mußten vorübergehen, wie viele mußten in edlem Eifer gemeinsam wirken, damit auch diese Seiten des goetheschen Wesens erkannt und anerkannt wurden! Lange genug paßte auf seine wissenschaftlichen Arbeiten der schmerzlich-tröstende Spruch:

„Mag's die Welt zur Seite weisen,
Edle Schüler werden's preisen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen dich verkannt.[9])

Die gleichaltrigen Zeitgenossen verkannten ihn. Was er geahnt und geschaut, was er versucht und vollbracht, blieb ohne Wirkung und Nutzen, bis aus einer jüngeren Generation edle Schüler herangewachsen waren, die, selbst zu Führern der Wissenschaft berufen, die Weihe seines Geistes empfingen. Als einer der edelsten Sprecher dieses jüngeren Forschergeschlechtes rief ihm Johannes Müller im Jahre 1826 vertrauensvoll zu[10]): „Sie müssen sich überzeugen, wie der Naturforscher auch einem Geschlechte voranging, das, ihn zu begreifen, folgte."

Immer entschiedener wird jetzt die Gesamterkenntniß des goetheschen Wesens vorbereitet. Bis zum Ueberdruß mußten wir früher vernehmen, der Autor von Dichtung und Wahrheit habe des geschichtlichen Sinnes ermangelt. Jetzt hat ein Historiker wie Wegele in einer lehrreichen und anziehenden Abhand-

---

[9]) Zur Morphologie 1,256. Im vierten Bande der Ausgabe letzter Hand S. 362 lautet der Spruch noch resignirter: „Wenig Schüler werden's preisen."

[10]) Goethes Naturwissenschaftliche Correspondenz 1,395.

lung auch den Schwergläubigen bewiesen, daß dem Dichter der hohe Name des Historikers mit vollem Rechte gebührt.[11]) Nachdem von Franzosen und Deutschen, von Männern wie Geoffroy St. Hilaire, Helmholtz, Virchow, Goethes Stellung in der Geschichte der Naturforschung genau bestimmt worden, ist die schöpferische Bedeutung seiner naturwissenschaftlichen Thaten kaum noch einem Zweifel ausgesetzt; selbst diejenigen, die seinen einzelnen Beiträgen nur einen geringeren Werth zusprechen, reden doch nur mit Bewunderung von dem tiefen Seherblick, mit welchem er die Natur in dem All ihrer Erscheinungen umfaßte. Ueber sein Verhältniß zur heutigen Naturwissenschaft aber belehrt uns eben jetzt auf das gründlichste die gewissenhafte und sachreiche Abhandlung, welche S. Kalischer seiner trefflichen Ausgabe der gesamten naturwissenschaftlichen Schriften vorausgesandt hat.

Der Forscher Goethe steht fortan gleichberechtigt neben dem Dichter. Die Einheit beider ist erkannt. Kein Biograph Goethes dürfte es fernerhin wagen, dessen wissenschaftliche Bestrebungen als Nebenwerk zu behandeln. Möchte nur mit der Anerkennung, die dem Forscher jetzt so reichlich gezollt wird, die unmittelbare Kenntniß seiner zahlreichen, der Wissenschaft gewidmeten Schriften Hand in Hand gehen! Möchte die eben genannte werthvolle Ausgabe zu dieser Kenntniß anreizen! Nur wer in die Werke des Forschers Goethe eingedrungen ist, darf sich rühmen, den Schriftsteller ganz zu kennen.

Von der Geschichte seines botanischen Studiums, die Goethe im Jahre 1817 bekannt machte und später noch überarbeitete, urtheilte im Jahre 1838 der Franzose Auguste de Saint-Hilaire: ce morceau véritablement délicieux a presque le charme des Confessions de Rousseau et il est toujours plus pur et plus instructif. Wie viele Deutsche unter den vierzig Millionen mögen wohl dies morceau véritablement délicieux genauer

---

[11]) Goethe als Historiker von Franz X. Wegele. Würzburg, 1876.

kennen? In keinem seiner späteren Werke hat Goethe den Gehalt seiner Weltanschauung so umfassend und vielseitig dargelegt, wie in der Geschichte der Farbenlehre.[12]) Indem er uns einen weltgeschichtlichen Umriß von der Entwickelung der Wissenschaft giebt, läßt er uns zugleich auf alle Höhen und in alle Tiefen seines eigenen Wesens blicken. Und wie viele unter den Gelehrten Deutschlands sind mit diesen Offenbarungen vertraut?

Die wissenschaftlichen Schriften Goethes gehören in der Form, in welcher sie jetzt vorliegen, zum größeren Theil dem letzten Drittel seines Lebens an. Sie können am wirksamsten dazu beitragen, die Vorstellungen zu vernichten, die über den prosaischen Stil des alten Goethe noch immer im Schwange sind. Denn hier spürt man nichts von gemessener Kälte, von gravitätischer Steifheit und gemachter Würde. Diese Angelegenheiten der Wissenschaft sind Herzensangelegenheiten für Goethe. Hier spricht der ganze Mensch unmittelbar aus Anschauung und Empfindung heraus. Haß und Liebe, Freude und Ingrimm, strenger Widerwille und hingebende, weihevolle Begeisterung — alles wird hier, wie in gewaltigen Naturlauten, vernehmbar. Auch hier ist der dauernde Verkehr mit dem Autor selbst der sicherste, ja der einzige Weg zu seiner Erkenntniß. Da weicht Wahn und Vorurtheil; es wächst die Einsicht in das Wesen Goethes — augebitur scientia.

---

[12]) Diejenigen, die ihm persönlich näher standen, wußten wohl, wie viel Kostbares er hier niedergelegt. Charlotte von Schiller schreibt der Prinzessin Caroline Luise am 14. December 1810: „So ergötze ich mich jetzt an dem zweiten Theil der Farbenlehre. — — Es ist so etwas Prächtiges, so rein verständlich und groß gesehen. Die Ansichten, die der Meister darinnen ausspricht, sind wunderbar groß, und man steht wie vor einem gefundenen Schatzkästchen und zieht ein Juwel nach dem andern ans Tageslicht. Die Geschichte der Wissenschaft, die Charakterisirung der Individuen ist so prächtig! Dies Kapitel, das Lücke überschrieben ist, ist vortrefflich; was er da klar und schön alles aufstellt, ausspricht, ist unaussprechlich." — Mit Recht zeichnet Charlotte den genannten Abschnitt aus; es ist derjenige, in welchem Goethe von dem nie verstummenden Lobgesange der Menschheit spricht, dem die Gottheit so gerne zuhören mag.



IV.

Goethe, Maturin, Wolfe.

Ein offener Brief an August Sauer.

(1896)



Die hoffentlich stets anwachsende Schar deiner Leser hat gewiß dankbar Schippers gediegenen Vortrag entgegen genommen, mit dem du das Ergänzungsheft zum zweiten Bande des Euphorion eröffnen konntest. Mir rief er ins Gedächtniß einige der Betrachtungen zurück, die ich vormals an Wolfes bewundertes, auch von Goethe bewundertes, Gedicht angeknüpft.

Auch von Goethe bewundert? — Wo, wirst du fragen, hat er des Verfassers gedacht? Sicherlich nicht in seinen Werken. Vielleicht in Briefen oder Gesprächen? Vergebens würde man auch dort nach dem Namen Charles Wolfe ausspähen. Und dennoch konnte man seit langem wissen, daß jene Strophen, denen der früh verstorbene irische Geistliche die Fortdauer seines Namens verdankt, dem deutschen Meister die lebhafteste Anerkennung abgewonnen.

Den Worten, die eine solche Anerkennung unzweideutig bezeugen, hatte ich zuletzt im Sommer 1891 meine Aufmerksamkeit zugewandt. Mein Augenmerk richtete sich damals auf einzelne folgenreiche Berührungen der Geistesmächte, die seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts hier in der deutschen, dort in der englischen Dichtung herrschend hervorgetreten waren. Manche verborgnere Beziehungen, die sich zwischen den Litteraturen der beiden Völker nur undeutlich wahrnehmen ließen, suchte ich zu meiner eigenen Belehrung vollends aufzudecken.

Eben damals konnte man durch den zwölften Band des Goethe-Jahrbuchs zu Betrachtungen und Forschungen solcher Art von neuem hingelenkt werden. Dort hatte Suphan uns über Goethes Beschäftigung mit Maturins B e r t r a m gründlich unterrichtet. Die vorgelegten Schriftstücke zeigten, wie ernst im

Jahre 1817 der Dichter die seltsame Aufgabe angefaßt, jenem tragischen Fratzengebilde ein deutsches Sprachgewand umzuhängen.

In dem genannten klagwürdigen Jammerspiel, das auch bei der werdenden französischen Romantik Beachtung fand,[1]) durchkreuzen sich die Verwegenheiten und Schwächen der deutschen mit den Schäden und Auswüchsen der englischen Bühne. Goethe wußte in dieser widerlichen Mischung die einzelnen Bestandtheile wohl von einander zu sondern. Das beweisen seine einleitenden Worte, die, treffend und wuchtig, uns zur richtigen Würdigung seines Uebersetzungsversuches stimmen sollen. Er redet von „Schillerischen Moors und Kotzebuischen Kindern", so wie von dem ganzen Aufgebot äußerlicher Schreckmittel, in deren verschwenderischer Anwendung sich die deutschen Ritter- und Schauerstücke gefielen. Zugleich erinnert er daran, wie seit Shakespeares Zeiten Englands dramatische Muse dem Wilden, Gewaltsamen, Ungeheuerlichen sich zugeneigt und die Ausbrüche unbändig tobender Leidenschaften mit Vorliebe dargestellt habe; auch glaubt er wahrzunehmen, daß durch die herrschende Poesie Byrons dieser bedenkliche Hang neuerdings begünstigt worden. Vor Ueberschätzung des Dramas, mit dem er sich so geflissentlich einläßt, kann und will er demnach sich selbst und uns behüten. Er sieht hier an einem grellen Beispiele, wozu man sich auf den englischen Brettern versteigen durfte, um ein verwöhntes oder abgestumpftes Publikum zu überrumpeln: so unternimmt er denn eine ruhige Prüfung dieses Bühnenstückes, in dem verzerrte Larven hier- und dorthin ziellos taumelnd durcheinander rennen.

Während ich überdachte, wie einsichtsvoll, aber auch wie schonend Goethe hier mit der gerade ihm so fremdartigen Ausgeburt einer innerlich kraftlosen Romantik verfahren, mußte mir

---

[1]) Charles Nodier hat es in die französische Litteratur eingeführt. In Paris erschien 1821 bei Gide fils: Bertram, ou Le Château de Saint-Aldobrand, tragédie en cinq actes. Traduit librement de l'anglais du rév. R. C. Maturin, par MM. Taylor et Ch. Nodier.

die umständliche Kritik in den Sinn kommen, mit der fast um die gleiche Zeit Coleridge die dramatische Vergehung Maturins heimgesucht. Er stellte die Critique on the Tragedy of Bertram an den Schluß seiner Biographia Literaria (1817). In schneidendem Tone läßt er sein vernichtendes Urtheil ergehen. Er glaubte sich zur Härte um so eher berechtigt, da die Leiter des Drury Lane Theaters, die zur Wiederbelebung des echten englischen Dramas berufen waren, die Aufführung seines eigenen dramatischen Wintermärchens Zapolya hinausgeschoben und einem so entarteten Mischling wie diesem Bertram den ehrenvollsten Empfang bereitet hatten.

Auch Coleridge spricht von sitten- und geschmackswidrigem Kotzebuisms; und in Anspielung auf ein Hamletsches Wort behauptet er, daß Bertram den Karl Moor noch „überherodet" (out-heroding Charles de Moor in the Robbers.) Seit den Tagen des Anti-Jacobin hatte der derbste Spott die deutsche Schauspieldichtung getroffen, die mit ihren Empfindeleien und groben Ungeheuerlichkeiten die Gemüther der Volksgenossen Shakespeares zu erbauen und zu berücken vermocht.[2]) Doch der Kritiker des Bertram begnügt sich nicht mit billigem Spott; er bewährt vielmehr seine überlegene Kenntniß der deutschen Litteratur. Er möchte seinen Lesern die Ueberzeugung beibringen, daß man jenen mißgeborenen Bühnengeschöpfen mit Unrecht die Bezeichnung d e u t s c h wie zum Hohne anhänge: denn gerade unter englischem Einflusse sei die Entstehung des fälschlich so genannten German drama erfolgt; Art und Unart dieser Schauspiele, ihre Stoffe wie ihre Unform seien aus englischen Quellen herzuleiten. Nicht d e u t s c h dürfe man diese verfehmte Dichtungsweise nennen: sie verdiene jacobinisch zu heißen.

---

[2]) Man liest in Chateaubriands Essai sur la littérature anglaise, der, unzuverlässig im Ganzen, doch im Einzelnen so manche feine Winke giebt: Puis les drames de Kotzebue profanèrent la scène de Shakespeare: on aurait pu choisir autrement, puisqu' on avait Goëthe, Schiller et Lessing.

Wider diesen unbarmherzigen Urtheilsspruch empörte sich der Urheber des Bertram. In der Vorrede zu seinem Roman Women, or Pour et Contre (1818) wollte er seines Ingrimms sich öffentlich entladen. Da mußte Walter Scotts freundschaftliche Klugheit verhindernd eingreifen. Durch ein dringliches Abmahnungsschreiben vom 26. Februar 1818, das Lockhart wohl admirable nennen durfte, wußte der Verfasser des Waverley zu bewirken, daß der entzündbare irische Geistliche, dem sein Bühnentriumph so verkümmert ward, seinem völlig unfruchtbaren antikritischen Beginnen weislich entsagte.[3])

Scott trug die Mitschuld an der Aufführung des leidigen Trauerspiels. Er rechnete Maturin zu seinen Schützlingen, die er mit seiner Börse, mit tröstlichem Zuspruch und mit seinem empfehlenden Worte willig unterstützte.[4]) So mochte er sich denn auch bei den Schauspielern Kemble und Terry zu Gunsten des Bertram verwenden. Ja, durch seine nachdrücklichen Empfehlungen ward sogar Lord Byron bestimmt, der Tragödie seine mächtige Fürsprache zu gönnen und, wie er selbst hernach zu seiner eigenen Genugthuung bezeugte,[5]) ihr den Weg auf die Bretter zu ebnen.

---

[3]) In diesem Briefe, den Lockhart (Life of Scott 5,300) mittheilt, beschwichtigt Scott den verletzten Dichter durch die Versicherung: Coleridge's work pas been little read or heard of, and has made no general impression whatever — Jetzt muß man umgekehrt sagen: nur durch Coleridges Kritik hat sich Bertram im Andenken der Litteratoren erhalten.

[4]) Die Romane Montorio und Women hat Scott eingehend beurtheilt (Miscell. Works 18, 157 — 208). Auf dem Titelblatte des letztgenannten Buches bezeichnet sich Maturin als Author of Bertram. Scott blickt daher auch mehrfach auf die Tragödie zurück; gegen den Schluß seines Aufsatzes theilt er sogar aus der Handschrift eine längere Reihe von Versen mit, denen er great poetical beauty nachrühmt und zu deren Beseitigung der Tragiker sich widerwillig hatte entschließen müssen.

[5]) An Thomas Moore 31. März 1817 (Moore's Life of Byron 347). Maturins zweites Trauerspiel Manuel (Goethe-Jahrbuch 12, 16) kritisirt Byron mit gründlichem Witz im Briefe an Murray 14. Juni 1817 (358): It is the absurd work of a clever man. Vgl. an Murray 15. Juli 1817 (362).

Bertram erfreute sich demnach des Schutzes der beiden Dichter, die damals mit anerkannter Machtvollkommenheit über Englands Litteratur walteten. Hätte Maturin nun gar ahnen können, daß zu gleicher Zeit seinem so außerordentlich begünstigten Werke auch der große Deutsche theilnehmend nahe getreten! Doch weder zu ihm, noch zu seinen Beschützern und krittelnden Verhöhnern konnte jemals die wundersame Kunde gelangen, daß der Dichter des Götz und des Faust seine litterarische Leutseligkeit so weit getrieben, sich zur Uebertragung des Bertram herbeizulassen. —

Die eben erwähnten Thatsachen, wie sie nach und nach in meiner Erinnerung sich zusammenreihten, sie alle deuteten auf die Jahre, in denen Goethes Theilnahme an gleichzeitiger englischer Dichtung sich frisch belebte. Die Annalen berichten unter dem Jahre 1817, „englische Poesie und Litteratur sei vor allen andern besonders in den „Vordergrund getreten." Das gilt auch von der nächstfolgenden Zeit. Durch den Divan fand sich damals der Dichter und Forscher in den Orient gewiesen. Doch ließ er sich durch die Erscheinungen und Vorgänge innerhalb der britischen Dichterwelt in immer steigendem Maße anziehen. Freilich war es zumeist Lord Byrons Persönlichkeit, auf die sein Blick geheftet blieb. Legte er doch sogar 1821 die Hand an eine Uebersetzung jener maßlosen Satire, mit deren Stacheln der gereizte Lord seine Mitdichter wie seine Kritiker hatte züchtigen wollen! In dem nämlichen Jahre gab ihm Scotts Kenilworth einen Maßstab zur Schätzung der Eigenschaften und Vorzüge, durch die der große Erzähler die neu begründete und so rasch ausgebildete Gattung des geschichtlichen Romans auch einem strengeren Kunstsinne zu empfehlen wußte. Auch sollte „Jacobsens biographische Chrestomathie[6]) ihm eine

[6]) 36, 192 (Weimar. Ausg.) Im Texte stand zuerst: „Jacobsens englische Dichter"; und dieser Titel eignet sich auch besser für die Schrift, von der wohl nur wenige Leser der Annalen das Nähere wissen. Ueber Zweck und Inhalt der Chrestomathie, die Goethe „mit Aufmerk-

Uebersicht des damaligen Gesamtzustandes der englischen Dichtung gewähren. Aber eigentlich wollte Goethe doch auch hier nur erfahren, wie der Dichter, der im Childe Harold sich der Welt geoffenbart, im Kreise der befreundeten und im Kampfe gegen die feindselig gesinnten Zeitgenossen sich darstellte. Denn je heftiger „jener werthe außerordentliche Mann" auf seinen Lebens- und Dichtungspfaden, und zugleich auf dem Wege der Selbstzerstörung, vorwärts stürmte, um so mehr erwärmte sich das

---

samkeit" durchgenommen, unterrichtet genügend der umständliche Titel: „Briefe an eine deutsche Edelfrau, über die neuesten englischen Dichter, herausgegeben mit übersetzten Auszügen vorzüglicher Stellen aus ihren Gedichten, und mit den Bildnissen der berühmtesten jetzt lebenden Dichter Englands, von dem Obergerichtsadvokaten Friedrich Johann Jacobsen (nicht Jacobson, wie die Weim. Ausg. liest). Altona, in Commission bei J. F. Hammerich, 1820. —" Moore, Scott, Byron, die Dichter der Seeschule, Rogers, Crabbe, Campbell, Wilson und manche Verskünstler geringerer Art werden hier vorgeführt. Dem Sammler war die Bibliothek des „Kammerherrn Mellisch" (S. 377) zu freiem Gebrauche zugänglich. Dem dicken Bande voran steht ein Bildniß Byrons, fast an die Caricatur streifend; die Züge sollen eben so viel Empfindsamkeit wie Menschenverachtung ausdrücken. Wer durch die 741 Seiten des löblichen, wenn auch in einer gewundenen Schreibart abgefaßten Buches sich hindurchgearbeitet, kann einen ansehnlichen Vorrath von Kenntnissen mit hinweg nehmen und eine im Ganzen richtige Vorstellung von den Leistungen der geschilderten Dichter gewinnen. Der Verfasser widmete seine Arbeit „in tiefster Ehrerbietung" zehn erlesenen Damen der höheren Kreise: da erscheint neben seiner eigenen Frau Maria Eliza auch die „Frau Legationsräthinn Klopstock, geb. v. Dimpfen." — Eine etwas unsichere Hindeutung auf diese immerhin merkenswerthe Compilation gab de Quincey Works (ed. Masson) 10, 17. Er spricht von einem German work, published about two years ago, by a Hamburg barrister (I think) — Mr. Jacobs. The subject of the book is the Modern Literature of England — — It is made up in a great measure from English literary journals; but not always. Goethe war also gar nicht übel berathen, als er sich dem Herrn Jacobsen anvertraute. Manchem Litterator unserer Tage könnte das vergessene Buch noch dankenswerthe Dienste leisten. — Byron bemerkt lächelnd in seinem Journal (Life 515), Jacobsen habe ihn eingeladen, einen Sommer bei seinen holsteinischen Verehrern und Verehrerinnen zuzubringen.

Mitgefühl, steigerte sich die Bewunderung Goethes für das Geschick und für die Schöpfungen des jugendlichen Genius, der dann vor dem deutschen Oberhaupte der europäischen Litteratur sich dankbar und ehrfurchtsvoll zu beugen schien.

Indem ich alles, was Goethe zum Preise Byrons, des lebenden und des eben hingeschiedenen, gesprochen und geschrieben, der zeitlichen Reihenfolge nach überblickte, mußte ich von neuem der Bedeutung des Gespräches inne werden, das er am 24. Februar 1825 mit Eckermann geführt.

Hier hat er die Umrisse der Byronschen Gestalt, wie sie ihm vor Augen stand und wie er sie festhalten wollte, von allen Seiten her scharf beleuchtet. Dabei werden die Kräfte dieser Dichternatur wohl zu hoch angeschlagen; zugleich aber lernen wir einsehen, warum diesen Kräften der feste Mittelpunct gebricht, um den sie in künstlerischer Gesetzmäßigkeit sich sammeln könnten und warum sie niemals zu einer, den Dichter selbst vollauf beglückenden, Wirksamkeit gelangten. In dem rasch und machtvoll dahinrauschenden Dasein des Poeten verkündigt sich das unablenkbare Schalten des ihm eingeborenen Dämons; es bestätigt sich das Orphische Urwort:

„So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.“

Mancher Ausspruch Goethes deutet hier unwillkürlich zurück auf die Zeilen, in denen er mit liebevoll weiser Mahnung den über Gebühr bewunderten Dichter selbst aus der Ferne begrüßt hatte,

„Ihn, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen.“ —

Nun aber erwartet uns am Schlusse des Gespräches eine seltsame Ueberraschung. Da verwundert sich Goethe über die Lammesgeduld, die der sonst so reizbare Lord als Poet bewiesen. Und wo hätte denn Byron so augenscheinliche Proben dieser zweifelhaften Tugend abgelegt? „Er las“ — so hören wir — „das herrliche Gedicht über den Tod des Generals

Moore einen Abend vor, und seine edeln Freunde wissen nicht, was sie daraus machen sollen. Das rührt ihn nicht und er steckt es wieder ein." — Das konnte ihn auch nicht sonderlich rühren. Hat er doch niemals selbst die Thaten des Generals gepriesen, niemals das jähe Scheiden des Helden dichterisch betrauert. In seinen Gedichten und Briefen bleibt sogar der Name des vielbeklagten Führers unerwähnt.[7])

Dennoch glaubt Goethe, Byron habe das Gedicht, das er den unempfänglichen Freunden vorgetragen, auch selbst verfaßt. — „Die Ode auf den Tod des Generals Moore ist eine der schönsten Dichtungen Byrons. Shelley muß ein armseliger Wicht sein, wenn er dies nicht gefühlt hat" — diese in jedem Sinne bedenklichen Worte hatte der Kanzler von Müller schon am achtzehnten November 1824 aus Goethes Munde vernommen. In demselben Gespräche war die enthusiastische Aeußerung gefallen: „An einem so herrlichen Gedicht, wie das byronsche auf General Moore, zehre ich einen ganzen Monat lang und verlange nach nichts anderem."

Eine so hochgesteigerte Bewunderung wird begreiflich, wenn sie dem Gedichte Wolfes gelten soll. Aber Goethe will ja den Ruhm der Urheberschaft auf Byron übertragen.

---

[7]) Erwähnt wird dagegen der Vater des Generals, Dr. John Moore, der Verfasser des Zeluco, einer Art von philosophischem Roman, dessen Held sein ganzes Leben hindurch unter den Folgen einer entnervenden mütterlichen Erziehung leidet. Durch die eindrucksvolle Schilderung mochte sich Byron, wie man vermuthet hat, an die eigenen Knabenjahre gemahnt fühlen. In dem späteren Vorworte zu den beiden ersten Gesängen des Childe Harold hat er auf den Zeluco bedeutsam hingewiesen. Er gedenkt des Werkes auch in der ausführlichen Vorrede zum Marino Faliero. Dort wird Dr. Moore getadelt, weil er sich in seinem Buche über Italien (View of Italy) einige leichtsinnige Aeußerungen über das Mißgeschick des greisen Dogen gestattet hatte. Der einst wohlbekannte Zeluco muß auch Gibbon angezogen haben. Der Historiker nennt ihn in einem Briefe an den Buchhändler Cadell (17. November 1790) the best philosophical romance of the age. — Lord Macaulay bringt ein lustiges Citat aus dem Zeluco in seiner Kritik des Crokerschen Boswell: Essays (London 1885) 1, 414.

Auch dies wird begreiflich, sobald wir nur erfahren, auf welchem Wege — fast möchte man sagen: durch welchen Zufall — Goethe zur Kenntniß jener herzbewegenden Strophen gelangt ist.

Im April 1824 war die Kunde vom Tode Byrons erschütternd durch die Welt gegangen. Beharrliche Neugier und hämische Späherlust, die sich an alle Schritte des Lebenden geheftet, verfolgten nun noch eifriger den Abgeschiedenen. Nach wenigen Monaten empfing das europäische Publikum ein Buch, das seiner Neugier für den Augenblick ein Genüge thun konnte.

Dem Capitän Thomas Medwin hatte sich in Pisa während der Jahre 1821 und 22 Gelegenheit zu einem häufigeren Verkehre mit Byron und dem byronschen Freundeskreise geboten. Dem Inhalt der wichtigeren Gespräche, an denen er selbst theilgenommen oder denen er als aufmerkender Hörer beigewohnt, verzeichnete er in seinem Tagebuche. Aus diesen Aufzeichnungen ließ er die Gespräche (Conversations) mit Lord Byron hervorgehen. Unverzüglich wurden sie auch bei uns in einer leidlichen Uebersetzung verbreitet[8]) und von allen Lesern begierig, von den meisten vertrauensvoll aufgenommen, während sie in England vielfachen Krittleleien ausgesetzt blieben.

In dem noch jetzt anziehenden Buche findet sich neben manchem Glaubwürdigen manches, was man nach genauerer Prüfung als unzuverlässig abweisen muß. Bald scheint uns Byrons ureigenes Wort ans Ohr zu dringen; bald mischen sich fremde und falsche Töne in den Bericht, der, aus Mißverständnissen entsprungen, den gläubigen Leser in den Irrthum hineinlockt.

---

[8]) Medwin nannte sein Buch Journal of the Conversations of Lord Byron u. s. w. Die bei Cotta 1824 erschienene Uebersetzung zeigt den Titel: „Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch geführt während eines Aufenthalts zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822" u. s. w. — Das Morgenblatt hatte, um die Erwartung deutscher Leser zu spannen, seit dem 23. October 1824 umfängliche Auszüge aus diesem „neuesten und sehr interessanten Werk über den berühmten Dichter" mitgetheilt.

Goethe hat zur reicheren Ausstattung der auch ihm willkommenen Medwinschen Arbeit den Aufsatz beigesteuert, der seine Lebensbeziehungen zu Lord Byron schildert. Schriftlich und mündlich hat er ausgesprochen, welche zwiespältigen Empfindungen ihm das Buch selbst erregte, das ihm einer gründlichen Durchsicht, und zwar einer wiederholten, werth geschienen.

Um die Einförmigkeit seiner prosaischen Berichterstattung anmuthig zu unterbrechen, hatte Medwin durch seine Gespräche mehre poetische Beigaben verstreut, gleichsam als Nachträge zu den längst allbekannten Gedichten Byrons. Da fand Goethe lyrische und epigrammatische Kleinigkeiten, unter andern das Reimpaar, aus dem er die zahme Xenie herausbildete: „Nein! für den Poeten ist's zu viel" (Weimar. Ausg. 5, 1, 95); da fand er den „irischen Avatar", jenes ätzende Hohngedicht auf das geknechtete Irland, das einen König wie Georg den Vierten jubelnd umschmeichelt[9]) und durch eine solche Selbsterniedrigung fast jedes Anrecht auf die Theilnahme, die sonst der Dichter den Leiden des tiefgedrückten Volkes gönnt, verwirkt hat. Da begegneten endlich auch seinem Blicke zum erstenmale die Strophen, die ihm den Trauerzug mit der Leiche Sir John Moores vorführten. Gleich den übrigen Gedichten, die als unbestreitbares Eigenthum Byrons gelten müssen, hat Medwin auch dieses, wie ein leuchtendes Schmuckstück, der Reihe seiner Gespräche eingefügt.

Deutlich genug zeichnet er den Gang der Unterhaltung, durch deren Verlauf Byron angeregt wird, das Gedicht auf

[9]) Byron sandte diese „fulminanten Strophen", wie Otto Gildemeister sie nennt, aus Ravenna am 17. September 1821 an Thomas Moore. Am 27. September bezeichnet er sie als full of ferocious phantasy. — Welche Aufnahme dem Könige von seinem begeisterten irischen Unterthanen, dem Volke Grattans, Currans und Thomas Moores, bereitet ward, schildert Spencer Walpole im zweiten Bande seiner History of England from the conclusion of the great war in 1815 (London 1890) p. 80, und erläutert somit Byrons satirische Zornrede, mit deren schlagendsten Ausdrücken er wiederum seine eigene Erzählung ziert und verstärkt.

Moores Begräbniß mitzutheilen (S. 123 der Uebersetzung). Unter den Freunden entsteht die Frage, welcher von allen Oden der neueren englischen Poesie man den Preis höchster Trefflichkeit zuerkennen müsse. Wie hätte da eine einhellige Antwort erfolgen sollen? Für Thomas Campbells Hohenlinden stimmte der eine; der andere mochte sich gar für manche von Thomas Moores Irischen Melodien entscheiden; Shelley dagegen erklärte sich nachdrücklich für Coleridges Ode Frankreich, die mit dem volltönenden Anruf an die freien Wolken, an des Weltmeers laute Wogen und an die feierlich rauschenden Wälder beginnt:

Ye Clouds! that far above me float and pause —

Und bei diesem Urtheil des großen Lyrikers hätte man beharren können. Als Erzeugniß und Denkmal einer neu erstandenen, hochstrebenden lyrischen Dichtung verdiente jene Ode den Vorzug, den der Schöpfer des Gesangs an den Westwind ihr zusprach.

In den ersten Wochen des Jahres 1798 war sie entstanden. Ursprünglich führte sie den Titel The Recantation — der Widerruf. Diese Aufschrift verrieth den Inhalt. Denn Coleridge, damals sechsundzwanzigjährig, bekennt und widerruft hier mit schmerzlichem Ernste den Irrthum, der ihn ehedem verführte, von der Selbstbefreiung Frankreichs den Beginn eines neuen, alle Völker beglückenden Weltalters der Freiheit zu erhoffen. . . .



V.

Ein unpatriotischer Vers Goethes.

(1871.)



Wenn unter wohlmeinenden Deutschen, deren Gespräch gern eine Wendung zum Litterarischen nimmt, die Frage sich erhebt, inwiefern man dem Verfasser des Götz und des Faust eine vaterländische Gesinnung zuerkennen dürfe, so pflegt alsbald ein entschiedener Gegensatz der Ansichten hervorzutreten. Die Wechselrede wird eifriger und gewinnt einen lebendigeren Schwung. Ein jeder bringt, so weit sein Gedächtniß reicht, aus dem Leben und den Schriften des Dichters die Thatsachen und die Worte herbei, die seine Ansicht unwiderlegbar bestätigen sollen. Da jedoch der Gegner nicht leicht zur Anerkennung dieser Unwiderlegbarkeit gezwungen werden kann, so führt die Erörterung zu keinem festen Endziel, und herüber und hinüber schwankt die Wage des Streites.

Nachdem nun die Argumente und dicta probantia, die für solchen Fall auch dem minder Kundigen zu Gebote stehen, erschöpft worden, pflegt wohl einer, der sich tieferer Belesenheit rühmt, mit einem Spruche ins Feld zu rücken, mit dem er allen, welche die Deutschheit des Dichters gern schützen möchten, einen äußerst empfindlichen Schlag zu versetzen glaubt. Mit zuversichtlicher Siegermiene citirt er das epigrammatische Gedichtchen, das den leicht zu deutenden Namen „Nativität" führt, und das mit den unfreundlichen Worten beginnt:

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht."

Wie ernstlich dem Dichter dieser Ausspruch von manchem verdacht wird, erfuhr ich selbst auf überraschende Weise. Einer unserer philologischen Meister, der, wenn auch erst in hohem Alter aus dem Leben abberufen, dennoch immer zu früh aus

dem Kreise seiner herrlichen Thätigkeit geschieden ist, bezeugte mir mit aufmunternden Worten die Theilnahme, welche die Untersuchungen über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes ihm abgewonnen hatten. Aber während er den ans Licht gebrachten Ergebnissen seine unbedingte Zustimmung ertheilte, enthielt er sich nicht einer tadelnden Aeußerung über den Dichter, der seine Werke, wenn sie einmal im Drucke vorlagen, so gleichgültig angesehen und, wie es diese Untersuchungen ja eben darthaten, für die unverletzte Erhaltung seiner Worte so geringe Sorge getragen hatte. Jedoch, fügte der verehrte Meister hinzu, solche vornehme Nachlässigkeit dürfe uns nicht wundernehmen an dem Manne, der spöttelnd gesagt, der Deutsche sei gelehrt, wenn er sein Deutsch verstehe.

Nun läßt sich allerdings die Thatsache nicht bergen, daß der Dichter diese, jedem patriotischen Ohre mißtönenden, Verse in seinem lieben Musensitze Jena, und zwar am 18. März 1818, geschrieben oder dictirt hat. Welche Stimmungen um jene Zeit sein Gemüth durchzogen, mag man aus dem Briefe lernen, den er am folgenden Tage, dem Gründonnerstag, „von der Saalzinne in Sturm und Regen“ an Freund Zelter richtete. (2,453.) Er hat hernach jene Verse nicht, gleich so manchen andern gefährlichen Expectorationen, geheim gehalten oder, wie sein Ausdruck zu lauten pflegte, secretirt; er hat sie vielmehr ganz unbefangen im dritten Bande der Ausgabe letzter Hand auf S. 147 den Augen aller blosgestellt.

Ich bin durchaus nicht gewillt, das Aergerniß, das diese Worte billigerweise jedem edelsinnigen Vaterlandsfreunde geben müssen, durch irgend eine lindernde Bemerkung abzuschwächen. Mag der Dichter auch noch vor der Nachwelt für seinen unzeitigen Spott büßen! Wie konnte er auch gerade im Jahre 1818, zu einer Zeit, da alles deutschthümliche Wesen im höchsten Flor stand, seinem Mißmuth eine solche Aeußerung verstatten! Seltsam jedoch trifft es sich, daß er, um diesen Mißmuth kundzugeben, zu den Worten eines andern greift. Denn, in der

That, für diesen ärgerlichen Vers ist der Frhr. Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz verantwortlich, der gerade ein halbes Jahrhundert vor der Geburt Goethes aus dem Leben schied. Dieser feingebildete Mann hat seinem Namen in der Litteraturgeschichte eine rühmliche Fortdauer verschafft: man nennt ihn als denjenigen, der sich mit Einsicht und Erfolg den von Meistern und Jüngern der zweiten schlesischen Schule geübten Ausschweifungen widersetzte und einem gesunden Menschenverstande wieder zu seinem unverjährbaren Rechte verhalf. In seinen Gedichten nimmt man nirgends die Thätigkeit der Einbildungskraft wahr, sieht man nirgends den Funken des Genies aufblitzen; dafür halten sie sich aber auch, züchtig und bescheiden, von allem Ungebührlichen fern; der Dichter befleißt sich überall einer maßvollen Haltung und glatten Sauberkeit des Ausdrucks; er zeigt sich meist bestrebt, Beispiele des guten Geschmacks aufzustellen. In seiner durch siebenundzwanzig achtzeilige Strophen sich hinwindenden Klag-Ode über den Tod seiner Doris ward der lyrische Schwung höchlich bewundert, und seiner Satiren wegen pries man ihn als einen zweiten Boileau.

In der dritten dieser Satiren schildert er mit beredtem Eifer in treffenden Zügen das ganze Verderbniß, von dem die Poesie seiner Zeit heimgesucht war. Der Helikon ist zum Blocksberg geworden, klagt er; man hat sich von Natur, Vernunft und Einfachheit abgewandt. Unbekümmert um den eigentlichen Inhalt der Darstellung jagt man nur nach pomphaften Ausdrücken und paart, übel genug, den ärmlichsten Gegenstand mit dem prächtigsten Worte. Wer mag sich in solchen Wirrnissen zurecht finden?

„Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht.
Kein Wort kömmt für den Tag, das nicht auf Stelzen geht.
Fällt das geringste vor in diesen Krieges-Zeiten,
So, dünkt mich, hör' ich schon die Wetter-Glocke läuten:

Ein Flammen-schwangrer Dampf beschwärtzt das Lufft-Revier,
Der Strahl-beschwäntzte Blitz bricht überall herfür,
Der grause Donner brüllt, und spielt mit Schwefel-Keilen" u. s. w.

Wie diese ganze Satire „von der Poesie“ zu den bekanntesten Arbeiten des Dichters gehörte, so erlangte jener auf die schwülstigsten Sprach- und Poesie-Verderber gemünzte Vers (Gedichte, 1734 S. 240) in litterarischen Kreisen ein fast sprüchwörtliches Ansehen. Oft genug begegnet man ihm in Schriften aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Einen neuen Sinn und eine noch gewichtigere Bedeutung erhielt er, als Klopstocks Kühnheit sich in seiner sprachverjüngenden Poesie offenbarte, für welche dem älteren Geschlechte der Poeten und Kunstrichter jedes Organ des Verständnisses abging. Da mußte es den ergrimmten Anhängern einer vernünftigen Poesie wohl vorkommen, als habe Canitz in weissagendem Geiste mit seinem bekannten Verse auf den Dichter hingedeutet, dessen Sprache den ebenen Boden zu verschmähen schien, um sich in gefährliche Höhen zu versteigen und sich in neuen Formen und Bewegungen gar seltsam zu gebärden. Hätte Gottsched einen passenderen Vers zum Hohne des messianischen und seraphischen Dichters ersinnen können? Zur rechten Zeit kamen ihm die Worte des um seiner „natürlichen Schreibart“ willen von ihm hochgehaltenen Satirikers ins Gedächtniß. Als er 1751 im zweiten Theil seines „Versuchs einer Critischen Dichtkunst“, die damals in vierter Auflage den lernbegierigen Verehrern einer geregelten Poesie dargeboten ward, des ersten Abschnitts viertes Hauptstück „Von dem Heldengedichte“ von neuem durcharbeitete, fügte er zum Schluß, an einer in die Augen fallenden Stelle die Bemerkung hinzu (S. 504): „Auch Canitz hat in seiner Satyre von der Poesie sein Misfallen über dergleichen poetischen Schwulst zu verstehen gegeben. Und mit ihm möchte man auch über einige heutige Dichter spottend ausruffen:

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.

(nämlich des schwülstigen Dichters seins).“

Ja, selbst ein Dichter wie Uz verschmähte nicht diesen Spruch seinen Versen einzuflechten, als er 1754 seine vierte poetische Epistel schrieb, für welche ihm die frommen Verfasser und die

andächtigen Leser der biblischen Epopöen so schlechten Dank wußten. Indem er sich gegen die einseitige und ausschließende Nachahmung der englischen Vorbilder erklärt und der Deutschen spottet, die ohne wie Briten zu denken, doch wie Briten schreiben wollen, klagt er gar beweglich:

„Die deutsche Dichtkunst weicht von weisrer Alten Spur:
Der gründliche Geschmack an Wahrheit und Natur,
Der Wohlklang in gesunden Ohren,
Die Sprache selber geht verlohren,
Weil alle Scham verlohren geht:
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht.[1])"

Man sieht, Goethe fand in seinen jungen Jahren manigfache Gelegenheit, sich diesen Vers einzuprägen. Aber kaum zu bezweifeln ist es, daß die Worte ihm noch aus den jugendlichen Tagen her im Gedächtniß haften geblieben, da er pflichtgemäß die Werke der würdigen poetischen Altvordern nicht sowohl las, als vielmehr, wie er es später treffend bezeichnete, in ihnen lesen lernte. Denn neben Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz und Haller genoß auch Canitz des Vorzuges, der bekanntlich nur den reimenden Dichtern vergönnt war: er behauptete, in wohlverziertem Prachtbande glänzend, einen Ehrenplatz in der Büchersammlung des Rathes Goethe; der künftige Dichter der „Iphigenie" mußte diesen anerkannten Größen des Parnasses ein tiefgehendes Studium widmen, so daß es ihn hernach Mühe kostete, sich von ihrer schwerlastenden Autorität zu befreien.

Wie es aber geschah, daß gerade am 18. März 1818, als der Dichter in heiterer Thätigkeit im Erker der „Tanne" zu Jena weilte, dieser Kernspruch des freiherrlichen Satirikers aus dem fernsten Hintergrunde seiner Erinnerung wieder hervortrat — über diese fragwürdige Thatsache ist uns jeder erwünschte Aufschluß versagt. Vielleicht bergen auch diese Verse, wie die

---

[1]) Lyrische und andere Gedichte von J. P. Uz. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig 1756. S. 235. [Sauer S. 369.]

meisten unter dem epigrammatischen Gedichten Goethes, eine bestimmte für uns nicht mehr erkennbare Beziehung auf ein Tagesereigniß oder ein persönliches Begegniß, das ihm zum Anlaß einer poetischen Aeußerung ward, die alsdann, wie es seine Dichternatur forderte, eine allgemein gültige und allgemein verständliche Fassung erhielt. Aber bedürfte es hier auch einer solchen bestimmten Anregung? Der Dichter brauchte nur auf die Bestrebungen eines edlen, aber in leidenschaftlicher Einseitigkeit überreizten Patriotismus zu blicken, die sich in den damaligen Zeitverhältnissen hervorthaten — und wie leicht konnte da der verschollene Vers, der in früheren Jahren sich so manche Anwendung mußte gefallen lassen, ihm von neuem wieder in den Sinn kommen!

Es steht zu vermuthen, daß auch nach dem Jahre 1870 unsere Landsleute nicht ablassen werden von der bedenklichen Untersuchung, ob und inwiefern den deutschen Männern, welche zuerst wieder den deutschen Geist zum Bewußtsein seiner selbst gebracht haben, auch die gehörige Gattung von Patriotismus eigen gewesen sei. Goethe vor allen wird noch auf lange Zeit hinaus ein Lieblingsgegenstand solcher scharfsinnigen Untersuchungen bleiben. Zu Nutz und Frommen aller derjenigen, welche bei Erörterung dieser schwierigen Streitfrage sich des in den eben besprochenen Versen enthaltenen Arguments bedienen wollen, mag daher das ganze Gedicht in unverhüllter Blöße auch an diesem Orte noch einmal öffentlich ausgestellt werden:

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.

Er komme dann zurück
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ists ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter."

VI.

Friedrich Schlegel und die Xenien.

An R. Haym.

(1869.)

[Der große Artikel aus den „Grenzboten" (1869, Bd. 4) erscheint hier so, wie ihn Bernays selbst für den neuen Abdruck mit ein paar kleinen Aenderungen und Nachträgen hergestellt hat. Als er ihn schrieb, mußten die Aufsätze F. Schlegels erst aus z. Th. schwer zugänglichen Zeitschriften ausgegraben, die Werke Herders noch bei jeder wissenschaftlichen Benutzung von der Willkür der Vulgata erlöst werden. Nach beiden Seiten hat Bernays laut und gründlich Abhilfe gefordert und selbst angebahnt; das soll ihm nicht vergessen sein. Jetzt haben wir dank Suphan und seinen Genossen eine historisch-kritische Herder-Ausgabe und haben die Sammlung „Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften herausgegeben von J. Minor" (2 Bände, Wien 1882), auf die ein Revisor der Abhandlung nun hätte Bezug nehmen können. Es liegt aber auch im 8. Bande der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" die gesamte, beträchtlich vermehrte Xenien-Masse vor, bei deren Erläuterung ich diesen Aufsatz nach Gebühr berücksichtigt habe, zugleich Neueres ausbeutend. S. hier die 28. Anmerkung.]

Lassen Sie Sich's gefallen, hochverehrter Mann, daß ich Ihnen öffentlich den Dank ausspreche für die Belehrung, die Sie mir so freundlich dargeboten haben. Ich rede hier nicht von der Belehrung, die allen, welche das geschichtliche Studium unserer Litteratur als eine ernste Angelegenheit betreiben, durch Ihre Arbeiten so vielfach und reichlich zu Theil geworden; für diese im Stillen zu danken, habe ich schon oft willkommenen Anlaß gefunden, und auch in Zukunft wird dieser Anlaß häufig genug wiederkehren; — jetzt möchte ich mich nur für die Belehrung erkenntlich bezeigen, die Sie mir allein, durch Ihren Brief vom 30. Juli, gewährten.

Sie haben meiner schwankenden Vermuthung festen Halt gegeben und sie bis zur Gewißheit bestätigt; Sie haben das Sachverhältniß so klar und überzeugend dargelegt, daß mir jedes Bedenken geschwunden ist. Wir wissen nun, was es für eine Bewandniß hat mit der „Schlegelischen Kritik von Schlossern", deren Schiller im Briefe an Goethe vom 16. Mai 1797 mit so unverhohlenem Aerger und Widerwillen gedenkt. Jene Kritik, gerichtet gegen J. G. Schlossers „Schreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studieren wollte", haben wir in dem von Reichardt herausgegebenen Journale „Deutschland" zu suchen; dort steht sie im zehnten Stück, S. 49—66 unter dem Titel „Der deutsche Orpheus" [1]). Sie wird also

[1]) Das Erscheinen der letzten Monatsstücke dieser Zeitschrift, die nur den einen Jahrgang 1796 erlebte, hatte sich um ein bedeutendes verspätet. Daher mag es sich erklären, daß erst am 16. Mai 97 eines Aufsatzes Erwähnung geschieht, der bereits im Octoberhefte 96 veröffentlicht worden. Allerdings erwähnt Goethe schon im Briefe vom 28. April des Aufsatzes „Ueber die Homerische Poesie," den erst das

fortan unter Friedrich Schlegels Jugendarbeiten zu rechnen sein, gleich so manchen andern Aufsätzen, die noch nicht als sein Eigenthum erkannt oder gänzlich wieder vergessen worden sind.

Es darf uns eben nicht Wunder nehmen, daß man jene Aeußerung Schillers bisher unbeachtet gelassen, oder daß man nicht gewußt, auf welches Schlegelsche Delictum sie zielte. Ueber die früheren Arbeiten des jüngeren Schlegel ist nur eine unsichere Kunde verbreitet; und die Zeitschrift Deutschland ist offenbar nur wenigen Litteratoren zu Gesichte gekommen.[2]) Nicht leicht wird jemand außer Ihnen genau darzulegen wissen, welchen umfassenden Antheil Schlegel an dieser Zeitschrift genommen. Allgemeiner bekannt sind aus der reichen Zahl seiner Beiträge nur die Aufsätze über Goethe und über das homerische

---

Novemberheft gebracht hatte. Aber diese Abhandlung mußte sogleich von selbst Goethes Beachtung auf sich ziehen, da sie in die damals so lebhaft betriebenen epischen Studien so unmittelbar eingriff (vgl. Goethes Briefe an F. A. Wolf, S. 29); die philosophischen Händel lagen ihm gerade damals ferner, und ein Aufsatz, der diese betraf, konnte wohl eine Zeitlang von ihm ungelesen bleiben. Aus Schillers Frage am 16. Mai ist übrigens zu entnehmen, daß von der Schlegelschen Kritik schon früher unter den Freunden die Rede gewesen, wahrscheinlich während Goethes Aufenthalt in Jena vom 22. Februar bis zum 31. März.

[2]) Selbst A. W. Schlegel hatte in späteren Jahren kein Exemplar derselben zur Hand (Werke 8, 288) und zweifelte, daß noch eins aufzutreiben sei (an Tieck 15. Januar 1830). Jetzt findet sich das seltene Werk, durch Böckings Fürsorge, unter dem reichen Büchervorrathe, der zusammen mit dem handschriftlichen Nachlasse A. W. Schlegels ein unentbehrliches Hülfsmittel für das Studium unserer romantischen Litteraturperiode bildet. — Ich wiederhole hier den schon an einem anderen Orte ausgesprochenen Wunsch, daß dieser kostbare Nachlaß recht bald das Eigenthum einer deutschen Universitätsbibliothek werden möge. Von den noch vorhandenen zahlreichen Briefen hat Anton Klette ein sorgfältig aufgestelltes, höchst instructives Verzeichniß geliefert. — August Wilhelm schreibt an Tieck: „Ich habe (von Friedrich) auch eine Unzahl von Briefen, noch habe ich die Packete nicht geöffnet. Es ließen sich daraus vielleicht sehr interessante Auszüge machen." (Seitdem ist bekanntlich A. W. Schlegels Nachlaß den Schätzen der Königl. Bibliothek zu Dresden einverleibt worden, und O. F. Walzel lieferte uns (Berlin 1890) die treffliche Ausgabe der Briefe Friedrichs.)

Epos, so wie die Recension des Jacobischen Woldemar, das glänzende Meisterstück seiner kritischen Denk- und Schreibweise, das zu der tiefgehenden Betrachtung, die Wilhelm von Humboldt demselben Roman widmete, einen so bezeichnenden Gegensatz bildet. Jene Aufsätze waren Bruchstücke aus den umfangreichen Werken über „Die Griechen und Römer" (1797, S. 76—80) und über die Geschichte der alten Poesie (1798); die Recension aber fand im ersten Bande der „Charakteristiken und Kritiken" von neuem einen geziemenden Platz.

In dem Aufsatze nun, auf den Schiller so unfreundlich hinblickt, läßt Schlegel eine harte Züchtigung über Schlosser ergehen; und daß diese wohlverdient war, konnte von keinem Anhänger der kritischen Philosophie geläugnet werden. Zufolge der ihm innewohnenden, durch sein ganzes Leben bethätigten Denkart durfte Schlosser bei dem siegreichen Fortschreiten der von Kant ausgehenden philosophischen Bewegung nicht gleichgültig bleiben. Er fühlte sich verpflichtet zum Streit gegen die immer verderblicher anwachsende Macht des Kriticismus, die alle Gebiete des geistigen Lebens zu überziehen drohte, um, wie er wähnte, alle gleichmäßig zu veröden. So trat er, gereizt und erbittert, auf den Kampfplatz hervor, und ließ den lange gehegten, mühsam zurückgehaltenen Haß gegen die kritische Philosophie und deren Urheber zu ungehemmtem Ausbruche kommen.

Schlosser war kein gefährlicher Gegner. Er wäre, bei dem damaligen Stande der Dinge, auch dann nicht gefährlich gewesen, wenn die Schärfe seiner Waffen der Heftigkeit seines Ingrimms entsprochen hätte. Nichtsdestoweniger mußte auch der mit unschädlichen Waffen geführte Angriff zurückgewiesen werden. Alle, die sich zur kritischen Philosophie bekannten, vor allen aber diejenigen, die zu einer selbständigen Fort- und Umbildung derselben berufen waren, mußten sich zur Abwehr aufgefordert fühlen. Ja, der alte Meister selbst trat auf den Plan[3]) und

[3]) Mit der „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie." (Vermischte Schriften 1799,

führte siegreich seine Sache mit heiterer Ruhe und lächelndem Behagen; und als der Ueberwundene, schutzlos Dastehende sich nochmals in einem zweiten unglücklichen „Schreiben" zu regen wagte, ließ Schelling in einer grausamen Recension[4]) die letzten vernichtenden Schläge auf ihn niederfallen.

Schlegel konnte also auf vielseitige Beistimmung rechnen, indem er über Schlosser und dessen leidenschaftliches Bemühen und Verdammungsurtheil sprach. Schiller muß denn auch gestehen, daß diese Kritik „in ihrem Grundbegriffe nicht unwahr sei"; und dies Zugeständniß konnte er nicht wohl zurückhalten, wenn er seine eigenen Aeußerungen über Schlosser vor sich selbst rechtfertigen wollte. Denn wie unbarmherzig fährt auch er über den schwächlichen Verfechter eines längst abgethanen Dogmatismus her! Da Goethe den alten Freund und Schwager in Schutz nehmen möchte gegen den furchtbaren Vorwurf der Unredlichkeit und der Lüge, den Kant mit ziemlicher Deutlichkeit gegen ihn ausgesprochen, da will Schiller keine entschuldigende Erklärung gelten lassen und hält die bittere Anklage aufrecht. Und als der so schwer Getroffene sich dann noch einmal seinen Gegnern stellte, ließ Schiller über ihn, dem er eigentliches Interesse für Wahrheit entschieden absprach, schonungslos ein verschärftes Urtheil ergehen.[5]) Man sieht also nicht recht ein, was gerade ihn,

---

Bd. 3, S. 341 fg.). Goethe nennt diese Schrift Kants „ein sehr schätzbares Product seiner bekannten Denkart, das so wie alles, was von ihm kommt, die herrlichsten Stellen enthält, aber auch in Composition und Stil Kantischer als Kantisch", an Schiller 12. September 1797. — Vgl. Schillers Antwort 22. September.

[4]) Allg. Litteratur-Zeitung 1798. Nr. 299 5. October. (Sämmtliche Werke 1, 483—87.)

[5]) Der ganze Brief an Goethe vom 9. Februar 98 ist ein erbarmungsloser Rechtsspruch über Schlosser. Den Grund seiner gesteigerten Indignation giebt Schiller sehr schön in den bezeichnenden Worten an: „Sie (Goethe) der den Menschen besser kennt, erklären sich vielleicht richtiger und natürlicher durch eine unwillkürliche Beschränktheit, was ich, der die Menschen gerne verständiger annimmt, als sie sind, mir nur durch eine moralische Unart erklären kann."

den selbst so unerbittlichen Richter, bewog, Schlegels Invective zu mißbilligen.

Indeß könnte man erwidern: Schiller äußerte seine Gesinnungen nur gegen den vertrauten Freund, Schlegel sprach öffentlich. — Redete aber nicht auch Kant vor aller Welt? Und vergleicht man die Verfahrungsart dieser beiden, so läßt sich schwer ausmachen, wer von ihnen den Gegner tiefer verwundet, härter verletzt habe. Aus den grellen Tönen der Schlegelschen Rede klingt der Hohn am stärksten vor; in Kants Worten herrscht eine unverhüllte, ungemischte und ungemilderte Verachtung.

Aber in dem, was Kant sagte, vernahm Schiller „Wahrheiten"; was Schlegel vorbrachte, waren ihm „Impertinenzen." Und in der That, Schlegel zeigt hier schon die unerquicklichen Eigenheiten seines Stils, die er dann später in seinen kritischen Arbeiten geflissentlich ausbildete, von denen aber in seinen litterarhistorischen Schriften nur hie und da wahrnehmbare Spuren sich finden. Er zeigt hier schon jene Manier, von der Schiller sich so angewidert fühlte, die „naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier"[6]). Freilich erscheint auch, mit jenen Eigenheiten innig verbunden, ein vielseitig beweglicher, oft scharf in den Mittelpunct treffender Witz; aber daß man sich seiner unbefangen erfreue, daran hindert eben diese ärgerliche Manier, die auch unverkennbar darauf berechnet ist, Aergerniß zu geben. Nicht sowohl der Inhalt, als die Art des Vortrages verletzt; sie wird selbst demjenigen anstößig, der sich den vorgetragenen Meinungen zuneigen möchte. —

Als Schiller am 16. Mai 1797 jene mißmuthige Aeußerung that[7]), hatte sich schon längst der persönliche Widerwille

---

[6]) An Goethe 23. Juli 1798.

[7]) Er wirft dem jüngeren Schlegel nicht nur böse Absicht und parteiische Gesinnung vor; er beschuldigt ihn auch der Unverschämtheit und spottet über die Unwissenheit und Oberflächlichkeit, mit der dieser Kritiker, der sich soviel dünkte, den Roman der Caroline von Wolzogen, Agnes von Lilien, für ein Werk Goethes habe halten können. Den

gegen Schlegel in ihm festgesetzt; er war wohl schon entschlossen, den persönlichen Verkehr mit den Brüdern aufzuheben, die man sich damals noch als ein in jedem Sinne eng verbundenes Paar dachte. Ein inneres Verhältniß mit ihnen hatte nie bestanden; aber auch das äußere sollte nicht mehr fortbestehen. Jene an Goethe gerichteten Worte sind nur die Vorläufer des Scheidebriefes, den zwei Wochen hernach Wilhelm zu seiner großen Bestürzung unerwartet empfing.

Schiller wies die Brüder aus seiner Nähe und zeigte dabei jene energische Festigkeit, die ihm, wo es einen durchgreifenden Entschluß galt, nie fehlte. Wilhelm mußte die Strafe, die nur dem Bruder gebührte, unverschuldet mittragen. Denn nur durch Friedrichs Verhalten konnte Schiller die anscheinend so harte Maßregel begründen.

Aber nothwendig war diese Maßregel schon seit langem geworden. Denn schon beim Beginn seines Jenaischen Aufenthalts war Friedrich gegenüber dem Dichter, den er damals noch verehren wollte, in eine bedenkliche Stellung gerathen; dem Verhältnisse war von Anfang an der Boden entzogen, auf dem es sich erfreulich hätte entwickeln können.

Als Friedrich in den ersten Tagen des August 1796 in Jena anlangte, mußte er schon mit einem deutlichen Schuldbewußtsein vor Schiller hintreten. Das Journal „Deutschland“, das für Schlegels Beziehungen zu Schiller so verhängnißvoll werden sollte, hatte in seinem sechsten Stücke einen Aufsatz gebracht[8]), in dem Friedrich den Schillerschen Musen-Almanach für 1796, der schon in einem früheren Hefte der Zeitschrift beurtheilt worden, einer neuen schärferen Prüfung unterzog und seine kritischen Betrachtungen mit Vorliebe den eben so zahlreichen wie gewichtigen Beiträgen des Herausgebers zuwandte.

Grundton dieser überscharfen Aeußerungen geben die Worte: „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel.“

[8]) „An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Almanach betreffend“ (S. 348—360), unterzeichnet: Friedrich Schlegel.

Der Dichter, der eben den schwierigen Uebergang aus dem Gebiete der Metaphysik ins Reich der Poesie mit so wunderbarem Glücke vollbracht hatte, konnte von den Betrachtungen, die ihm der anmaßlich auftretende Kritiker widmete, nicht eben freundlich angesprochen werden. Er fand hier zwar starke Ausdrücke des Lobes und der Bewunderung, die aber seltsam genug mit spöttelndem Tadel gemischt, und durch diese Mischung etwas verdächtig erschienen; und wenn er auch das Treffende mancher Bemerkung zugeben, wenn er anerkennen mochte, daß hie und da das Eigenthümliche seiner Dichternatur nicht unschicklich bezeichnet worden, so mußten ihm doch manche Stellen dieser Kritik den Glauben beibringen, daß der Kritiker es gegen ihn auf eine persönliche Verletzung abgesehen habe[9]). Unmöglich konnte diese kritische That Friedrichs zu einer glücklichen Einleitung des persönlichen Verkehrs dienen.

Körner, der warme Theilnahme für Friedrich hegte und dessen Anlagen, nach ihrer Tiefe wie nach ihrem Reichthum, nicht unrichtig schätzte, — Körner hatte denn auch dem üblen Eindrucke jener ungebührlichen Aeußerungen vorzubeugen gesucht[10]).

---

[9]) So ward z. B. über die vierte und fünfte Strophe der „Ideale" (nach der späteren Bearbeitung die dritte und vierte) folgender Tadel ausgesprochen (S. 355): „Was hier dargestellt wird, ist nicht die frische Begeisterung der rüstigen Jugend, sondern der Krampf der Verzweiflung, welche sich absichtlich berauscht, zur Liebe foltert, und mit verschlossenen Augen in den Taumel eines erzwungenen Glaubens stürzt. Zwar kann diese unglückliche Stimmung auch mit der höchsten Jugendkraft gepaart sein, wo vernachlässigte Erziehung die reinere Humanität unterdrückte. Doch ist sie hier nicht poetisch behandelt und mit dem Ganzen in Harmonie gebracht." — Vgl. dagegen W. v. Humboldts Urtheil im Briefe an Schiller S. 175. (Auf das, was ihm an den Idealen tadelnswerth erschien, deutet Jean Paul in der Vorschule der Aesthetik, Werke (1861) 19, 66).

[10]) Dieser Versuch ward gemacht in dem Briefe an Schiller vom 22. Juli 1796. Dort heißt es: „Schlegel ist gestern abgereist, und wird bald in Jena sein. Er bringt einen Aufsatz über Cäsar und Alexander, der gute Ideen enthält, aber freilich noch in der Form beträchtliche Mängel hat." — Aber noch am 28. Juli schreibt Schlegel an Schiller von Dresden aus, und sendet den für die Horen bestimmten Aufsatz.

Er hatte dem Freunde die Versicherung ertheilt, daß dieser kaum einen entschiedeneren Verehrer habe, als eben den jungen Kritiker, der nur, um seinen Beruf zu dem übernommenen Amte darzuthun, sich gelegentlich eine strengere Miene gebe. Körners Vermittelung war wohlgemeint, aber sie sollte nichts fruchten.

Allerdings schienen die ersten persönlichen Berührungen ganz erfreuliche Verhältnisse für die Zukunft zu verheißen[11]). Um so mehr jedoch mußte sich Schlegel überrascht und unangenehm getroffen fühlen, als etwa zehn Wochen später die Xenien hervorbrachen. Man hatte ihn mit diesen unwillkommenen Gastgeschenken nur allzu verschwenderisch bedacht. Mit Nicolai und Reichardt theilte er die mißliche Ehre, unter den Beschenkten in erster Reihe zu stehen.

Die gegen Friedrich gerichteten Xenien treten zu zwei größeren, leicht unterscheidbaren Gruppen zusammen. Zu den Distichen der ersten Gruppe hat nun eben jene verwegene Recension des „Musen-Almanachs" Anlaß und Stoff geliefert; sie beziehen sich auf einzelne Aeußerungen des Kritikers, die mit komischer Uebertreibung wiedergegeben werden. Diese Beziehung hat zuerst Eduard Boas ausgespürt[12]); aber es gelang ihm nicht, für alle zu diesem Kreise gehörenden Epigramme die richtige Deutung zu finden. Auch die anderen Erklärer, die neben und nach ihm sich mit der Erläuterung der Xenien befaßten, haben die richtige Spur verfehlt. Es mag daher nicht unersprießlich sein, die Reihe dieser Distichen noch einmal im Zusammenhange zu überblicken. —

Mit vernichtendem Schlage sollten die Xenien alles treffen, was in der Litteratur und in den Kreisen des geistigen Lebens innerlich abgestorben, veraltet oder dem Veralten nahe war, und

[11]) Schiller an Goethe 8. August: „Schlegels Bruder ist hier; er macht einen recht guten Eindruck und verspricht viel."

[12]) Vgl. Schiller und Goethe im Xenienkampf 1, 164. — Da nur wenigen Lesern der Musen-Almanach für 1797 zur Hand sein möchte, so bediene ich mich im Folgenden, bei Anführung der einzelnen Xenien, der von Boas gebrauchten Zahlen.

dennoch ein Recht des Daseins und der Fortdauer, ja der Herrschaft sich anmaßte. Die Kritik, mit den blitzenden und scharfen Waffen der Poesie versehen, sollte sich hier offenbaren als die Kunst, „die Scheinlebendigen in der Litteratur zu tödten“[13]). Gestört und aufgescheucht aus ihrer behaglichen Selbstzufriedenheit wurden alle die treuen Anhänger des Herkömmlichen, die so bequem auf ihren breiten Pfaden einherwandelten und diese Pfade als die einzig rechten anerkannt wissen wollten; aus dem Felde geschlagen wurden die tapferen Führer der Mittelmäßigkeit, die auf ein verjährtes Ansehen pochten und denen die Natur einen instinctiven Widerwillen gegen alles genialisch Große zum unveräußerlichen Erbtheil angewiesen. Die Xeniendichter wandten sich gegen alle, die, mit kurzsichtigem Eifer, die wunderbaren Erscheinungen der Zeit verkennend, dem machtvoll fortschreitenden Geiste sich entgegenstemmten und ein aus irreleitenden Halbwahrheiten kümmerlich zusammengetragenes Kunstevangelium hartnäckig predigten. Die Xenien verkündeten unter Sturm und Wetter, daß unaufhaltsam der heitere Tag anbreche, mit dem die anerkannte Herrschaft der neuen Poesie beginne.

Indem nun so unter den Händen der Meister dieser neuen Poesie ein satirisches Gemälde der damaligen Litteratur wie von selbst entstand, mußte dafür gesorgt werden, daß kein irgendwie bemerkenswerther oder hervorstechender Zug hier fehle. Und welchen überschwänglichen Reichthum verschiedenartiger, ja widersprechender Erscheinungen brachte jene Zeit ans Licht! Die geistige Zeugungskraft der Nation schien sich wundersam vervielfältigt zu haben. Was sonst durch ansehnliche Zwischenräume von einander getrennt und auf verschiedene Epochen vertheilt ist, das stand dort in gedrängter Fülle nebeneinander.

Was sonst im langsamen Fortgange der Entwickelung nur allmählich zur vollen Eigenthümlichkeit seines Wesens heranwächst, das trat dort mit überraschender Schnelligkeit sogleich

---

[13]) So definirt Friedrich Schlegel das Wesen der Kritik. Charakteristiken und Kritiken 1, 241.

in bestimmt ausgebildeter Gestalt hervor, zeigte sein wahres Wesen und wirkte nach den Gesetzen seiner Natur. So mußte denn dort auch Altes und Neues in seltsamer Nähe sich begegnen. Wenn die überwundenen Vertreter abgebrauchter Grundsätze und einseitig beschränkter Meinungen ihren schon verlorenen Platz zu räumen noch zögerten, so regten sich neben ihnen schon die jugendlichen, etwas vorlauten Verkündiger einer neuen, nach vielseitiger Ausbildung strebenden Lehre, die durch den Schein des Tiefsinns anlocken, durch den Reiz kühner Seltsamkeit bestechen und ihren Jüngern eine freie, weite, ja unbegrenzte Aussicht über die nahe an einander liegenden Gebiete der Kunst und Wissenschaft eröffnen sollte. Wenn jene Liebhaber der Alten ihr schwaches Auge unverwandt auf eine abgelebte Vergangenheit gerichtet hielten, so sahen diese Propheten des Neuesten mit ungeduldig vorwärts drängendem Blicke schon über das gegenwärtige Zeitalter hinaus, dessen Wesen sie noch nicht ergründet, dessen Gehalt sie sich noch nicht angeeignet hatten. Auch diese Jungen und Jüngsten mußten in den Xenien ihr Abbild wiederfinden. Neben der Ueberreife mußte sich die Frühreife zeigen, neben der ängstlichen, mattherzigen Schlaffheit die kecke, nicht immer begründete, Zuversicht, neben dem Trivialen das „entsetzlich Geistreiche". Und als einen Häuptling dieser „Neuesten," der für die ganze noch nicht eben zahlreiche Schar gelten konnte,[14]) wählte Schiller mit sicherem Griffe den jungen Friedrich Schlegel; er ließ diesen in seiner Eigenschaft als Kritiker hervortreten und gab folgende

„Neuste Kritikproben (302).
Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach eignen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantasirst."

Dies Distichon bezieht sich auf eine ungeschickt verletzende Aeußerung in jenem Aufsatze über den Musen-Almanach, der

---

[14]) „Doch dießmal ist er von den Neusten;
Er wird sich gränzenlos erdreusten."
Goethe im zweiten Theil des Faust.

zufolge Schillers Poesie zwar an philosophischem Gehalte hochgeschätzte wissenschaftliche Werke übertreffe, und er selbst als Dichter, Redner, Denker und als kraft- und würdevoller Mensch Bewunderung verdiene, aber trotzdem die einmal zerrüttete Gesundheit seiner Einbildungskraft nicht wieder herstellen könne.

Dieser verheißungsvollen Probe allerneuester Kritik schließt sich eine zweite an:

„Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt."

Hier lenken nun die Erklärer unsern Blick von Friedrich Schlegel ab, und belehren uns, dies Epigramm solle einen namenlosen Kritiker treffen, einen Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften, der dem Goetheschen Gedichte „Der Besuch"[15]) Kälte und Mattigkeit vorgeworfen habe. Wir prüfen genauer die kritischen Sätze, die den Unwillen der Dichter erregt haben sollen; wir finden aber nicht den geringsten Anlaß zu einem strafenden oder spottenden Epigramm. Der Kritiker rühmt an jenem Gedichte das feine zarte Gefühl, den glücklichen Ausdruck, und schließt seinen Lobspruch auf das „liebliche Gemälde" mit den Worten, in denen Winckelmann die Grazien im Palast Ruspoli schildert: „Ihre Miene deutet weder auf Fröhlichkeit noch auf Ernst, aber sie ist der Ausdruck einer stillen Zufriedenheit, dergleichen der jugendlichen Unschuld eigen zu sein pflegt." — Wo findet sich nun hier ein Tadel des Dichters? Wo wird hier der Vorwurf frostiger Schwäche erhoben oder auch nur von fern angedeutet? Und diese harmlose, wohlgesetzte und wohlgemeinte Aeußerung soll den Dichter zu jenem Epigramm angetrieben haben? Undenkbar! Der löbliche Mitarbeiter an der Bibliothek der schönen Wissenschaften bleibt unversehrt von diesem Witzespfeil.

Aber gegen wen ward dieser denn gerichtet? Vielleicht erhalten wir Aufschluß durch das folgende Distichon, dessen Verbindung mit dem vorigen schon durch den Titel erhellt:

[15]) „Meine Liebste wollt ich heut beschleichen" im Mus.-Alm. für 1796. S. 13.

„Eine dritte (304).
Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn."

Also wiederum ein kritischer Spruch, der nur verstärkt und mit derberer Betonung vorgetragen wird, damit er sich recht deutlich in seiner Abgeschmacktheit darstelle. Und wer hat diesen Spruch gethan?

Die Erklärer verweisen uns hier auf die Beurtheilung, die der Schillersche Musenalmanach, zugleich mit denen, die Voß und der Werneuchener Pastor Schmidt herausgegeben, im dritten Stücke des Journals „Deutschland" erfahren hatte. Es ist allerdings nicht recht glaublich, daß Schiller den Verfasser dieser Recension, die sich weder durch einsichtige, noch absonderlich thörichte Bemerkungen unter den Kritiken gewöhnlichen Schlages hervorthut, der satirischen Geißel gewürdigt haben soll. Indeß, da der Dichter einmal, und zwar mit gutem Grunde, der Reichardtschen Zeitschrift gram war, so mag er immerhin einen, an sich unverfänglichen, Satz herausgegriffen und ihn absichtlich in ungünstigem Sinne gedeutet haben, um diese Deutung dann, epigrammatisch zugespitzt, in einem Xenion auszusprechen. Suchen wir also nach einem derartigen Satze!

In jener Recension werden Goethes venetianische Epigramme, die als sich für ein bestehendes Ganzes am Schlusse des Musen-Almanachs für 1796 erschienen, den derben, aus heimischem Boden entsprossenen Erzeugnissen des märkischen Pastors vergleichend gegenübergestellt; und nach Angabe der Erklärer soll der Kritiker zu Gunsten dieses letzteren die Entscheidung fällen. Dieser in seiner blöden Beschränktheit verwegene Recensent werde demnach durch jenes Epigramm verhöhnt, weil das ländliche Fabrikat des behaglich in der Platitüde schwelgenden Sängers ihm mehr zusage, als die zu genialischer Freiheit geborene Poesie Goethes, die, wie vom Hauche italischer Lüfte emporgehoben, alle vielgestaltigen und vielfarbigen Erscheinungen des Lebens in leichtem Fluge umschwebt und berührt.

Man muß bekennen, daß, auf diese Weise ausgelegt, das Epigramm als ein ziemlich mißrathenes erscheint. Es trifft nicht recht; ihm fehlt die rechte Spitze, die Schiller doch sonst energisch genug hervorzutreiben verstand. Jedoch selbst der meisterlichste Epigrammatist kann nicht immer in gleich glücklicher Stimmung sein; diese leichten Dichtungen sind Geburten des Augenblicks, und auch von der Gunst und Ungunst des Augenblicks abhängig;[16]) unter so viele Distichen von durchdringender Schärfe darf daher auch wohl ein stumpferes sich einschleichen.

Damit aber die erwähnte Auslegung nur irgendwie stattfinden könnte, müßte der Recensent, auf den das Distichon zielen soll, entweder vernehmlich aussprechen, oder durch seine Worte errathen lassen, daß er Schmidt, als den Würdigeren, des Kranzes werth halte, und daß er ihm, dem Sänger vaterländischer Natur und Sitte, den Rang zuerkenne vor dem zügellosen Dichter der venetianischen Epigramme. Und ferner müßte dieser Recensent merken lassen, daß, auch nach *seiner* Meinung, die Schmidtsche Naturbeschreibung zuweilen in das Platte falle. Er müßte etwa sagen: „Freilich ist es zu bedauern, daß dem trefflichen Werneuchener Sänger für seine dichterische Naturbegeisterung nicht immer der edelste Ausdruck zu Gebote steht, daß die kümmerliche Naturumgebung, in die er gebannt ist, auch seinen Blick im Engen und Kleinen gebannt hält, so daß die Darstellung das Niedrige und Triviale gelegentlich nicht vermeiden kann. Aber dafür behauptet er auch um so entschiedener den Vorzug der Natürlichkeit. Und welche durchaus würdige Gegenstände der Dichtung sind diese Bilder ungeschminkter Einfachheit und unverfälschter ländlicher Einfalt! Wer möchte mit dem Dichter zürnen, wenn er bei ihrer Ausführung auch hie und da unvermeidlich an das Allzugewöhnliche oder Platte streift!" —

---

[16]) „Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als *glückliche Einfälle* nicht nehmen lassen." Schiller an Goethe 22. Januar 1796.

Solche und ähnliche Bemerkungen müßten in der Recension mit bestimmten Worten oder andeutungsweise vorgetragen werden; Schillers Epigramm würde dann, freilich nicht die gewohnte treffende Witzesschärfe, aber wenigstens einen faßlichen Sinn erhalten.

Von solchen Bemerkungen findet sich jedoch in der Recension nichts, aber auch gar nichts. Der verdienstvolle Boas und alle, die ihm mit mehr oder minder selbständigem Verdienste nachgefolgt sind, haben, von wunderlicher Selbsttäuschung befangen, dasjenige, was sie zu ihrer Deutung des Epigramms bedurften, in die Recension geradezu hineingelesen. Die Parallele zwischen Schmidt und Goethe wird freilich, wie sie an sich abgeschmackt ist, so auch mit lächerlichem Ungeschick durchgeführt; aber nirgends zieht Goethe hier den Kürzeren. Der Recensent, der sich offenbar auf seinen unparteiischen Ueberblick etwas zu gute thut, begnügt sich, umständlich die Materialien herzuzählen, die jeder der beiden Dichter verarbeitet: — dort in der Lagunenstadt die unübersehlichen Manigfaltigkeiten eines in wechselnder Fülle stets regen Lebens; hier die bescheidenen, unansehnlichen Reize, die sich auf dem sandigen Boden der Mark entfalten.[17]) Der Beurtheiler meint es mit Goethe gar nicht übel. Nachdem er den Inhalt der venetianischen Epigramme hergerechnet hat, ruft er bewundernd: „Welch eine ungeheure Welt! und das alles eingeschlossen in reine antike Formen!" — Und so wenig er Goethe in irgend einem Sinne zurücksetzt oder ihm den Preis der Natürlichkeit abspricht, eben so wenig giebt er zu verstehen, daß er

[17]) Ich kann auch keineswegs mit Boas glauben, daß Goethes Gedicht „Musen und Grazien in der Mark" (zuerst im Musen-Almanach für 1797 S. 68) durch diese Recension veranlaßt worden ist. Hier bedurfte es wahrlich nicht der Anregung aus zweiter Hand. Goethe brauchte nur unmittelbar mit flüchtigem Blicke auf die Naturherrlichkeiten zu schauen, welche die märkische Muse aufschloß, und er war zu seinem köstlichen parodischen Scherz hinlänglich angeregt, und auch zugleich mit hinlänglichem Stoff versehen. — Vgl. Tieck in der Vorrede zu seinen „Kritischen Schriften" S. VIII.

die märkischen Grazien in einem idealischeren Schmucke zu erblicken wünsche, oder daß er ihre allzunahen Berührungen mit den Plattheiten des alltäglichen Daseins zwar bedauere, aber, um des höheren und würdigeren Zweckes der Natürlichkeit willen, gern entschuldige. Nichts von alledem! Jeder der beiden Dichter wird in der ihm eigenen Sphäre als musterhaft anerkannt. — Und wo bleibt nun der Inhalt des Schillerschen Epigramms? Will man dies mit jener vergleichenden Kritik in eine gewaltsame Verbindung bringen, so wird ihm in der That jeglicher Inhalt entzogen.

Aus inneren Gründen ergiebt sich also, daß die bisher angenommene Deutung der beiden Xenien (Nr. 303 und 304) verwerflich ist. Und zu diesen inneren Gründen gesellt sich entscheidend ein äußerer, sobald wir auf das folgende Distichon blicken:

„Schillers Würde der Frauen (305).
Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus."

Hier wird, wie Boas dargethan hat, abermals Friedrich Schlegel getroffen; auch das unmittelbar sich anschließende Xenion gilt ihm; und er hatte diese epigrammatischen Gaben reichlich verdient durch seine oberflächlichen, vorwitzig spöttelnden Aeußerungen über Schillers „Würde der Frauen" und „Pegasus in der Dienstbarkeit."[18]) Diese Aeußerungen sind in der selben Recension enthalten, die auch schon zum Xenion Nr. 302 den Anlaß gegeben. — Und nun überblicken wir die fünf Xenien (von Nr. 302—306), und müssen fragen: Wie? Zuerst wendet sich der Dichter gegen Friedrich Schlegel, dann nimmt er einen schuldlosen Bibliothekar der schönen Wissenschaften aufs Korn, kehrt sich dann gegen einen eben so unschuldigen Recensenten, der Goethe und Schmidt gleichmäßig bewundert, und lenkt hierauf wieder zurück zu Friedrich Schlegel, dem noch

[18]) So hieß das Gedicht im Musen-Almanach für 1796. S. 62.

mehrere Gaben zugedacht sind! Wie kommt es, daß die satirische Muse des Dichters hier so sprungweise hin und her fährt und das völlig Ungleichartige äußerlich an einander reiht? — Die Xeniendichter lieben es, eine Reihenfolge von Epigrammen zusammen zu ordnen, und sie unter die übrigen einzelnen Distichen als ein künstlerisch geschlossenes Ganzes hinzustellen. Aber nur was einen innerlichen Bezug zu einander hat, wird auf diese Art auch äußerlich verbunden. Und in wie auffälliger Weise wird nun hier dieser innere Zusammenhang unterbrochen? Denn will der Dichter hier nicht offenbar etwas von dem „Neuesten" spottend vorzeigen? Jene Recensenten aber, denen die beiden mittleren Xenien (303 und 304) gelten sollen, ihnen gebührt wahrlich weder der Vorwurf, noch der Ruhm, den „Neuen" anzugehören. Sie gehen gemächlich einher in den längst ausgetretenen Geleisen; sie wagen keinerlei selbstwillige Ausschreitung, unternehmen keine auffälligen Geistessprünge; für sie gelten noch die von den alten ästhetischen Behörden längst approbirten Grundsätze: sie müssen sich demnach in der Nähe Friedrich Schlegels gar unbehaglich fühlen, und dürfen mit vollem Rechte seine Genossenschaft von sich abwehren.

Aeußere und innere Gründe leiten also mit gleicher Entschiedenheit zu der Annahme, daß Friedrich Schlegel auch die zweite und dritte Kritikprobe geliefert hat, die der Dichter in den beiden mittleren Xenien ausstellt. Und warum sollten diese zweite und dritte nicht aus demselben Vorrathe entnommen sein, aus dem die erste, aus dem auch die vierte und fünfte (305 und 306) gewählt worden? Man beschaue sich die zweite Probe noch einmal:

„Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt."

und höre nun, wie Friedrich Schlegel in der oftgenannten Recension sich kritisch ausläßt:

S. 351. „Ebenso vollkommen (nämlich: wie einzelne Epigramme Schillers) in einer durchaus verschiedenen Art, ist „Das

innere Olympia", ein didaktisches Epigramm, von allen Gedichten der Ungenannten vielleicht das vollkommenste. Fehlte es diesen Dichtern nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes, sind des größten Meisters werth." —

In der That ein echt Schlegelscher Wahrspruch! Ein Prunkstück neuester Kritik! Diese Gedichte wären des größten Meisters würdig — aber leider! es fehlt ihnen nur eben die Hauptsache, wodurch ein Gedicht zum Gedicht wird; es fehlt ihnen an „sinnlicher Stärke und Lebenswärme" (frostig von Herzen und matt). Wer zweifelt, daß wir in diesen Worten die Quelle des bisher ungedeuteten Epigramms gefunden haben? — Die ungenannten Poeten aber, die Schiller durch dies Distichon an dem neuen Kritiker rächt, wer sind sie?

Der Musen-Almanach für 1796 bietet uns eine beträchtliche Zahl eigenthümlich anziehender Gedichte, deren Verfasser nicht genannt, sondern, wie es in derartigen Sammlungen so häufig geschah, durch Chiffern bezeichnet sind. Durch ihren übereinstimmenden Charakter weisen uns aber die Gedichte selbst darauf hin, unter diesen verschiedenen Chiffern nur einen Autor zu suchen; und dieser Eine ist Herder.

Schillers Beziehungen zu Herder waren damals äußerlich noch ungestört und hatten seit der Gründung der „Horen" eine Zeitlang sogar den Schein von Herzlichkeit angenommen. Zu dem Musen-Almanach für 1796 hatte Herder mit schöner Freigebigkeit aus dem Schatze seiner ethischen Poesie eine sehr reiche und willkommene Beisteuer geboten. Wenn Schiller für diesen seinen ersten Almanach einen glücklichen Erfolg voraussah, und zuversichtlich hoffte, daß er neben seinen älteren Genossen und Mitbewerbern sich stattlich darstellen würde, so rechnete er dabei

vorzüglich auch auf das Gewicht, die Bedeutung und den Reichthum der Herderschen Beiträge[19]).

Schiller gedachte denn auch, diese Bedeutung durch ein äußeres Zeichen gleichsam zu beurkunden. Er hatte, dankbaren Sinnes, anfänglich die Bestimmung getroffen, daß Herders Gedicht Parthenope an der Spitze der Sammlung erscheinen sollte. Wilhelm v. Humboldt, der im Sommer 1795 in Berlin den Druck des Almanachs überwachte, wünschte diese Bestimmung geändert zu sehen[20]), und wir können es ihm nicht verargen, daß er jenen Ehrenplatz für Schillers Macht des Gesanges bewahrt wissen wollte — ein Gedicht, das ihn besonders nahe berührt und tief ergriffen hatte, und das mit symbolischer Bedeutsamkeit die Periode der wiederbeginnenden

[19]) Schiller an W. v. Humboldt 21. August 95: „Die Epigramme, meine eigenen und Herders Beiträge geben dem Almanach ein entscheidendes Uebergewicht, wie ich hoffen kann, über seine Mitbewerber;" — an Körner 17. August: — „ich denke, daß er unter seinen Brüdern keine schlechte Figur machen soll. Von Goethe allein sind über hundertundfünfzig zusammengehörende Epigramme darin, von Herder auch über zwanzig Stücke und von mir etwa fünfzehn kleine und große Gedichte." — Herders Chiffern sind D (neun Stücke), E (zwölf Stücke) und P (Parthenope. Ein Seegemählde bei Neapel. S. 124). Auch die nach Sarbievius gearbeitete kleine Ode S. 54 gehört zu Herders Beiträgen. Ob wir ihm auch das Gedicht „Uneigennützige Freundschaft" (S. 31) zuzuschreiben haben, das bei Humboldt (an Schiller S. 134), so großes Gefallen erregte? Jedenfalls finden wir hier Herders zart andeutende, musikalisch weiche Manier sehr glücklich angewandt. [Siehe den Anhang zu diesem Aufsatz.] — Uebrigens wußten die damaligen Leser wohl, wen sie hinter diesen Chiffern zu suchen hatten. Im dritten Stücke „Deutschlands" S. 401, in der Gesamtrecension der Musen-Almanache von Voß, Schiller und Schmidt, heißt es: „Die mit D und E bezeichneten sinn- und gefühlvollen Gedichte, die die Meisterhand eines unserer Lieblingsdichter verrathen" u. s. w.

[20]) An Schiller S. 180: „Indeß kann ich mich noch nicht entschließen, es (nämlich: Die Macht des Gesanges) von der Spitze wegzunehmen, und gegen die mystische Parthenope, die gar nicht so sehr meine Liebschaft ist, auszutauschen; und Sie müssen mir dießmal meinen Ungehorsam schon nachsehen." — Humboldt hatte diesem Gedichte zuerst nur einen getheilten Beifall gegeben (an Schiller S. 164), bekannte aber hernach (S. 272), daß er gegen dasselbe „nicht gerecht genug gewesen." —

Schillerschen Dichtung einzuleiten schien. Immerhin aber hätte Herders Parthenope keinen unwürdigen Eingang zu dieser Sammlung gebildet, in der sich die ganze Vielseitigkeit der Goetheschen, die geistige Hoheit und großartig aufstrebende Kraft der Schillerschen Poesie darstellen sollte. In jenem Gedichte verkündet Herder nach seiner Weise ein Liebesevangelium, das ihm durch die Nymphe Parthenope offenbart wird. Er feiert die beseelende Liebe, die, in alle Tiefen hinab, in alle Höhen hinauf dringend, aus allem Geschaffenen mit erquickenden und erleuchtenden Strahlen wiederglänzt, die alle Creatur mit unzerreißbarem Bande umschlingt, die auch dem Menschenherzen innewohnt, es sicher leitet und ihm für den verlorenen Frieden der Unschuld Ersatz bietet. Das Gedicht ist ein Nachklang der glückseligen, kaum durch leise Wehmuth getrübten Stimmung, die ihn während seines neapolitanischen Aufenthaltes, in den ersten Wochen des Jahres 1789, erfüllte. Der Anblick Neapels und der umgebenden Natur überwältigte ihn mit einem Entzücken, wie es ihn während der übrigen Zeit seiner italienischen Reise nur allzuselten beglückte. Aus dieser liebestrunkenen Stimmung entsprang das Gedicht. Aber dem, was der Mensch so voll und ganz empfunden, vermag der Künstler nicht die volle und ganze Gestalt zu geben: die formenbildende Kraft läßt ihn im Stich. Auch hier, wie fast überall in Herders Dichtungen, entbehrt die Darstellung der festen Umrisse; sie ist nicht zu voller Klarheit gediehen; ein Halbdunkel drängt sich störend hinein, das der Dichter nicht etwa mit Absicht über seinen Stoff verbreitet, sondern das, gegen seinen Willen, aus seiner unsicheren Behandlung des Gemäldes entsteht. Auch hier mag man in Mitgefühl und Ahnung erfassen, was der Dichter sagt und zeigt; aber man sieht und hört es nicht deutlich genug. Unsere Phantasie wird von ihm zwar in Bewegung gesetzt, jedoch nicht sicher gelenkt und beherrscht. Aber Lebenswärme, wie Friedrich Schlegels Vorwurf lautet, wird hier wahrlich nicht vermißt. Sie ist vielmehr durch das Ganze reich

ergossen und athmet aus dem süßen Wohllaut der, trotz einzelnen Härten, sanft dahinwallenden Verse. Herder hat die ottave rime nie wieder mit gleichem Glücke, wie hier, gebraucht. Als er diese Verse bildete, schwebten ihm unbewußt Goethes Stanzen aus den „Geheimnissen" im Sinne; der erste Vers:

„Ermüdet von des Tages schwerem Brande"

muß uns den Anfang des Goetheschen Gedichts zurückrufen:

„Ermüdet von des Tages langer Reise."

Ueberhaupt mag die „Parthenope" als ein Herdersches Gegenstück zur Goetheschen „Zueignung" gelten, die der Dichter ja ursprünglich zur Einleitung der „Geheimnisse" bestimmt hatte, und die während der Zeit seines innigsten Zusammenlebens mit Herder entstanden war.

Von entschiedenerem Kunstwerthe, als dieser Natur- und Liebeshymnus, sind die Epigramme, von denen Herder eine beträchtliche Anzahl im Musen-Almanach und in den Horen erscheinen ließ.[21]) Durch seine Beschäftigung mit der griechischen Anthologie, welche für die deutsche Litteratur so schöne Früchte trug, war ihm diese anscheinend begrenzte und doch so dehnbare und so vielseitiger Anwendung fähige Dichtungsform besonders werth geworden; ja, er hatte sie sich vollständig zu eigen gemacht. Sie bot sich ihm von selbst dar, um einen ethischen Gedanken, den Ausdruck einer menschlich-sittlichen Empfindung oder eines begeisternden Naturgefühls in sich aufzunehmen. Nirgends zeigt der Dichter sich in ängstlicher Abhängigkeit von den griechischen Vorbildern. Diese Form scheint sich frei und natürlich mit seinen Gedanken zusammenzufinden. Und zu dieser natürlichen Freiheit stimmt auch die Behandlung des Verses: sie ist etwas leicht und lose, aber von einer einschmeichelnden Gefälligkeit, die uns über manche unbehülfliche und unsichere Wendung des nicht

---

[21]) Herdersche Epigramme finden sich in den letzten drei Monatsstücken der Horen von 1795 und im ersten Stücke des folgenden Jahrgangs.

immer streng durchgearbeiteten Ausdrucks hinwegsehen läßt. Was Herder in dieser Form giebt, gehört ganz dem sittlichen Leben der neueren Zeit, ganz seiner eigenen reichen Empfindungswelt an; aber doch ist es, als ob eine geistige Grazie, die über diesen köstlichsten Gebilden des Herderschen Dichtergeistes schwebt, uns an Hellas mahnen, uns nach Hellas weisen müßte[22]).

---

[22]) In einem zierlichen Bilde hat Herder selbst die Art seiner Epigrammendichtung veranschaulicht:

„Zwo Gattungen des Epigramms.

Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene,
Die auf Blumen umherflieget und sauset und sticht.
Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
Die aus Dornengebüsch Nectar-Erfrischungen haucht.
Laß uns beide sie denn in Einem Garten versammeln,
Hier sind Blumen, o Freund; sende die Bienen dazu."

Horen 1796. 1. 28.

Diese Epigramme müßten, sorgfältig geordnet, den vornehmsten Platz unter Herders Gedichten einnehmen; aber man hat sie in nachlässig ungeschickter Weise zerstreut und den Augen des Lesers fast entzogen [s. aber jetzt Bd. 29]. Einige sind in die Gedichtsammlung aufgenommen; andere aber, und darunter mehre der schönsten (z. B. Das innere Olympia, Das Orakel) sucht man an dem ihnen gebührenden Platze vergebens. Nur ein glücklicher Zufall ist es, wenn man sie endlich findet. Und wo sind sie verborgen? Im zehnten Theile der Werke zur Litteratur und Kunst. Dort sind sie in einer „Nachlese zur griechischen Anthologie" untergebracht. Der Herausgeber ertheilt uns die Nachricht, daß die meisten hier zuerst aus Herders Handschrift erscheinen. Er hat also von diesen Gedichten den ersten Druck nicht gekannt, und um die Verwirrung vollkommen zu machen, werden in dieser „Nachlese" einzelne Epigramme als ungedruckte mitgetheilt, die auch im zweiten Bande der Gedichte stehen (z. B. Der Schmetterling auf einem Grabmal 2, 29 und 10, 127). — In dieser Nachlese finden wir auch das Distichon Der Skrupel, das im zwölften Stücke der Horen von 1795 S. 61 mit Schillers Namen erschien, aber aus dessen Gedichtsammlung ausgeschlossen blieb. (In Fuldas Trogalien zur Verdauung der Xenien wird dies Distichon travestirt.) — Zum Ueberfluß hat sich auch eine Goethesche Strophe unter Herders Gedichte verirrt, die Strophe aus der Claudine: „Liebe schwärmt auf allen Wegen" u. s. w. Sie steht bei Herder 1, 158. (Zu dem Epigramm „Der Skrupel" vgl. jetzt Goedeke in der historisch-kritischen Ausgabe Schillers 17, 95. 440. und Vollmers Note im Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 141.

Schiller konnte diesen Dichtungen Herders schon deshalb nicht recht abgeneigt sein, weil sich an ihnen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit seinen eigenen Producten dieser Art zeigte.[23] Herder, wie Schiller, deutet mit Wort und Blick stets auf die inneren Gesetze und Mächte des sittlichen Lebens. In Herders wie in Schillers Natur finden wir die so seltene und so fruchtbare Vereinigung von Reflexion und Gefühl, von dichterischem Anschauungsvermögen und speculativem Geiste, von umfassender Phantasie und kühner Gedankenkraft. Daß trotzdem zwischen ihnen beiden ein fundamentaler Unterschied bestand, daß jene Eigenschaften bei dem einen nicht in gleich hohem Grade vorhanden und nicht in gleichen Verhältnissen gemischt waren, wie bei dem anderen, das kann bei Dichtungen so geringen Umfanges nicht immer entschieden merkbar hervortreten. Wo Herdern der poetische Wurf am glücklichsten gelungen ist, da möchte es, ohne die Hülfe äußerer Zeugnisse, schwer fallen, seinen Vers von dem Schillerschen zu unterscheiden. Selbst den nächsten Geistesfreunden Schillers, selbst einem Wilhelm von Humboldt konnte über die Autorschaft mancher Epigramme ein Zweifel entstehen.[24] Auf den ersten Blick ist die Aehnlichkeit eine täuschende[25]); sieht man

---

[23]) Schiller nimmt Herders Beiträge zum Musen-Almanach in Schutz gegen Körners schroffes Urtheil. Brief vom 7. Januar. 96.

[24]) Ja, selbst der entschiedene Irrthum war nicht immer zu vermeiden. Im zehnten Stücke der Horen von 1795 erschienen zwei Epigramme: Der rauschende Strom S. 67 und Leukothea's Binde S. 152. Humboldt schreibt an Schiller S. 298: „Die beiden kleinen Epigramme füllen ihren Platz gut aus. Vorzüglich hat mir Leukothea's Binde gefallen. Beide sind wohl von Ihnen, oder wenigstens doch das letztere." — Beide waren Herders Eigenthum. Aber glaubt man nicht in der That, Schiller'sche Worte zu vernehmen, wenn man liest:

„Lerne die Lehren der Schule; doch, gleich der Leukothea Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück."

Als Humboldt eine Sendung von Gedichten, für den Musen-Almanach bestimmt, erhalten hatte, schrieb er (S. 141): „Anfangs war ich versucht, Sie unter dem E zu suchen. Vorzüglich hielt ich das Orakel und das innere Olympia (— dasselbe welches auch von Schlegel ausgezeichnet wird —) nicht bloß Ihrer werth, sondern auch in Ihrem

dann scharf zu, so erkennt man, besonders in den breiter ausgeführten Epigrammen, Herders Hand an einer gewissen weiblichen Zartheit, die zuweilen in Schwäche ausartet; und überhaupt zeigt sich, sobald man nicht bei dem einzelnen Epigramm stehen bleibt, sondern eine größere Anzahl von diesen Producten beider Dichter zur Vergleichung herbeizieht, die Energie des künst-

---

Charakter." — Und eben so erkannte Humboldt mit Recht in Schillers „Tanz" eine Annäherung an die Kunstweise, eine Verwandtschaft mit den Lieblingsideen Herders.

[25]) Wie Schillers nächste Freunde hier nicht immer vor Irrthum sicher waren, so ließen sich auch die Nächsten Herders durch den Schein der Aehnlichkeit täuschen. In den „Erinnerungen aus dem Leben Herders" wird 3, 147 der Gedichte Erwähnung gethan, die „gegen den Mißverstand und stolzen Egoismus vieler kritischen Philosophen" gerichtet sind; dann heißt es: „Folgendes hat sich später noch gefunden" — und welches Gedicht folgt nun? Kein anderes, als Schillers wohlbekannter „philosophischer Egoist." — Ferner lesen wir 3, 186 die Anmerkung: „Einen seiner Grundsätze über die Wirkung auf die Menschheit drückt er im folgenden Gedichte aus (das in der Sammlung seiner Gedichte fehlt):" — und dies in der Sammlung fehlende Gedicht besteht aus Schillers köstlichen Versen „An einen Weltverbesserer." — Beide Schillersche Gedichte sind zuerst gedruckt im neunten Stück der Horen von 1795. Wie kam es nun, daß sie in Herders Handschrift unter dessen Papieren sich fanden? Auch dies läßt sich erklären. Wir wissen, daß Schiller im Sommer 1795 mehrere seiner, in so rascher Aufeinanderfolge entstandenen Dichtungen, insbesondere die für den Almanach bestimmten, vor dem Druck Herdern mittheilte. Auch den beiden obenerwähnten Gedichten war zuerst ein Platz im Almanach zugedacht (vergl. Schiller an Humboldt 7. Septbr. 95). Da Herder in ihnen seine theuersten Ueberzeugungen in einer ihm zusagenden Weise ausgedrückt fand, so behielt er sie in Abschrift zurück. Auf diese Art geriethen sie unter seine Papiere; auf diese Art wird es auch begreiflich, daß die Gedichte hier noch mit den Lesarten des ersten Drucks erschienen, ohne die später vorgenommenen sehr glücklichen Verbesserungen. — Es kann uns wohl ein Lächeln entlocken, wenn wir wahrnehmen, wie uns die Gedichte des Mannes, dem Herder eine zu entschiedene Hinneigung zu den Grundsätzen der kritischen Philosophie vorwarf, hier als Herdersche Protestationen gegen eben diese Grundsätze dargeboten werden. Auch der kurzsichtigste Beobachter mag an einem solchen Beispiele erkennen, wie Schillers Genius von den Banden eines ausschließenden Systems sich beständig frei erhalten hat.

lerischen Vermögens bei Schiller auch hier durchaus höher gesteigert. Selbst bei diesen kleinen Gebilden vermag Herder es nicht immer zu verhüten, daß der Umriß ins Ungewisse schwanke; die Linien sind manchmal gar zu leicht, und dünn gezogen; die Gedanken springen oft nicht in der scharfen Bestimmtheit hervor, in der sie vor dem Geiste des Dichters gestanden, weil dieser den einzig treffenden, den wirklich erschöpfenden Ausdruck nicht gefunden hat[26]). Die Epigramme jedoch, die der Musen-Almanach brachte, gehören zu den erlesensten Erzeugnissen Herderscher Dichtung. Reich ausgestattet mit Lebensfülle und Lebenswärme, gingen sie aus seinem Geiste hervor; wenn Friedrich Schlegel diese Eigenschaften an ihnen vermißt und nur um dieses angeblichen Mangels willen diesen Gedichten den höchsten Rang vollkommener Meisterstücke absprach, so verdiente er, daß Schiller, zu seiner Verspottung, diesen Ausspruch reproducirte. —

In den beiden Xenien 302 und 303 hatte Schiller also dem jungen Kritiker vorgehalten, wie dieser über ihn selbst und über Herder geurtheilt. Aber in jener Recension des Musen-Almanachs war doch gewiß auch Goethe nicht leer ausgegangen. Stellt sich nicht ganz natürlich die Vermuthung ein, daß Schiller in dem nun folgenden Xenion einen Schlegelschen Ausspruch über Goethe wiedergegeben? Man setze das Distichon:

> „Du nur bist mir der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
> Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn."

neben folgende Worte Schlegels:

S. 358. „Schiller und Goethe neben einander zu stellen, kann ebenso lehrreich wie unterhaltend sein, wenn man nicht blos nach Antithesen hascht, sondern nur zur bestimmteren Würdigung eines großen Mannes, auch in die andere Schale

---

[26]) Wilhelm v. Humboldt spricht einmal über den Unterschied, der, ungeachtet aller Aehnlichkeit, dennoch zwischen den Herderschen und Schillerschen Epigrammen obwaltet; doch muß man erwägen, daß diese Aeußerung unmittelbar an Schiller selbst gerichtet ist. (Briefwechsel S. 177.)

der Wage ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu sein, seinem bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen." —

Auch dieses Xenion ist nun nach Inhalt und Beziehung erklärt. Vor allem behält Goethe, wie Friedrich Schlegel meint, die Art und Natur des Gegenstandes, den er sich einmal zur Darstellung gewählt hat, fest im Auge; er entfernt sich nie von der natürlichen Wahrheit der Dinge; und um dieser höchsten Pflicht des darstellenden Dichters treu zu bleiben, kommt es ihm nicht darauf an, seine Poesie, wenn es der Stoff zu verlangen scheint, selbst mit dem Unbedeutenden und Platten in Berührung zu bringen. Es gilt hier nicht zu erörtern, ob in diesem Urtheil ein Körnchen Wahres enthalten sei; wir müssen hier nur darauf sehen, wie gelegen dem Xeniendichter dieser Ausspruch kam. Dieser Ausspruch brauchte nur um einen Ton verstärkt zu werden, und er war dem Dichter alsdann ein bequemes Mittel, um dieser neuen, so anspruchsvoll sich gebärdenden Kritik zu beweisen, wie sehr es ihr an innerer Consistenz und Folgerichtigkeit mangle. Denn dieser selbe Dichter, dem hier ohne Scheu das Wort „trivial" entgegengehalten wird, dieser selbe Dichter war ja, nach Schlegels Ansicht, der Verkünder und Urheber einer neuen herrlichen Epoche der Kunstbildung; vornehmlich in seinen Werken sollte, nach eben dieser Ansicht, der deutschen Poesie die Verheißung einer großen, reichen Zukunft und die Gewähr edler Selbständigkeit gegeben sein. Hatte doch erst wenige Monate zuvor Friedrich Schlegel der deutschen Lesewelt einen Abschnitt aus seinem Werke über „Die Griechen und Römer" vorgelegt, der einer Schilderung des Goetheschen Dichtercharakters gewidmet war, — einer Schilderung, in der die meisten der damaligen Leser nur den maßlosen Ausdruck einer parteiischen, ins Ueberschwängliche gesteigerten Bewunderung er=

blickten[27]). In der Meinung Vieler war Friedrich Schlegel seitdem zum geschworenen, unbedingten Lobredner Goethes gestempelt. Und nun wagte selbst dieser Lobredner, dieser Vertreter der neuesten Kritik, die offenbar die Tugend der Conse-

---

[27]) Und doch klang auch in diesen prächtig tönenden Hymnus ein wohlberechneter Mißlaut hinein. Wir finden da die Worte: „So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgiltig wird, als ginge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt gibt — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen." — (Die Griechen und Römer 1797 S. 79.) Zahlreiche und umfängliche Documente setzen uns in den Stand, genau zu verfolgen, wie Friedrich Schlegel in den verschiedenen Perioden seiner Thätigkeit Goethes Dichtung und den Dichter selbst ansah und beurtheilte. Stellt man diese Documente der Zeitfolge nach zusammen, so läßt sich an ihnen deutlicher, als an manchen anderen kritischen Arbeiten Schlegels, der jedesmalige Standpunct seiner — darf ich sagen? — Ueberzeugungen und die allmälige Umwandlung seiner Sinnes- und Anschauungsart nachweisen. Den Anfang macht die im Text erwähnte Schilderung des Goetheschen Dichtercharakters; in der Mitte liegen die Aufsätze, die einen vorzüglichen Schmuck des Athenäums bilden, — die Charakteristik des Meisters (1, 2, 147) in der manche Leser der Ironie, die dort vorhanden sein soll, wohl vergeblich nachspüren, und der „Versuch über den verschiedenen Stil in Goethes früheren und späteren Werken" (im Gespräch über die Poesie 3, 2, 170), ein für jene Zeit höchst bemerkenswerther Versuch, die Universalität des Goetheschen Dichtergeistes, durch einen zusammenfassenden Ueberblick seines damals noch nicht abgeschlossenen künstlerischen Bildungsganges, aus dem verschiedenen Charakter seiner Werke darzuthun; — er möchte schon damals glücklicher ausgefallen sein, wenn nicht Friedrich, eben so wie sein Bruder — hierin sind einmal beide einstimmig — die geschichtliche Bedeutung und den künstlerischen Werth der Goetheschen Jugenddichtung zu gering angeschlagen hätte. — Den Uebergang zu seiner spätern Welt- und Kunstanschauung bezeichnet sehr bestimmt die in den Heidelberger Jahrbüchern 1808 veröffentlichte geistreich sophistische, mit vollkommener Virtuosität geschriebene Recension, an der Schleiermacher sich so sehr ergetzte (an Brinckmann 29. März 1808), und über die Goethe selbst im Briefe an Reinhard vom 22. Juni sich mit wohlabgemessenen Worten äußert. Wie dann in den Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur das Bekenntniß über Goethe lauten mußte, das ließ sich nach der ganzen Tendenz dieses Unternehmens schon im voraus ziemlich genau bestimmen. —

quenz verachtete, sich so rücksichtslos an seinem erkorenen Lieblinge zu vergreifen!

Gewiß wird man dem Xeniendichter das Zugeständniß machen, daß er die Proben aus dem Bereiche neuester Kritik für seine Zwecke trefflich auszuwählen verstanden. Schiller, Herder und Goethe hatten durch ihre Beiträge dem Musen-Almanach reichen Schmuck und köstlichen Gehalt verliehen — und die junge Kritik, zwischen Bewunderung und Tadel schwankend, von der Sucht nach Paradoxen verführt, erging sich bei der Würdigung dessen, was diese Männer geleistet, in solchen unzulänglichen, launenhaften Aeußerungen, die sich gegenseitig selbst aufzuheben schienen! Und ferner — was hier den eigentlichen Ausschlag gab — Schiller, Herder und Goethe konnten mit Recht auch in ihren eigenen Augen als die Führer des Zeitalters gelten; jene jungen Geister aber, die über das Zeitalter schon keck hinauszustreben sich vermaßen, gaben durch solche Urtheile den vollgültigen Beweis, daß sie unfähig waren, diesen Führern sicheren Schrittes nachzugehen, geschweige sie zu überholen; sie gaben durch solche Urtheile wider sich selbst das unzweideutige Zeugniß ab, daß sie, weit entfernt, über den gegenwärtigen Standpunct der künstlerischen und litterarischen Bildung sich erheben zu können, vielmehr das Größte, Edelste und Beste, was diese Gegenwart aus ihrem fruchtbaren Schoße geboren, noch nicht sicher erfaßt, noch nicht zu ihrem vollen Eigenthum gemacht hatten. Wir sehen nun, — eben die Proben hatte Schiller herausgegriffen, die von dem ganzen Verfahren und Bestreben dieser jugendlich Vordringenden einen entschieden ungünstigen Begriff erwecken mußten.

Und wir sehen nun auch, wie diese gegen Friedrich Schlegel gerichtete Xenienreihe, deren Zusammenhang auf eine so unerklärliche Weise zerrissen schien, sich zu einem ununterbrochenen Ganzen schicklich aneinander fügt. Zur Einleitung dient ein allgemein gehaltener Spruch über den verschiedenartigen Betrieb

des litterarischen Handwerks (301)[28]). Dann wird Schlegel selbst in den Kreis vorgefordert, um seine Bemerkungen über Schiller, Herder und Goethe vorzutragen (302—4); da er indeß gegen Schiller am schwersten sich vergangen, so wird ihm dann zur gerechten Strafe noch aufgegeben, seine unreifen Einfälle über „Würde der Frauen" und „Pegasus im Joch" zu recapitulieren. Nachdem er so durch seine eigenen Aeußerungen sich hinlänglich charakterisirt hat, wird er mit zwei Distichen entlassen (307—8), in denen Schiller diesem Charakterbilde mit energischer Hand die letzten vollendenden Striche hinzufügt. In dem abschließenden Xenion:

„Etwas wünscht' ich zu sehn: ich wünschte einmal von den Freunden,
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!"

spricht er die Ahnung aus, die sich ihm später vollkommen bestätigte, daß nämlich diesem ganzen Kritikergeschlechte, das seinen Scharfsinn, seinen „entsetzlichen Witz"[29]) mit so viel Selbstgefälligkeit zur Geltung brachte, das mit anscheinender Leichtigkeit die gewagtesten Geistessprünge vollführte, doch die selbständig schaffende Geisteskraft abgehe. Je ausschließender Schiller sich der künstlerischen Production zuwandte, um so entschiedener fühlte er sich zur Mißachtung der vornehmthuenden Unfruchtbaren berechtigt, die, wie er meinte, hinter blendendem Geistesschimmer nur ihr dauerndes Unvermögen verbargen. Und ihm,

---

[28]) Das Xenion 300 („Seht wie artig der Frosch nicht hüpft"), als dessen Verfasser Goethe angenommen wird, kann sich zwar auf tausend und aber tausend Recensionen beziehen, wie sie zu allen Zeiten geschrieben worden sind und geschrieben werden, — auf jene nach landläufiger Manier zugestutzten Kritiken, in denen Lob und Tadel so ungeschickt zusammengestellt sind, daß sie einander aufreiben müssen. Der Platz, der dem Epigramm hier ertheilt ist, läßt indeß vermuthen, daß dieser allgemein giltige Spruch insbesondere eben auf Schlegels Beurtheilung des Musen-Almanachs zielen soll, die ja auch der hier gegebenen Charakteristik der herkömmlichen Recensentenweise in so vorzüglichem Grade entspricht. (Vgl. jetzt Erich Schmidts Anmerkung zu Xenion 421 im achten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft.)

[29]) Schiller an Goethe 19. Juli 1799.

der den schweren Ernst und die erhebende Wonne des künstlerischen Schaffens so ganz kannte, ihm, der in jedem einzelnen Falle das Höchste, das ihm erreichbar schien, von sich forderte und es nur als Preis des unablässigen Ringens seiner gesamten Kräfte erlangte, ihm war es wohl verstattet, geringschätzig die vorschnellen Tadler abzuweisen, die wenigstens nicht aus eigener Erfahrung Einsicht in das Wesen und Wirken des Genius gewonnen hatten. Im Anklang an jenes Xenion ruft er später einmal im Drange der Arbeit aus: „Wüßten es nur die allzeit fertigen Urtheiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!“[30])

Der Meister der neuesten Kritik hat nun von seiner Art und Kunst eine so gründliche Probe abgelegt, daß er für jetzt vom satirischen Schauplatze zurücktreten mag. Damit aber durch den Gegensatz sein Charakter noch deutlicher ausgeprägt erscheine, wird gleich nach ihm der Chor der Alten, der wehmüthig gestimmten Anhänger des Hergebrachten vorgerufen, um in den „Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger“ (309—18)[31]) mit possirlichen Trauertönen den Verfall jeder löblichen poetischen Sitte, das rettungslose Dahinschwinden des einst so sanft glänzenden goldenen Zeitalters der Litteratur zu beklagen. Nachdem kaum Friedrich Schlegels kecke Sprüche verklungen sind, vernehmen wir ein Schmerzenslied, das wohl verdiente, von allen Insassen des Nicolai-Weißeschen Lagers empfindungsvoll nachgesungen zu werden. Durch diese Anordnung der einzelnen contrastirenden Gruppen suchten die Dichter gewissermaßen Ersatz zu bieten für

---

[30]) An Goethe 31. Mai 1799. — Diese Betrachtung war auch Goethen geläufig. Schon Jahre zuvor hatte dieser, während des zweiten Aufenthalts in Rom, aus der Fülle der gesammelten Anschauungen hieraus, ruhig, ohne polemischen Seitenblick, die Ueberzeugung geäußert, daß „doch im Grunde Niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst habe, als der Künstler selbst.“ (29, 161.)

[31]) Unter dem Gesamttitel „Jeremiade“ hat Schiller diese prächtigen, ohne Commentar allgemein verständlichen Epigramme verdientermaßen in den zweiten Band der Gedichte (S. 191—193) aufgenommen.

den unausgeführt gebliebenen Plan, den sie ursprünglich mit so lebhafter Neigung erfaßt hatten und den sie endlich nur gezwungen und ungern fahren ließen — für den Plan nämlich, die Xenien zu einem wohlgefügten und wohlgegliederten Ganzen kunstgemäß auszubilden.

Indem wir nun die vielseitige Kraft des satirischen Dichters bewundern, der die entgegengesetzten Sinnesarten und Bestrebungen der Zeitgenossen mit gleich treffender Schärfe zu zeichnen vermag, können wir uns doch eines leisen Bedenkens nicht erwehren, das seinen Ausdruck in der Frage findet: Ist hier dem jungen Friedrich Schlegel nicht zu viel geschehen? Und zwar zu viel im doppelten Sinne: — verdienen seine Aeußerungen eine so eingehende Beachtung? verdienen sie eine so verletzende Zurückweisung? Mehr als ein halb Dutzend Epigramme — ist das nicht ein zu reichlicher Lohn für die auf wenigen Seiten einer Zeitschrift verübte kritische Ungebühr? Und wäre noch die Zeitschrift ein seit langen Jahren fest begründetes, einflußreiches Institut, wäre noch der Kritiker ein Mann von weit verbreitetem Ansehen gewesen! Aber keins von beiden; die Zeitschrift, die sich nur ein Jahr hindurch mühselig erhielt, gehörte nicht zu den Journalen, aus denen zahlreiche Leserkreise ihre Meinungen zu schöpfen pflegten; und der Kritiker selbst, wenn er auch Anlage und Lust so wohl zum Revolutionär wie zum dictatorischen Gesetzgeber verrieth, hatte es bis dahin doch noch nicht zu weitreichendem Einflusse, zu richterlichem Ansehen gebracht. Weshalb also die geschärfte Rüge, dieser auszeichnende Tadel?

Schiller hatte seine zureichenden Gründe, diese dem jungen Kritiker bereitete Auszeichnung für wohlverdient und zweckmäßig zu halten. Schon vor längerer Zeit war Friedrich Schlegel für ihn der Gegenstand einer nicht unfreundlichen Aufmerksamkeit geworden. Der junge Mann war damals in einem schwierigen Proceß des Werdens begriffen; er schien noch den Weg zu suchen, auf dem eine gedeihliche und bequemere Ent-

faltung seiner Anlagen gelingen konnte. Er war reich an Ideen, die, wie sie durch die geistige Bewegung des Zeitalters angeregt waren, so auch fördernd auf diese zurückwirken und mit treibender Kraft sie beschleunigen sollten; er war reich an Plänen, die seine Thätigkeit anspornen und zugleich in einer bestimmten Richtung festhalten mußten. Aber dieser Ideenreichthum war noch nicht vollkommen bewältigt, diese Pläne schienen noch nicht gereift; und sie waren so umfassend und weitaussehend, daß es zweifelhaft erscheinen konnte, ob man gerade ihm ihre Vollführung zutrauen durfte. Vor allem aber ward es ihm schwer, den Gedankengehalt, den er in sich trug, übersichtlich darzulegen oder in gefällige Form zusammenzufassen; es ward ihm schwer, in der Mittheilung seiner Anschauungen bis zur völligen Klarheit vorzudringen. Indeß selbst diese Schwierigkeit deutete auf den Ernst seines Strebens. Das Formtalent, das seinem älteren Bruder schon von der Natur vergönnt war, sollte sich bei ihm als das mit eigenen Kräften gewonnene Ergebniß einer selbständigen Geistesbildung entwickeln[32]). Er nahm es schwer mit sich und mit seinen Aufgaben, er begnügte sich nicht mit dem Schein, er drang auf das Wesen; vor aller Flachheit schien sowohl sein Wille wie seine Neigung ihn für immer bewahren zu müssen.

Dies alles war dem Blicke Schillers nicht entgangen. Dem

---

[32]) Daß er sich als einen Denker von tieferer philosophischer Bildung dem formgewandten Bruder gegenüberstellte, deutet er ziemlich unbefangen an, indem er an Schiller (12. Decbr. 1795) schreibt: „Ich bin sehr begierig auf meines Bruders Briefe über die Poesie. Wenn er die metaphysischen Untersuchungen ganz zu vermeiden gewußt hat, so erwarte ich viel Gutes." — Die hier angedeutete Befürchtung war allerdings nicht ohne Grund. Diese zuerst in den Horen gedruckten Briefe wurden zwar noch in den „Charakteristiken und Kritiken" zugelassen; im Vorwort aber legte der Verfasser über das Einseitige und Mangelhafte der hier begonnenen Untersuchungen ein freimüthiges Bekenntniß ab. Warum er später diese Briefe aus der Sammlung seiner kritischen Schriften (1828) ausschloß, sagt August Wilhelm im Briefe an Tieck vom 3. Septbr. 1837.

philosophischen Dichter, der Ernst und Kraft des Willens immer höher schätzen lernte, mußte diese beharrliche in ihren Tiefen arbeitende Natur wohl einige Theilnahme abnöthigen. Er hatte Acht auf Schlegels schriftstellerische Versuche. Diese schreckten ihn allerdings zuweilen durch ihre innere und äußere Unfertigkeit dermaßen ab, daß er besorgte, dem schwerfälligen Autor möchte doch das eigentliche Talent zum Schriftsteller versagt sein.[33]) Dennoch behielt eine hoffnungsvollere Meinung die Oberhand. Schiller glaubte, daß man berechtigt sei, sich von Friedrichs Leistungen Vortreffliches zu versprechen, wenn es diesem nur erst gelungen sein würde, den noch in ihm bestehenden Kampf zwischen Form und Gehalt zu glücklichem Ende zu bringen und Leichtigkeit der Behandlung, Sicherheit und Klarheit der Darstellung als Preis dieses Kampfes sich anzueignen. In diesem Sinne sprach Schiller sich wiederholt aus;[34]) und auch ein Wohlwollender hätte sich kaum anders aussprechen können.[35]) Im Ganzen, darf man sagen, betrachtete Schiller Fried-

[33]) Der im 5. Stück des Merkur von 1795 (S. 79—92) enthaltene Aufsatz „Ueber die Grenzen des Schönen" erweckte ihm diese Besorgniß, die auch ein jetziger Leser wohl noch begreiflich finden wird.

[34]) Und zwar nicht nur gegen den Bruder im Briefe vom 29. October 95, sondern schon viel früher, im Anfange dieses Jahres, gegen Körner. Diesem schreibt er am 5. Januar: „Auch von ihm erwarte ich mit der Zeit, wenn seine Ideen, an denen er sehr reich ist, mehr Klarheit erhalten haben, und die Form über den Stoff erst Meisterin geworden ist, viel Vortreffliches."

[35]) Nachdem Schiller den in der Berlinischen Monatsschrift (Juli und August 1795) veröffentlichten Aufsatz über die Diotima gelesen, den Wilhelm ihm als die reifste unter den bis dahin bekannt gemachten Arbeiten Friedrichs bezeichnet hatte, gab er zu, daß hier eine merkliche Verbesserung anzuerkennen sei, fürchtete aber dennoch, daß der Verfasser von „einer gewissen Schwerfälligkeit, Härte und selbst Verworrenheit" sich nie ganz befreien würde. (An Humboldt 17. Decbr. 95. Fast dieselben Ausdrücke kamen schon vor in dem Briefe an Körner vom 4. Juli. —) Daß Schiller dies fürchtete, darf uns wohl nicht befremden, wenn wir erwägen, daß selbst Schleiermacher im Jahre 1800 (an Brinckmann 22. März) noch von Friedrichs „sich immermehr verlierender innerer Unfertigkeit und ungeordneter Fülle von Gedanken und Anregungen" spricht.

richs Sein und Streben mit günstigen Voraussetzungen; und der wohlmeinende Körner unterließ es nicht, diese zu bekräftigen und durch ein zur rechten Zeit gesprochenes, bald entschuldigendes, bald erklärendes Wort seinen Schützling dem Freunde zu milder, schonender Beurtheilung zu empfehlen.

Friedrich seinerseits schien diese Empfehlungen durch sein Verhalten gegen Schiller durchaus rechtfertigen zu wollen. Unverhohlen, mit jugendlicher Wärme gab er kund, wie innig und dankbar er den Mann bewundere, „der um die Wiederherstellung der Kunst einen zweifachen Lorbeer verdient habe"; man konnte glauben, daß gerade er unter den Jüngeren am besten befähigt sei, Schillers Natur in ihrer Einheit und Einzigkeit zu erfassen und die in den Werken des Philosophen und Dichters sich vollziehende Verbindung zwischen streng speculativem Sinne und poetischem Darstellungsvermögen in ihrer tiefen und herrlichen Nothwendigkeit zu begreifen. Mit dem, was Schiller in den Untersuchungen über naive und sentimentalische Dichtung für die Philosophie der Kunst leistete, kam er auf Friedrichs eigenem Forschungsgebiete diesem fördernd entgegen; sieht man von den nächsten Geistesfreunden Schillers ab, so war unter der damaligen Generation nicht leicht Jemand so vorbereitet, wie eben Friedrich Schlegel, auf die dort niedergelegten und angeregten Betrachtungen einzugehen; ihre schöpferische Bedeutung, ihre folgenreiche Wichtigkeit für die Gestaltung einer auf geschichtlichem Fundament aufzubauenden Kunstphilosophie hat er gewiß, wenn auch nicht völlig erkannt, so doch deutlicher als andere geahnt; und gewiß war es ein Lob, aus vollem Herzen gesprochen, wenn

---

„Dies ist ein Zustand," fährt Schleiermacher fort, „durch den er nach seinem ganzen innern Wesen, der Art seiner Bildung, und der Größe seines Zieles und seiner Ansichten nothwendig hindurch mußte, und ich glaube nach vielen Anzeichen ihn nun am Ende desselben zu sehen." — Diese Worte wurden geschrieben, nachdem Schleiermacher das ihm sehr zusagende „Gespräch über die Poesie" gelesen hatte.

er bekannte, daß „die Philosophie der Kunst durch Schiller in wenigen Monaten um viele Jahre älter geworden sei.“[36])

Auch schien es sein Wunsch, persönlich freundschaftliche Beziehungen mit Schiller herbeizuführen. Schon im Herbst 1794 hatte er diesem durch Körners Vermittelung einen Aufsatz für die „Thalia“ angeboten; es war ihm nicht lieb, daß Schiller die Arbeit, die er allerdings in seine Zeitschrift aufzunehmen versprochen hatte, hernach an den Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift“ abtrat.[37]) Als die „Horen“ begründet wurden, konnte Friedrich zwar nicht mit dem rüstigen Eifer, den sein Bruder entwickelte, in die vorderste Reihe der Mitarbeiter eintreten; als Schiller ihn aber in diesen Kreis einlud, begrüßte Schlegel diese Aufforderung mit lebhafter und, wie man annehmen darf, unverstellter Dankbarkeit[38]); zugleich sprach er sich bei diesem Anlasse über das Mißfällige und Ungenügende seiner Arbeiten so unumwunden aus, daß selbst der unfreundlichste Kritiker diesen Tadel kaum hätte überbieten können. Vielleicht mochte es scheinen, daß dieser junge Autor die edle Pflicht der Selbsterkenntniß etwas gar zu streng ausübe; aber noch hatte Friedrich keinen Grund zu dem Argwohn gegeben, daß hinter dieser mit so absichtsvoller Stärke ausgedrückten Bescheidenheit ein noch stärkeres Selbstgefühl sich verberge. Mit Offenheit und Vertrauen äußerte er sich gegen Schiller über seine Pläne, die ihm aus dem Studium der antiken Poesie aufgegangen waren; er verbreitete sich über die Schwierigkeiten und Hinder-

---

[36]) Vgl. Friedrichs Briefe an Schiller vom 12. Decbr. 95 und 2. Mai 96.

[37]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 2, 207. 211. 216. 217. 227. In den beiden letzten Heften der Berlin. Monatsschrift vom Jahre 1794 erschienen die Aufsätze „Von den Schulen der griechischen Poesie“ und „Vom ästhetischen Werth der griechischen Komödie“. — Außer Körner bezeigte damals auch Wilhelm von Humboldt für Friedrichs Autorschaft ein thätiges Interesse. Siehe in demselben Bande des eben genannten Briefwechsels S. 180. 183. 185.

[38]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner 3, 268. 272. Im Briefe an Humboldt vom 17. December 95 wiederholt Schiller den Wunsch, Friedrich möchte etwas Brauchbares für die Horen liefern.

nisse der langsam vorschreitenden Ausführung und wünschte, daß Schiller dem Ausgeführten eine kritische Prüfung gönnen möchte. Endlich überwand er auch seine Zaghaftigkeit so weit, daß er die Ehre der Mitarbeiterschaft an den „Horen" durch einen Aufsatz zu erstreben wagte, der unglücklicher Weise Schillers Meinung von seinen Fähigkeiten nicht höher stimmen konnte[39]).

Solchergestalt hatten sich die persönlichen Beziehungen zwischen Schiller und Schlegel entwickelt, als jene Recension des Musen-Almanachs in die Welt gesandt ward.

Der jugendliche Autor schien hier plötzlich sein Wesen umgewandelt zu haben; oder vielmehr, er hatte sich der unbequemen Hülle der Bescheidenheit entledigt und zeigte, sei es mit Absicht oder halb unbewußt, seine angeborene und schon bis zu einem anerkennenswerthen Grade ausgebildete Geistesart. Aus dieser Beurtheilung, mochte sie sich zu Lob oder Tadel wenden, blickte ohne Scheu eine unbehagliche Anmaßung hervor; versteckter und offener Spott war hier, nicht kärglich, ausgesäet; der Kritiker erschien durchaus von dem Hange beherrscht, seltsam aufgestutzte Gedanken in möglichst auffallender Form vorzubringen.

War das der ungewandte, verzagte Schriftsteller, der, wie

---

[39]) Es war dies der Aufsatz über Caesar und Alexander. Schiller verweigerte die Aufnahme dieser „welthistorischen Vergleichung", obschon sie in den Horen, wo Archenholz und Woltmann als Historiker prangten, immerhin ein Unterkommen hätte finden dürfen. Schlegel würdigte sie später eines Platzes im vierten Bande seiner Werke. Ob er dieser Jugendarbeit vorher einige Verbesserungen angedeihen lassen, vermögen wir natürlich nicht zu bestimmen; aber auch so wie sie jetzt dasteht, rechtfertigt sie Schillers Verwerfungsurtheil. Schlegel selbst spricht in der später beigegebenen Anmerkung von „der jugendlichen Schwerfälligkeit der Behandlung und des Ausdrucks." Aber damit ist der Tadel bei weitem nicht erschöpft. Unter allen damaligen Arbeiten Schlegels ist diese die geringfügigste. An geschichtlichem Gehalt ist sie gänzlich leer, und von überraschender Dürftigkeit ist das hier vorgetragene Raisonnement, in dem Schlegel nachträglich Ansätze zu seiner historisch-philosophischen Betrachtungsweise entdecken wollte. Vgl. die Anmerkungen auf S. 263 und 91 des vierten Bandes mit der Vorrede S. V.

Körner rühmte, für jede Belehrung sich zugänglich und dankbar bewies, der, mit allem Nachdrucke einer wirklichen Ueberzeugung, seine wohlerkannten Mängel eingestanden und beklagt hatte? War das der warme Verehrer Schillers, der für das Haupt des Dichters und Denkers einen zwiefachen Lorbeer bereit hielt?

Man mag nun ermessen und sich deutlich genug vorstellen, welchen Eindruck Schiller von dieser unerwarteten kritischen Kundgebung empfangen mußte! Eben weil er von Schlegels geistigem Vermögen nicht gering gedacht hatte, mußte dieser Eindruck doppelt widerwärtig sein. Eben deshalb aber konnte ihn auch Schlegels Spott und Tadel nicht ganz und gar gleichgültig lassen.

Und dieser Tadel richtete sich zum Theil gegen die Erzeugnisse, die seinem Geiste, seinem künstlerischen Empfinden damals noch so lieb und nahe waren, gegen die Gedichte, in denen, wie er es zu bezeichnen pflegte, „er noch am Ufer der Philosophie hingesteuert war." Wir wissen und erkennen jetzt, wie Schiller in diesen Gedichten, mit denen er seinen Wiedereinzug in das Reich der Poesie feierte, die Herrschermacht und bildende Kraft der Phantasie auf einem ihr scheinbar fernliegenden Gebiete, auf dem Gebiete des Gedankens, energisch bewährt hat; wir wissen, wie viele von den Ideen, welche ihm die theuersten waren, hier nicht etwa bloß mit dichterischem Gewand bekleidet, sondern in die Freiheit und helle Weite der künstlerischen Anschauung herübergeführt, und, ohne von ihrem selbständigen Gehalt etwas einzubüßen, der Poesie innigst anvermählt wurden, so daß sie in dieser überraschenden Verbindung eine neue Kraft erhielten und zugleich jedem Gemüthe faßlich und vertraut nahe rückten; wir wissen ferner, mit welcher „verstandenen Bewunderung"[40]) jeder der nächsten Freunde Schillers diese Dichtungen aufnahm, in denen der Poet die Doppelnatur seines Geistes nur offenbarte, um deren untrennbaren inneren Zusammenhang zu be-

---

[40]) Humboldt an Schiller S. 149.

zeugen. Und nun, nachdem Goethe, Humboldt, Körner ihr Urtheil gesprochen, trat Friedrich Schlegel an ihn heran, um mit jugendlicher Kunstweisheit ihm gelehrt und lehrhaft darzuthun, daß in dem Gedichte „Der Tanz“ ein Ton gewählt worden, der die Weitschweifigkeit des Ovid mit der Schwerfälligkeit des Properz vereinige.[41]) — Der zuversichtliche Kritiker theilte ihm ferner mit, daß er von den „Stanzen an den Leser“ — gemeint ist das Gedicht: Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen u. s. w. — zwar die erste Strophe wunderschön, die beiden folgenden aber unschicklich finde und in ihnen nichts als eine leere Verbeugung erblicke. Den „Idealen“ spendete er zwar Lob und Bewunderung im Ueberfluß; aber das Lob ward doch bis zu einer bedenklichen Höhe gesteigert, wenn er sich schließlich dahin vernehmen ließ, daß er, um einige kleine Flecken aus diesem Gedichte getilgt zu sehen, gerne die „Würde der Frauen“ hingäbe.[42])

---

[41]) „Ueberhaupt scheint die Elegie,“ setzt er dann hinzu, „welche ein sanftes Ueberströmen der Empfindungen fordert, Schillers raschem Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen. Seine kühne Männlichkeit wird durch den Ueberfluß, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt.“ — Es ist schon ein absurdes Mißverständniß, daß der Kritiker, doch nur aus Rücksicht auf das Metrum, ein Gedicht, wie den Tanz, unter den gewöhnlichen engen Begriff der Elegie bringen will.

[42]) Die Worte lauten: „Um die Knoten der Liebe und die Säule der Natur aus den Idealen zu tilgen, gäbe ich gern die Würde der Frauen.“ — In der ursprünglichen Fassung jenes Gedichts schloß die vierte (jetzt die dritte) Strophe mit den Versen:

„So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.“

Durch die später vorgenommene Aenderung (So schlang ich mich mit Liebesarmen u. s. w.) ward das Mißfällige in Wort und Bild beseitigt. — Die feindselige Gesinnung gegen die Würde der Frauen theilte Friedrich Schlegel mit Tieck, der sie in einer wenig beachteten und auch wenig beachtenswerthen Recension des Musen-Almanachs kundgab. Diese Beurtheilung ward, als ein Product Bernhardis, im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks abgedruckt und ist jetzt auch in Tiecks Kritischen Schriften 1,87 fgg. zu lesen.

Zwischen diese gehaltleeren Einfälle waren dann einige feine, richtige Bemerkungen hineingestellt.[43]) Aber dadurch ward das Vergehen des Kunstrichters nur noch erschwert. Denn wenn dieser in einzelnen Aeußerungen ein so feines Verständniß verrieth, und dennoch in den meisten Fällen den Dichter und dessen Zwecke so gröblich verkannte, so durfte man leicht zu der mißtrauischen Vermuthung geführt werden, daß dies Verkennen weniger aus Mangel an Gefühl und Einsicht als aus einem absichtlichen Nichtverstehen entsprungen sei. —

Mochte nun Schiller sich diesem Mißtrauen hingeben oder mochte er die Fehlgriffe des Kritikers aus der mangelhaften Entwickelung eines sich überhebenden Geistes ableiten, in jedem Falle — das wird uns jetzt einleuchtend geworden sein — mußte er sich bewogen fühlen, den vermessenen Aufkömmling in seine Schranken zurückzuweisen; in jedem Falle mußte er es der Mühe werth erachten, es diesem vorwitzigen Adepten der kritischen Kunst durch eindringlichen Spott zum Bewußtsein zu bringen, wie wenig er noch von den inneren Geheimnissen dieser Kunst erlauscht habe. Friedrich hatte muthwillig diese satirische Rüge herausgefordert. Selbst der freundlich gesinnte Körner vermochte gegen die Züchtigung nichts einzuwenden; und der eigene Bruder mußte bekennen, daß sie wohl angebracht und wohl verdient gewesen[44]).

---

[43]) So hebt er z. B. in Uebereinstimmung mit Schillers Freunden das Epigramm „Columbus" besonders hervor; den Schluß der „Ideale," der selbst Körnern keine volle Befriedigung gewährte, der aber, wie Schiller sagte (an Humboldt S. 186), „schlechterdings nicht anders sein durfte", findet Schlegel durchaus tadellos; wenn er in der „Macht des Gesangs" die dritte Strophe tadelt und von einem „nicht reif gewordenen Gleichnisse" spricht, so kann er hier Körners Meinung für sich anführen, die er auch vielleicht im Gespräch vernommen haben mag; vgl. Körner an Schiller 3, 283. — Was Jean Paul an den „Idealen" auszusetzen fand, erfährt man aus der dritten Abtheilung der Vorschule der Aesthetik, Werke (1861) 19, 65.

[44]) Körner schreibt (3, 262): „Daß du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden;" — doch bittet er zugleich den

Vielleicht stimmte Friedrich selbst im Geheimen diesem Bekenntniß bei; vielleicht gab er zu, daß er die Pfeile des Spotts, die aus dieser ersten gegen ihn gerichteten Xenienreihe so dicht ausflogen, selbst auf sich herabgezogen habe. Aber wollte er auch, was freilich seiner Natur widersprochen hätte, diesen gerechten Lohn ohne Murren hinnehmen, so mußte er um so entschiedener darauf beharren, daß er die Angriffe, die sich im weitern Verfolg der Xenien gegen ihn erneuerten, keineswegs verschuldet habe.

Zwar darüber durfte er dem Xeniendichter nicht zürnen, daß dieser auch bei dem Besuche der classischen Unterwelt seiner nicht vergessen hatte. Friedrich konnte es wohl als eine schmeichelhafte Aufmerksamkeit gelten lassen, daß er und der Bruder hier als Nepoten Lessings zu Ehren kamen[45]); und wenn dann be-

---

Freund, den jungen Unbescheidenen nicht ganz aufzugeben. — August Wilhelm sagt in der Antwort auf Schillers Absagebrief vom 31. Mai 1797: „Wenn meine dringendsten Vorstellungen etwas gefruchtet hätten, so hätte er seinen Brief über den Almanach von 96. gar nicht drucken lassen. Daß diese Manier zu urtheilen, mit einigen spottenden Einfällen erwidert ward, fand ich sehr natürlich und billig, und hätte von Herzen gewünscht, daß er es dabei hätte bewenden lassen. Er kannte den Grad meiner Anhänglichkeit an Sie, und es war also mit jener Zeit eine ausgemachte Sache unter uns, daß er sich nie gegen mich über irgend etwas äußerte, was Sie auf das entfernteste betraf."

[45]) Ich nehme es für ausgemacht, daß in dem Xenion 341: „Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten" u. s. w. Achilles-Lessing und nicht etwa Johann Elias Schlegel der Fragende ist. — Zur Erläuterung der Xenien, welche die Nekyia im eilften Buche der Odyssee parodiren, pflegt man die homerischen Verse in der späteren Vossischen Uebersetzung anzuführen. Um aber den parodischen Witz dieser Xenien herauszuheben, muß man die Verse aus der ältesten Vossischen Uebersetzung der Odyssee von 1781 herbeiziehen [wie denn auch im 8. Bande der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" durchweg geschehen ist]. Diese hatte Schiller vor Augen; an den Wortlaut dieser Uebersetzung schloß er sich, wie es ja auch das Wesen der Parodie erfordert, so eng wie möglich an. Wenn z. B. im Xenion 343 Achilles sich nach dem alten Peleus-Gleim erkundigt:

„Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest? —"

so citiren die Erklärer dazu die steifen gravitätischen Verse der späteren Vossischen Uebersetzung:

richtet ward, daß diese Nacheiferer des großen Kunstrichters bei ihren kritischen Kampf- und Wagestücken ihr Geschoß zuweilen ziellos ins Blaue entsendeten, so durfte er auch daran kein ernstliches Aergerniß nehmen. Scharf und verletzend mußten ihn aber die Xenien treffen, in denen einzelne Sätze aus seinem Werke über „Die Griechen und Römer" mit satirischer Lust unbarmherzig parodirt wurden. Sie bilden eine reiche Gruppe (von Nr. 320—331); der kühne Witz des Dichters feiert hier die schönsten Triumphe. Das angeblich Uebertriebene oder Abgeschmackte der Schlegelschen Behauptungen wird mit sinnlicher Anschaulichkeit dem Leser vors Auge geführt; ich erinnere beispielsweise nur an den mit erleichterter Brust aus der Tragödie hinweghüpfenden Griechen (326); — der prägnante bildliche Ausdruck, der in dieser Xenienreihe vorherrscht, reizt und befriedigt die Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade; der Poet hat die Stacheln seiner Verse so fein und scharf zugespitzt, als ob er recht geflissentlich dafür Sorge tragen wollte, daß sie sich der Erinnerung der Hörer so tief und fest wie möglich einsenkten; und so konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß der Spruch über die mit so kurzem Gedärm versehenen geschwindschreibenden Sonntagskinder alsbald zu dem Ansehen einer sprüchwörtlichen Wahrheit gelangte.

Aber ich will hier nicht Schiller als den Meister der epi-

„Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadellosen, du hörtest:
Ob er annoch ehrvoll bei den Myrmidonen gebietet?"

Diese Erklärer mußten also annehmen, daß Schiller ganz zwecklos, oder vielmehr seinem Zwecke geradezu entgegen, die Verse zum Behufe seiner Parodie erst selbst übersetzt habe. Aber nein, er giebt ganz genau die alten Vossischen Verse wieder:

„Melde mir auch, wo du Kunde vom großen Peleus vernahmest,
Ob er noch weitgeehrt die Myrmidonen beherrsche."

Schiller ließ die späteren Vossischen Arbeiten nicht gelten; nur die alte „Odüssee" hielt er stets lieb und werth (an Körner 4, 79); an dies herrliche und liebliche Meisterstück deutscher Sprache und Kunst knüpften sich für ihn, wie wir aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte wissen, die schönsten Erinnerungen aus dem Sommer 1788 (vgl. an Körner 1, 335).

grammatischen Kunst preisen, obschon ich glaube, daß er als solcher noch nicht den verdienten Kranz empfangen hat. Hier sei nur die Frage in Betracht gezogen, ob damals dem kaum veröffentlichten Buche Friedrich Schlegels ein solcher vervielfältigter satirischer Bewillkommnungsgruß gebührte.

Zuversichtlich darf man antworten: nein! Grade bei Schiller und dessen großem Freunde verdiente das Buch eine wohlwollende Aufnahme zu finden. Keineswegs hätten die beiden Dichter, welche die Bildungsverhältnisse ihres Zeitalters bis tief auf den Grund durchschauten, den jungen Verfasser auf seiner Bahn überall mit durchgehender Billigung begleiten können; aber sie durften nicht läugnen, daß die von ihm betretene Bahn sich in der Richtung hinzog, auf die sie selbst hingedeutet und hingeleitet hatten. Mit einem Worte: die Tendenz des in diesem Buche begonnenen Unternehmens mußten sie rühmend anerkennen, wenn auch die Ausführung oft genug die Probe nicht bestehen konnte.

Hat also Schiller hier, im Bewußtsein der Uebermacht, ein noch nicht zur vollen Entwickelung seiner Kräfte gediehenes, aber einem richtig erkannten Ziele mit ernstem Willen zustrebendes Talent mit den Streichen der Satire niederhalten und zurückschlagen wollen? Auch hier müssen wir mit gleicher Zuversicht ein Nein aussprechen.

Man rückt schon das ganze Verhältniß aus dem richtigen Gesichtspunct, wenn man Schlegels Buch, wie es kurz nach dem Erscheinen der Xenien als ein zusammenhängendes Werk in die Litteratur eintrat, mit den Schillerschen Epigrammen unmittelbar in Verbindung bringt. Diese Epigramme gelten allerdings dem Buche; unmittelbar hervorgerufen wurden sie aber nicht durch das Buch, sondern durch einen vorläufigen Auszug aus den ersten zehn Bogen dieses Buches, der, zum schweren Schaden des Verfassers, in dem sechsten Hefte der Zeitschrift „Deutschland" erschien,[46]) — in dem selben Hefte, das auch die unselige Recension des Musen-Almanachs ans Licht gebracht hatte.

[46]) Der Auszug, der sich bis auf S. 152 des Buches erstreckt, wird

Daß wir aus diesem Auszuge und nicht aus dem Buche selbst die Erklärung der Schillerschen Epigramme zu entnehmen haben, das hat schon Boas mit unbefangenem Blicke eingesehen und richtig nachgewiesen. Der gegen diesen Nachweis leichtfertig erhobene Widerspruch konnte nur von denen ausgehen, die weder das Schlegelsche Buch in seiner ersten Gestalt, noch die Reichardtsche Zeitschrift je gesehen hatten.

Und daß wir diese Beziehung der Schillerschen Epigramme zu jenem vorläufigen Auszuge entdeckt haben, — was gewinnen wir hierdurch? Wir lernen hierdurch begreifen, wie Schiller zu seinen Epigrammen angereizt ward, wir lernen einsehen, daß — wenn mir der paradoxe Ausdruck gestattet ist — Schlegel ein Unrecht erlitt, ohne daß Schiller ihm ein Unrecht that; beide, der angreifende Satiriker wie der angegriffene Autor, beide sind gerechtfertigt. —

Schlegels Buch war die Frucht des ernsten Strebens seiner Jugendjahre. Er selbst bezeichnete es in späterem Alter als „den Anfang und die Grundlage aller seiner Arbeiten und Studien über das classische Alterthum."[47]) Er hatte es nicht voreilig unternommen. Ganz dem Alterthum zugewandt, innerlich beglückt in der Nähe der classischen Welt, emporgehoben durch den Verkehr mit den Geistern, die jene Welt beherrschten, hatte er schon früh den Gedanken einer Arbeit gefaßt, die gar wohl die Mühen eines ganzen Lebens lohnen konnte. Er wollte für die Geschichte der alten Litteratur ein Winckelmann werden. Was Herder schon vor Jahrzehnten verlangt und erhofft hatte,[48])

---

in der Zeitschrift S. 393 mit folgenden Worten eingeleitet: „Wir haben von dieser wichtigen Schrift, die zur Michaelismesse erscheinen wird, zehn Bogen vor uns liegen, und eilen unsern Lesern einen kleinen Vorschmack davon zu geben, indem wir die Hauptsätze ausheben und sie mit vielen der schönsten Stellen vorlegen." — Zum Schlusse heißt es dann (S. 415): „Und hiermit sey's genug. Jeder Freund der Kunst und Literatur wird gewiß der Erscheinung dieses wichtigen Werkes mit Sehnsucht entgegensehen."

[47]) In der Vorrede zum fünften Bande der Werke.

[48]) Schon 1767, in der zweiten Sammlung der Fragmente über die

das sollte durch ihn zur Erfüllung kommen. Was er unternahm, war durch die Zeit gefordert. Auf ein Werk, wie er es im Sinne trug, wiesen die edelsten Bestrebungen hin, die seit Winckelmann und Herder in unserer Litteratur rege geworden. Er durfte hoffen, durch ein solches Werk unmittelbar fortzuleiten, was jene Geister begonnen hatten.

Den Grundgedanken dieses Werkes, das freilich bei dem damaligen Stande der philologischen Studien und, bekennen wir es nur, bei der Beschaffenheit des Schlegelschen gelehrten Wissens im Einzelnen nur ungenügend hätte ausfallen können — den Grundgedanken faßte er unstreitig in seiner ganzen Weite und Tiefe. Sein Blick war auf das Alterthum gerichtet, aber um sich von dort heller und schärfer auf die Gegenwart zurückzuwenden. Wenn eine geschichtliche Darstellung vom Werden, Sein und Vergehen der antiken Dichtkunst der Entwickelung der neuen Litteratur förderlich werden sollte, so mußte vor allem das Verhältniß der modernen zur antiken Kunstbildung untersucht und festgestellt werden.

Diese Aufgabe hatte Schlegel in seinem Erstlingswerke über „Die Griechen und Römer" kühn ins Auge gefaßt. Die große Erscheinung der antiken Poesie sollte in ihrer Gesetzmäßigkeit, in der harmonischen Verbindung ihrer Theile, als ein

---

neuere deutsche Litteratur (S. 273) hatte Herder die denkwürdige Frage gethan: „Wo ist aber noch ein deutscher Winckelmann, der uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, als er den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeigt?" — Und er fährt fort: „Diese Geschichte der griechischen Dichtkunst und Weisheit, zwei Schwestern, die nie bei ihnen getrennt gewesen, soll den Ursprung, das Wachsthum, die Veränderungen und den Fall derselben nebst dem verschiedenen Stil der Gegenden, Zeiten und Dichter lehren, und dieses aus den übrig gebliebenen Werken des Alterthums durch Proben und Zeugnisse beweisen. Sie sei keine bloße Erzählung der Zeitfolge, und der Veränderungen in derselben, sondern das Wort Geschichte behalte seine weitere griechische Bedeutung, um einen Versuch eines Lehrgebäudes liefern zu wollen." — Herder braucht hier fast dieselben Worte, mit denen Winckelmann die Vorrede zur Geschichte der Kunst eröffnet.

Ganzes, zur Darstellung kommen. Es sollte deutlich werden, daß die alte Dichtung in ihrer durch innere Nothwendigkeit bestimmten geschichtlichen Entwickelung selbst als ein herrlich zusammenstimmendes Kunstwerk dastehe, in dem das eine Gesetz der Schönheit waltet. — Wie kann es anders sein, als daß diese Darstellung überall vom Hauche der lebendigsten Begeisterung emporgetragen wird! Aber diese Begeisterung ist nicht künstlich erweckt, sie ist nicht leer und gegenstandslos. Daß sie von Einsicht und Kenntniß, von wahrem Gefühl für das Große begleitet ist, zeigt Schlegel, sobald er aus dem Gesamtbilde der alten Litteratur die einzelnen Dichtergestalten hervorhebt, um gleichsam das Auge des modernen Lesers an sie zu gewöhnen. Manches würdig ausgesprochene, aus tieferem Einblicke in das Wesen der antiken Kunst hervorgegangene Urtheil mußte damals überaus anregend wirken; auch noch in unseren Tagen kann man sich erquicken an den frischen und treffenden Worten, die uns hier oft genug begegnen[49]. Und wenn der Verfasser den Ton der Begeisterung auch noch so hoch stimmt, so sagt er doch im Grunde nicht mehr, als z. B. Goethe sagt, wenn er in der Einleitung zu den Propyläen die Griechen als ein Volk preist, „dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint." —

Dieser harmonischen Erscheinung der antiken Poesie wird nun die abschreckende und, wie man fürchten könnte, unheilbare Verworrenheit, das gestaltlose Chaos der neueren Litteraturen entgegengehalten. Schlegel müht sich ab mit Schilderung der drückenden Nachtheile, die auf dem Geistesleben der neuen Zeit lasteten, der Hindernisse, unter denen die neue Menschheit sich vergebens hervorzuarbeiten ringt, und die in allen Litteraturen ein freies und edles Aufstreben zur Schönheit hemmen. Auch

[49]) Ich verweise vornehmlich auf die mehrfachen Aeußerungen über Sophokles und auf die Bemerkung über Virgil S. 221.

hier fehlt es nicht an einem richtigen Hauptgedanken. Aber die Beobachtungen, die dieser vielfach überladenen Schilderung zum Grunde liegen, sind einseitig, willkürlich und mangelhaft. Mit schwerem Nachdrucke werden hier Meinungen vorgetragen, die Schlegel selbst später bei gereifter Erfahrung auf das entschiedenste verwarf[50]. Aber ungeachtet solcher zahlreichen und leicht

[50]) Man vergleiche die auf S. 35—37 mitgetheilten Bemerkungen über die Künstlichkeit des Reims, „der in der schönen Kunst immer eine fremdartige Störung bleibt", mit der geradezu entgegengesetzten Ansicht, die in der Recension der Goetheschen Werke geltend gemacht wird. — Es versteht sich daß ich hier überall nur auf die erste Ausgabe der Abhandlung „Ueber das Studium der griechischen Poesie", nicht auf den späteren Abdruck derselben im fünften Bande der Werke Rücksicht nehme. Wer Schlegels Jugendarbeiten nur aus den „sämmtlichen Werken" kennt, geräth auf jeder Seite in Gefahr, dem jungen Schlegel Ansichten und Ausdrücke unterzuschieben, die der längst katholisch gewordene Schlegel wohlbedächtig und ängstlich seinen früheren Schriften eingefügt hat, um seine ehemaligen Meinungen den Gesinnungen, zu denen er sich später bekannte, wenigstens scheinbar anzunähern. So hat man aus Unkenntniß dieses Verhältnisses, zur Erläuterung des Xenion Nr. 328:

„Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt."

auf eine im fünften Bande der Werke enthaltene Note hingedeutet, in der Schlegel sich folgendermaßen vernehmen läßt (S. 64): „Dieser vollkommene Zusammenhang (im Hamlet) wurde auch durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt. Aeußerst treffend ist alles, was in Goethes Meister darüber und über den Charakter der Ophelia, sowie über alles Einzelne im Hamlet gesagt wird. Nur die Idee des Ganzen. so wie dieser Gattung überhaupt, ist nicht berührt; nämlich die Idee von dieser eigenthümlichen tragischen Weltauffassung, welche auf dem alle Tiefen der Seele durchschneidenden skeptischen Gefühl über die ewig unauflösliche Dissonanz des in seinen innersten Fugen zerrütteten Menschenlebens beruht." — Man hat sich durch diese Note zu der unglücklichen Vermuthung bestimmen lassen, Goethe könne wohl, um sich an Schlegel zu rächen, jenes Xenion verfaßt haben. In der ersten Ausgabe jedoch lautet diese Note ganz unschuldig: „Es war mir eine Ueberraschung, diesen vollkommenen Zusammenhang durch das Urtheil eines großen Dichters anerkannt zu sehen. Aeußerst treffend scheint mir alles, was Wilhelm in Goethes Meister darüber und über den Charakter der Ophelia sagt, wahrhaft göttlich seine Erklärung, wie Hamlet wurde. Nur vergesse man auch nicht, was er war." (S. 56.) Diese Note fehlt in dem Auszuge. Hätte der Xeniendichter sie aber auch in dem Buche

erkennbaren Fehlgriffe verläugnet Schlegel nicht den Sinn für die scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten, die in der Kunst- und Dichtungswelt der neueren Zeit hervortreten. Man würde ihm hartes Unrecht thun, wenn man ihm die Schuld aufbürdete, daß er, in einseitiger Befangenheit dem Alterthum hingegeben, vor den großen Offenbarungen des Menschengeistes in der neueren Poesie sein Gemüth verschließe, daß er von den manigfaltigen Wundern der modernen Dichtung sein Auge abwende. Um eine solche Anklage auf das gründlichste zu widerlegen, brauchte er nur auf alles das hinzuweisen, was er mit einer, so vielen Zeitgenossen damals noch unfaßlichen und unerschwinglichen, Begeisterung über Dante, Shakespeare, Goethe und vornehmlich auch über Schiller[51]) selbst geäußert hatte. Eine einseitige Verherrlichung der alten Poesie auf Kosten der neueren lag keineswegs in seiner Absicht. Er wollte darthun, wie weit unsere Litteratur seit ihrer, mit Klopstocks Auftreten erfolgten, Wiedergeburt sich selbständig, aus innerem Triebe, den Alten genähert habe; er wollte den Punct bezeichnen, wo die neuere Litteratur, zu ihrem Heile, sich am innigsten mit der antiken berühren müsse; er wollte den Zweck angeben, den die Zeitgenossen beim Studium der classischen Poesie zu verfolgen hätten.

Schon ehe das Werk den Lesern übergeben war, hatte

---

selbst gelesen, so hätte sie ihn in dieser Fassung unmöglich zu einer rächenden Satire anstacheln können. Man sieht hier zugleich ein Beispiel von der Art und Weise, wie Schlegel bei der Rectification seiner ehemaligen Arbeiten zu Werke ging.

[51]) Es ist nur Gerechtigkeit gegen Schlegel, wenn man die damals zum Preise Schillers geschriebenen Worte heute dem Leser wieder vorführt (S. 248): „Ihm gab die Natur die Stärke der Empfindung, die Hoheit der Gesinnung, die Pracht der Phantasie, die Würde der Sprache, die Gewalt des Rhythmus, — die Brust und Stimme, welche der Dichter haben soll, der eine sittliche Masse in sein Gemüth fassen, den Zustand eines Volkes darstellen, und die Menschheit aussprechen will." — Man bedenke, daß diese Worte um die Mitte der neunziger Jahre geschrieben sind! — Das gleich darauf folgende Urtheil über Wieland ist sogar lobend bis zur Ungebühr.

Schlegel Schillers Aufmerksamkeit dafür zu gewinnen gesucht. Da sich das Erscheinen des Buches verzögerte, ließ er die ersten Bogen an Schiller gelangen[52]), der, wie Schlegel selbst zu verstehen giebt, es mit Interesse aufnahm. Ueber den Werth seiner Arbeit äußerte sich der Autor mit einem wahren Ueberfluß von Bescheidenheit, oder vielmehr, er kehrte sein hochmüthiges Selbstbewußtsein gegen seine eigene Arbeit hervor, indem er das Bekenntniß abgab, daß dieser „unreife Versuch“ ihn mit „Ekel und Unwillen“ erfülle. Er sprach die begründete Furcht aus, daß für die meisten Leser „das Ganze, und noch weit mehr die erste Hälfte den Schein einer Partheyschrift“ haben würde, „da es doch ein Richterspruch sein sollte.“ Er wies dann auf die Einleitung und auf das Ende hin, wo einiges, wie er sagte, gutgemacht sei. Aber mochte er auch noch so triftige Gründe haben, seinem Buche viel Böses nachzureden, seine Selbstverurtheilung darf uns nicht abhalten, zu bekennen, daß hier, zum ersten Male seit Herders großen Jugendarbeiten, wieder ein kräftiger Anstoß zu fruchtbarer Behandlung der Litteraturgeschichte gegeben war.

Und gewiß hätte Schiller auch diese Anerkennung nicht zurückgehalten, gewiß hätte er in Schlegels historischen Betrachtungen eine Verwandtschaft mit seinen eigenen ästhetischen Untersuchungen zugegeben, wenn das Buch ihm gleich als ein Ganzes entgegengekommen wäre. Wenigstens hätte er das Buch mit dem entschiedensten Vorurtheile ansehen, es mit mißgünstig spähenden Blicken durchmustern müssen, um die anscheinenden Widersprüche herauszufinden, die er in den Xenien mit so köstlichem Witze bloßgestellt hat.

Nun aber bekam Schiller in unglücklicher Stunde — er hatte eben die Recension des Musen-Almanachs gelesen — den Auszug zu Gesichte. Die einzelnen Schlegelschen Kraftsprüche, alle der ersten schwächeren Hälfte des Buches entnommen, standen

[52]) Schiller hatte also diese ersten Bogen vor Augen; daß er aber für die Xenien nur den Auszug benutzt hat, geht aus den Xenien selbst unwidersprechlich hervor.

hier, unvorbereitet und innerlich unverbunden, hart nebeneinander gerückt. Das Ganze erhielt das Ansehen einer Sammlung von kecken Aphorismen, in denen ein frühreifer Geist sich seiner unverdauten Weisheit entlud. Schiller glaubte hier die selbe Manier wiederzuerkennen, die sich schon in der Recension des Musen-Almanachs abstoßend und widerwärtig genug gezeigt hatte, — den selben Hang zum Paradoxen, die selbe Anmaßung und, bei allem Schein der Tiefe, das selbe Unvermögen, in den eigentlichen Kern der Gegenstände zu dringen. Er sah — was Schlegel eben befürchtet hatte — in dem Urheber dieser Sprüche einen beschränkten Verehrer des Alterthums, der seine engherzige, kurzsichtige Parteilichkeit bis zum Lächerlichen trieb, der „dem hitzigen Fieber der Gräcomanie" unrettbar verfallen war. Aus den gewagten Sätzen, die hier in die engste und gefährlichste Nachbarschaft gebracht waren, schienen die grellsten Widersprüche hervorzublicken. Wenn Schiller auf S. 399 des Auszuges las:

„Charakterlosigkeit scheint der einzige Charakter der modernen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame ihrer Masse, Gesetzlosigkeit der Geist ihrer Geschichte und Skepticismus das Resultat ihrer Theorie" —

wenn er diesen umfassenden Urtheilsspruch in Betrachtung zog und dann gleich hernach (auf S. 379) von dem Autor vernahm, daß „nichts die Künstlichkeit der modernen ästhetischen Bildung besser erläutern und bestätigen könne, als das große Uebergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen in der ganzen Masse der modernen Poesie," — so wuchsen diese scheinbar sich widersprechenden Sätze wie von selbst zu dem lustigen Xenion zusammen:

„Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
Denn sie verstehen blos charakteristisch zu sein."

Nun begründet es freilich schon an und für sich keinen wirklichen Widerspruch, wenn man sagt: eben weil in der ganzen Masse der modernen Poesie alles Einzelne in einseitiger Richtung

dem Charakteristischen zustrebt und nicht einem durchgehenden Bildungsgesetze gehorcht, eben deshalb zeigt die Gesamterscheinung der modernen Poesie nicht, wie die der antiken, einen allumfassenden, festbestimmten, sich stets gleichbleibenden Charakter. In dem Buche selbst aber, wo jene beiden Sätze um mehr als dreißig Seiten von einander getrennt stehen und sorgfältig unter einander vermittelt werden, — in dem Buche selbst verschwindet auch jeder Schein des Widerspruchs. Nachdem Schlegel die Charakterlosigkeit der modernen Poesie proclamirt hat, ist er sogar vorsichtig genug, einschränkend hinzuzusetzen (S. 19): „Es ist einleuchtend, daß es in strengster und buchstäblicher Bedeutung keine Charakterlosigkeit geben kann." —

Indem ich den Auszug mit dem Buche selbst vergleiche, muß ich eines sehr bezeichnenden Wortes von August Wilhelm gedenken, das auf Friedrichs schriftstellerische Eigenthümlichkeit ein richtiges Licht wirft. „Das Fragment", heißt es in dem Briefe an Windischmann, den Böcking den Schlegelschen Werken einverleibt hat (8,291), „das Fragment war ihm schon früh ein hypostasirter Lieblingsbegriff geworden und ist es immer geblieben. Eine Jagd auf den Schein des Paradoxen ist unverkennbar. — — Wenn er aber zusammenhängend und ausführlich schrieb, dann verfuhr er ganz anders schon in der frühesten Periode. Vollends aber in der letzten versäumte er niemals, ehe er vor dem Publikum auftrat, conciliatorische Filzschuhe anzulegen." — Dies trifft vollkommen zu, und ist unmittelbar auf jenen Auszug anzuwenden. Denn dort ward die erste Hälfte des Schlegelschen Buches, nachdem die Bindeglieder herausgenommen waren, in solche Fragmente aufgelöst, die schon eine Familienähnlichkeit mit den aphoristischen Sätzen verrathen, durch die Friedrich hernach in der ehrbaren und ernsten deutschen Litteratur so viel absichtlichen Anstoß gegeben hat. Die conciliatorischen Filzschuhe sind hier abgelegt, und der sonst so behutsam Wandelnde tritt mit keckem Fuße hart und unangenehm dröhnend auf.

Wenn also Schiller den anspruchsvollen Schriftsteller satirisch abfertigte und ihm zurief, daß er die würdige Sache, für die er kämpfe, zum Spott und Gelächter mache, so ist der Dichter in gewissem Sinne gerechtfertigt; aber begreifen wird man es auch, daß Schlegel, der sich in seinem Wollen und Streben verkannt und sein Thun geschmäht sah, einen nie wieder schwindenden Groll faßte.

Dieser machte sich alsbald Luft in einer Recension des Xenien-Almanachs, in welcher der Schlegelsche Witz, vornehmlich gegen Schiller gerichtet, mit meisterhafter Gewandtheit sein ernstes Spiel treibt.[53]) Nur die Rücksicht auf Goethe bewirkte, daß man später im Athenäum, wo die Xenien in dem „literarischen Reichsanzeiger" einen nicht unwürdigen Epilog erhielten, von offener Feindseligkeit gegen Schiller abstand.[54]) Während

---

[53]) Die den Xenien selbst gewidmete Stelle kann man bei Boas lesen (2,35), der aber das Schlegelsche Geistessiegel auf dieser Recension nicht erkannt hat. Dies ist ihr indeß so deutlich aufgeprägt, daß man Friedrich unbedenklich als den Autor annehmen müßte, auch wenn er nicht durch Wilhelms Zeugniß äußerlich als solcher bestätigt würde. Dieser schreibt an Tieck (15. Januar 1830): „Ich erinnere mich unter andern, daß seine Anzeige der Xenien ein Meisterstück von Witz war." — Vollkommen ausgebildet zeigt sich Schlegels Manier auch in folgenden Worten der Recension, die Schillers einzelne Beiträge zum Musen-Almanach für 1797 berühren: „Die untadeliche Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten (S. 88—91), die sichtbare Kunst in Pompeji und Herkulanum, die versteckte Klugheit in den politischen Gnomen (S. 32. 33), der glänzende Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage des Ceres, verdienen wirklich nicht blos im Allgemeinen bewundert, sondern aufs genaueste entwickelt zu werden; wozu wenigstens hier der Ort nicht ist." — Friedrich Schlegels gereimte Epigramme gegen Schiller mögen zur Ehre seines Witzes der Vergessenheit theilhaftig werden, die er ihnen später mit so gutem Grunde wünschte.

[54]) August Wilhelm schreibt an Schleiermacher (1. November 1799): „Wenn wir mit Schiller übel umgehen, so verderben wir unser persönliches Verhältniß mit Goethe, woran mehr gelegen ist, als an allen Teufeleien der Welt." — Mit Freuden liest man jedes Wort, das uns die hohe und rührende Freundschaft der beiden Einzigen von neuem bestätigt. —

Wilhelm, den man noch im Herbst 1797 in litterarischen Kreisen zur „Schillerschen Partei" rechnete,[55]) die persönlichen Beziehungen mit Schiller durch Goethes Vermittelung gerne wiederhergestellt hätte, unterließ Friedrich offenbar jeden Versuch der Annäherung. Konnte er einmal im Laufe der nächsten Jahre nicht umhin, den Schillerschen Namen und die Schillerschen Werke zu erwähnen, so geschah dies mit einer Ironie, die sich gar nicht verstecken sollte.[56])

Daß Schiller einen persönlichen Widerwillen gegen das Brüderpaar nie hat überwinden können und wollen, wissen wir aus zahlreichen Aeußerungen. Obschon er das Einzelne ihrer Leistungen nicht unbillig beurtheilte und besonders in Friedrichs Natur den Ernst und die Tiefe anerkannte, so muß man doch wohl zugeben, daß er die Summe ihres Könnens und Thuns unterschätzte und ihre hohe Bedeutung für die Fortbildung unserer Litteratur nicht nach vollem Verdienste gewürdigt hat.

Damals, als Friedrich Schlegel die Recension des Musen-Almanachs und die Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie schrieb und hierauf von den Xenien so schwer getroffen ward — damals gab es noch keine sichtbar ausgebildete neue, noch keine romantische Schule. Und doch kann man behaupten, daß Schillers ganzes Verhältniß zu dieser Schule, wie es sich in der Folgezeit gestaltete, durch den hier geschilderten Vorgang, wenigstens äußerlich, bestimmt worden ist.

Was ich hier in engen Umrissen darzustellen versuchte, gehört der Vorgeschichte der romantischen Schule an. Damit es aber einem jeden möglich werde, sowohl die Vorgeschichte dieser Schule wie die Geschichte selbst ihrem ganzen Umfange nach aus den Quellen kennen zu lernen, scheint es endlich geboten, Hand

[55]) Vgl. die zwischen Friedrich Jacobs und Schütz gewechselten Briefe in der Briefsammlung des Letzteren 1, 199 u. 245.

[56]) Siehe Europa 1, 59.

anzulegen zur Ausführung eines Werkes, das schon lange nicht mehr unausgeführt sein sollte. Es scheint geboten, für Friedrich Schlegels Schriften das voll und ganz zu leisten, was für die Schriften August Wilhelms schon so trefflich geleistet worden. Und zwar wird eine nach strengen Grundsätzen geordnete Sammlung von Friedrichs Werken für die Litteraturgeschichte noch ergiebiger ausfallen und dieser das werthvollste Material zuführen.

Schon bald nach Friedrichs Tode beschäftigte sich Wilhelm mit dem Gedanken, aus den früheren Arbeiten des Bruders eine Auswahl zu treffen[57]) und, wie er es ganz schicklich bezeichnete, „dem früheren Friedrich gegen den späteren ein Denkmal zu setzen.“ Denn, in der That, Friedrich hat alles aufgeboten, um sein eigenes Jugendbild aus der Litteraturgeschichte auszulöschen. Es ist unmöglich, in den „sämmtlichen Werken,“ mit deren Bearbeitung er seine so vielfach gewundene litterarische Laufbahn abschloß, den jungen Friedrich Schlegel zu erkennen, der die Grundsätze und Doctrinen der romantischen Schule am selbständigsten ausgebildet und am unerschrockensten vertreten hat. Dieser Friedrich Schlegel muß für die Litteraturgeschichte wiedergewonnen werden.

Friedrich befand sich in einer unbehaglichen Lage, als er die Sammlung seiner Werke vornahm. Sein Geist war nicht frei und seine Lebensstellung nicht unabhängig genug, daß er es über sich vermocht hätte, in dieser Sammlung unbefangen ein getreues Abbild seiner wundersamen Geistesentwickelung und

---

[57]) Brief an Tieck vom 15. Januar 1830. — Auf diesen Plan, der den Angehörigen Friedrichs wohl nicht zusagen mochte, kam er auch 1834 in dem Briefe an Windischmann zurück, dem ein unvollständiges Verzeichniß von Friedrichs älteren Arbeiten beigegeben ward (Werke 8, 288 fg.) Es sei hier angemerkt, daß die Note zu Nr. 9 auf S. 289 nicht die Recension von Goethes Werken, sondern die überaus witzige Anzeige der von Büsching und v. d. Hagen herausgegebenen Volkslieder betrifft. Uebrigens hat sich Friedrich bei dieser Anzeige nicht anonym gehalten. Im Inhaltsverzeichnisse sind, wie bei den anderen Recensionen, die er in den Heidelberger Jahrbüchern drucken ließ, die Buchstaben Fr. S. angegeben.)

Geistesumwandlungen zu geben. Er wollte seinen Lesern nichts vorlegen, was zu den Ueberzeugungen, die er damals predigte, in einem unversöhnbaren Gegensatze stand. Nun gab es aber unter den Erzeugnissen seiner jüngeren Jahre gar manche, die sich gegen jede, auch nur scheinbare Annäherung an seine späteren Grundsätze mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit sträubten, manche, die von dem nun verpönten Geiste des jungen Friedrich Schlegel so durch und durch erfüllt waren, daß dieser Geist auch durch die gewaltsamsten Proceduren nicht mehr wegzubannen war. Hier blieb also keine Hülfe übrig; diesen widerspenstigen, unverbesserlichen Hervorbringungen ward der Zutritt in den Kreis der sämmtlichen Werke versagt; und so entzog uns denn Friedrich eine ganze Reihe von Arbeiten, die für die Erkenntniß seines eigenen Bildungsganges wie für die Entwickelungsgeschichte der romantischen Schule von eingreifender Bedeutung sind.

Die andern Erzeugnisse, deren völlige Aufopferung nicht unbedingt nöthig schien, wurden von ihrem Urheber — und dies ist erst recht geeignet, den schwankenden Litterarhistoriker irre zu führen, — einem sorgfältigen Umbildungs- und Läuterungsproceß unterworfen. Die früheren Schärfen und Härten wurden, soviel es irgend thunlich war, gemildert; die ehemaligen Ansichten so vielfach bedingt und beschränkt, daß ihr eigentlicher Gehalt darüber verloren zu gehen drohte. War es nicht möglich, die früheren Worte zu der späteren Meinung herüberzuzwingen, so trug der Autor die in seinem letzten Lebensabschnitte errungene Gesinnung halb kühn, halb ängstlich in das Werk seiner Jugendzeit hinein, unbekümmert darum, daß nun der ursprüngliche Grundton dieses Werkes auf eine seltsame Weise verstimmt ward. — Man kann sich der Theilnahme nicht erwehren, indem man den Autor während seiner langen und mühseligen Arbeit beobachtet, wie er, der Vielgewandte, alle stilistischen Rettungsmittel zu Hülfe nehmen muß, um den Geburten seines jugendlichen Geistes eine Art von zweifelhafter Fortdauer zu sichern. Bleibt auch ihr inneres Wesen unangetastet, so wird

doch ihr äußeres Ansehen umgewandelt. Wer würde in der Rede über die Mythologie, wie sie im fünften Bande der Werke steht, noch das kühne Manifest der Romantiker erkennen[58])!

Möge also der Wunsch nach einer kritischen Herstellung der Werke Friedrich Schlegels hier nicht vergebens ausgesprochen sein! Auf allen Gebieten des litterarhistorischen Wissens die Kenntniß und das Studium der unverfälschten Quellen zu fördern — dieser Aufgabe müssen wir vor allem genügen, wenn unsere Litteraturgeschichte sich endlich zu der Würde einer strengen und ernsten Wissenschaft erheben soll.

---

[58]) Man sehe hier besonders, wie er dem unbequemen Namen Spinoza aus dem Wege geht! — Wer sich von dem ganzen Proceß dieser Umbildung eine genügende Vorstellung verschaffen will, muß ihn durch alle früheren Arbeiten hindurch verfolgen. Manchmal werden ganze Seiten eingeschoben (vgl. Die Griechen und Römer S. 257 mit den Werken 4, 94), oft nur die Worte durch gelinde Modificationen der späteren Sinnesweise des Autors annehmlich gemacht. Nicht selten gewährt diese Mühsal der Umarbeitung dem vergleichenden Leser einen komischen Eindruck. In dem Vorworte zum Epitaphios des Lysias, dessen Uebersetzung Schlegel in Wielands Attischem Museum veröffentlicht hatte, fand sich der Satz (1, 216): „In der Urgeschichte der Menschheit sind sogar einige abergläubische Gebräuche, welche dem Denker kindisch scheinen müssen, die ersten Zeichen ihrer höhern Bestimmung." — Dieser harmlose Satz fand später keine Gnade mehr und ward in den Werken 4, 167 auf folgende Weise zurechtgerückt: „In der Urgeschichte der Menschheit sind manche eigenthümliche und zum Theil sonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung scheinen, die ersten Zeichen einer höhern Bestimmung." — Zu welchen Fehlgriffen ein Litterahistoriker verleitet wird, der den Unterschied zwischen der früheren und späteren Gestalt der Schlegelschen Werke nicht kennt oder nicht beachtet, — das mag man an dem traurigen Beispiele von Cholevius lernen; vgl. dessen Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen 2, 397.

Anhang

zu Seite 242.

(Vergl. in Suphans Herder den fünften [29] Band der von Carl Redlich herausgegebenen Poetischen Werke S. 170. 728.)

Wer Herders Parthenope kennen lernen will, muß sie im Musen-Almanach für 1796 aufsuchen. Das Gedicht findet sich freilich auch in der Sammlung von Herders Poesien (Werke zur Litteratur und Kunst 4, 17). Dort steht es, wie mit verändertem Titel (Am Meer, bei Neapel, 1789), so auch in vielfach veränderter Form; und überdies ist es um zwei Stropben verkürzt. Die natürliche Voraussetzung wäre nun, daß, nachdem es im Musen-Almanach erschienen war, Herder selbst es für die Sammlung seiner Gedichte noch einmal überarbeitet habe. Doch diese Voraussetzung muß uns schon als unhaltbar erscheinen, sobald wir nur erwägen, daß Herder selbst nie eine umfassende Sammlung seiner Gedichte veranstaltet hat. Und sollte er sich während seiner letzten, so vielbeschäftigten, Jahre, ohne äußeren Anlaß, zur Ausfeilung und Umarbeitung eines schon gedruckten Gedichtes bequemt haben? Wohl schwerlich! — Völlig zu Schanden aber wird jene Voraussetzung, sobald wir die beiden Formen des Gedichtes vergleichen. Nicht blos sind im Musen-Almanach die einzelnen Lesarten die bei weitem vorzüglicheren; das ganze Gedicht erscheint hier reicher, voller ausgearbeitet und innerlich abgerundeter; der Grundgedanke ist hier nachdrücklicher betont und alles Einzelne entschiedener auf ihn bezogen Es stellt sich bei der Vergleichung als unzweifelhaft heraus, daß wir im Musen-Almanach die völlig ausgebildete Gestalt des Gedichtes, in den Werken den früheren Entwurf vor uns haben. Als man das Gedicht in die Werke aufnahm, gab man es in der Form, in der es sich unter Herders älteren Papieren fand, ohne auf die schon längst im Druck vorhandene spätere Umarbeitung dieser älteren Form Acht zu haben. Man gab das Unvollkommene, und das Vollkommene ward zurückgedrängt. — Diese Behauptung klingt unglaublich, ich gebe es zu; aber ich wage sie dennoch auf die Gefahr hin, daß sie einst aus Herders Papieren

widerlegt werde. Und wieviel Unglaubliches haben nicht unsere Classiker, hat nicht vor allem Herder in den sogenannten Gesamtausgaben der Werke erdulden müssen! — Um jene Behauptung endgültig zu erhärten, müßte, was hier nicht des Ortes ist, eine ausführliche Vergleichung beider Formen des Gedichtes vorgenommen werden. Aber auch schon durch Zusammenstellung einzelner Lesarten könnte man das Sachverhältniß klar machen. Man überblicke folgende Beispiele:

Herders Werke (Gedichte 2, 17):

2,7. Die schlanke, schöne Königin der Bäume,
Die Pinie hob mich in goldne Träume.

5,1. Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,
Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin,
Und Lehre. Willt du rings im Buche lesen,
Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drin;
Und will dein Geist, und will dein Herz genesen,
So folge rein der hohen Führerin.

8,1. Und sieh, wie dort der ganze Himmel trunken
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht;
In Amphitritens Silberschoos versunken
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht.

Musen-Almanach:

— — — — — — — — — —
Die Pinje rauschte mich in goldne Träume.

Nur Liebe war die Schöpferinn der Wesen,
Und ward der Liebgebohrnen Lehrerin.
Willst du den Sinn des großen Buches lesen,
Das vor dir liegt; sie ist die Seele drinn.
Und will dein Geist, und soll dein Herz genesen,
So folge treu der hohen Führerinn.

Schau, wie umher der ganze Himmel trunken,
Sich spiegelt in des Meeres Angesicht!
In Amphitritens heil'gen Schooß gesunken,
Wie wallt, wie zittert dort der Sonne Licht!

Jeder Kenner der poetischen Technik wird hier ohne Weiteres die erste Form von der später verbesserten zu unterscheiden wissen. Anzumerken ist noch, daß die beiden in den Werken fehlenden Strophen zu den schönsten des Gedichtes gehören; Herder wird sie wohl nicht muthwillig zum Schaden des Ganzen hinausgeworfen haben. — Möge dies eine Beispiel ahnen lassen, wie viel für die Kritik der Herderschen Werke zu thun ist. Die Gesamtausgabe dieser Werke ist, wie sie jetzt vorliegt,

für die wissenschaftlichen Zwecke des Litterarhistorikers völlig unbrauchbar. Vergebens suchen wir in ihr das vollkommene geschichtliche Bild Herders mit allen seinen charakteristischen Zügen. Keiner unserer großen Autoren ist einer kritischen Wiederherstellung so bedürftig, wie Herder; keiner hat durch eine solche Wiederherstellung soviel zu gewinnen wie Er.



VII.

Caroline.

(1871, December.)



Wenn das gedruckte Wort um so anziehender wirkt, je kräftiger auch in ihm der Hauch des unmittelbaren Lebens sich regt, so darf dieses Werk, dem ein einfacher Mädchenname[1]) zum Titel dient, den anziehendsten Büchern beigezählt werden, die jemals vor das Auge eines empfänglichen Lesers gekommen sind. Hier wird in den Kreis unserer Bildungs- und Litteraturgeschichte eine Frauengestalt eingeführt, die, sobald sie sich zeigte, das Merkziel vieler Betrachter werden mußte. Und sie zeigte sich hier zum ersten Male, denn nur ihren Namen kannten wir vorher: von ihren Erlebnissen war blos eine unvollständige, vielfach verworrene Kunde zu uns gedrungen; von der auszeichnenden Eigenthümlichkeit ihres Geistes, dessen Einfluß gerade die bedeutendsten Personen ihrer wechselnden Umgebung am tiefsten empfunden, war kein vollkommen klares Bild zu gewinnen; und auch das scharfsichtigste Auge vermochte nicht den Nebel zu durchdringen, mit dem die schmähliche Nachrede männlicher und weiblicher Zeitgenossen, so wie die irrigen Angaben späterer Schriftsteller diese Gestalt umgezogen hatten.

Der Nebel ist nun gefallen, und es zeigt sich uns ein Wesen, auf das reichste mit allem Schmucke geistiger und körperlicher Anmuth ausgestattet; wir empfangen das Abbild eines Seelenlebens, dem wir in allen seinen Regungen, wie unstät diese auch wechseln mögen, mit immer gleich gespannter Theilnahme folgen müssen; es enthüllt sich eine Natur voll von

[1]) Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter, F. L. W. Meyer, A. W. und Fr. Schlegel, J. Schelling u. a. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel. Herausgegeben von G. Waitz. Zwei Bände. Mit den Porträten von Auguste Böhmer und Caroline Schlegel. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1871.

hinreißender Gewalt der Empfindung, der sie selbst erliegt, und zugleich voll dämonischer Kraft, mit der sie alle, die sich ihr hingebend nähern, im festen Banne hält — eine Natur, in welcher die übermächtige Leidenschaft die Klarheit der Einsicht weder verdunkeln noch die Deutlichkeit der Erkenntniß zerstören kann — eine Natur endlich, die, von kecker Wagelust getrieben, sich in die Gefahr der Verirrung rücksichtslos hineinstürzt, und wenn auch nicht unbefleckt, so doch mit ungeschwächter Geistes- und Gemüthskraft aus ihr hervorgeht. Man muß wohl auf der Hut sein, um durch die Betrachtung solcher Eigenschaften und Vorzüge, wie sie selten in einer Persönlichkeit zusammengetroffen sind, sich die Klarheit des sittlichen Urtheils nicht trüben zu lassen.

Und doch reicht sie einem gewissenhaften Beobachter selbst den sittlichen Maßstab für ihre Beurtheilung. Denn ihre Briefe sind ein fortwährendes Selbstbekenntniß. Nicht nur was sie sinnt und thut, wird hier offen ausgesprochen; sie weist uns auch auf die Beweggründe ihres Verhaltens hin und läßt uns auf den Grund ihrer Handlungen sehen. Nach welcher Richtung sie auch durch ein leidenschaftliches Wollen und Verlangen getrieben wird — Klarheit über sich selbst bleibt ihr stets ein Bedürfniß. Ihre Briefe gleichen bald bewegten Monologen, in denen das Gemüth nur mit sich allein verkehrt, bald erscheinen sie als rückhaltlos vertrauliche Mittheilungen, als lebhafte Gesprächsäußerungen, mit denen sie sich an Gleichgestimmte wendet, oder an solche, die sie in den Kreis der eigenen Stimmungen und Anschauungen hineinziehen möchte. In beiden Fällen vernehmen wir von ihr die Wahrheit. Denn andern eine Täuschung vorzuspiegeln verschmäht sie, und daß sie sich selbst ein Geheimniß bleibe, das duldet ihr scharfer Verstand nicht. Die Leidenschaft führt sie nie zum Selbstbetrug. So lange der erregte oder bängliche Zustand dauert, in den sie durch eigene Schuld oder seltsame Wendungen des Geschicks versetzt worden, ist sie ganz in den Empfindungen befangen, die

ihn begleiten müssen; sobald aber der Zwang dieses Zustandes gelöst und sie ihrer natürlichen Freiheit wiedergegeben ist, spricht sie sich selbst das Urtheil, das wir, die nach so langer Zeit gleichfalls zum Urtheilen aufgerufen werden, nur in seltenen Fällen verschärfen müssen. Sie spricht es freilich nicht im Tone büßender Reue aus; sie kann den Zustand, dem sie nun entronnen ist, klar auffassen und bezeichnen, weil, wie ihr Selbstgefühl sie glauben macht, sie sich mit ihrer geistigen Kraft auch wirklich über ihn erhoben hat, und ihn von der gewonnenen Höhe deutlich überschaut. Sie konnte das Labyrinth, das sie anlockte, nicht vermeiden; hat sie sich aber hinausgerettet, so genießt sie wenigstens den Vortheil, zu erkennen, wie sie hineingerathen, und ihr Auge entwirrt nun die verschlungenen Pfade, auf denen sie so ängstlich umhergetrieben worden.

Ohne Zweifel bildet die Gesamtheit dieser Briefe für Carolinen eine Rettung, und zwar eine solche, die sie sich selbst verdankt. Hier spricht kein Anwalt, der uns mit allen bestechenden Mitteln klügelnden Scharfsinns und gewandter Beredsamkeit zu ihren Gunsten einzunehmen sucht. Sie selbst erklärt sich uns, und dadurch erklärt sie auch ihr Thun. Mit unbefangen prüfendem Blicke können wir der Entfaltung ihres Wesens folgen. Ueber die einzelne That freilich muß das sittliche Urtheil unverrückbar feststehen. Aber wir denken nun nicht mehr daran, das Einzelne aus dem jetzt offenbar gewordenen Zusammenhange ihres ganzen Lebens zu reißen und es einer gesonderten Betrachtung zu unterwerfen: vielmehr aus diesem Zusammenhange heraus lernen wir das Einzelne begreifen; es ordnet sich vor unserm geistigen Blicke den Gesetzen unter, die das gesamte Werden und Sein dieser mit so verhängnißvollen Gaben ausgestatteten Persönlichkeit bedingen. Für eine solche Natur ist schon viel gewonnen, wenn nur die Gesetze innerer Nothwendigkeit, nach denen sie sich lenken und bestimmen muß, erkannt und anerkannt werden. Sie findet daher meist ein billigeres Urtheil bei einer wohlunterrichteten Nachwelt, die mit

Hülfe von Documenten, die den Zeitgenossen entzogen bleiben, in das Innere der Verhältnisse dringt und in die seltsame Verbindung von That, Schicksal und Charakter klar hineinsieht. Die Masse der Mitlebenden hingegen, die nur das Aeußere wahrnimmt, wie es vereinzelt an die Oberfläche tritt, kann das Bild eines solchen Daseins nur verschoben und verdunkelt erblicken; sie glaubt sich daher berechtigt zu schonungsloser Anklage, zu herben Schmähungen, zu offenen oder versteckten Angriffen, und wir begreifen, daß Caroline von ihnen nicht verschont bleiben konnte.

Vielfach hat man sich beschwert: der ruhmwürdige Herausgeber des vorliegenden Werkes habe diejenigen Briefe und Briefstellen, welche über die bedenklichste Lebensperiode Carolinens unerfreuliche Zeugnisse enthalten, von der Veröffentlichung ausgeschlossen. Inwiefern er das reiche Material, das er durch eifrige, andauernde Thätigkeit gewonnen, einer mehr oder minder strengen Sichtung unterworfen, vermögen wir nicht zu bestimmen; auf jeden Fall haben wir die Beweggründe zu ehren, durch die er sich in seinem Verfahren leiten ließ. Und glücklicherweise sind die auffälligsten Lücken, die in Folge jener Enthaltsamkeit des Herausgebers in unserer Kenntniß der Personen und Zustände zurückbleiben mußten, vor kurzem ausgefüllt worden durch die umfassende Darstellung von Carolinens Lebens- und Schicksalsgange, mit dem Rudolf Haym das Novemberheft der „Preußischen Jahrbücher 1871" beschenkt hat. Der Mann, der in einem aufschlußreichen, von dem edlen Ernste der wahren Geschichtschreibung durchdrungenen Werke für die historische Betrachtung und Behandlung der romantischen Schule zuerst ein breites und sicheres Fundament gelegt — dieser Mann war vor allen berufen, uns auch über Werth und Gehalt dieser Briefsammlung zu belehren, die uns unmittelbar auf den Schauplatz versetzt, der von den Stiftern und Führern der Romantik belebt wird. Er hatte durch seine Kenntniß eines noch lange nicht vollständig ausgenutzten handschriftlichen Materials eine deutliche

Einsicht auch in diejenigen Verhältnisse erworben, über die sich in Carolinens Briefen, wie sie jetzt vorliegen, nur unsichere Andeutungen finden; und er war in der Mittheilung des wirklichen Sachverhalts durch keine Rücksicht beschränkt.[2]) Allen, die jetzt nach ihm über Caroline sich öffentlich vernehmen lassen, hat Haym ihre Aufgabe ungemein erschwert; denn er hat ihnen kaum etwas wesentliches zu sagen übrig gelassen; aber freilich schützt er sie auch vor den Mißgriffen, die früher bei Beurtheilung der Charaktere und Zustände schwer zu vermeiden waren. Jetzt ist man durch Hayms Verdienst vor der Gefahr behütet, die Leser mit täuschenden Vermuthungen in die Irre zu führen.

Eine Lücke freilich — und dem Litterarhistoriker wird sie bei Durchmusterung dieser Correspondenz vielleicht am em=

---

²) Hayms Abhandlung muß in jedem Sinn als ein gehaltreicher Nachtrag zu seiner „Romantischen Schule" gelten. Auf S. 29 (des einzelnen Abdrucks) erwähnt der Verfasser mit freundlicher Anerkennung auch einiger berichtigenden Bemerkungen, die ihm von mir mitgetheilt worden. Da sie A. W. Schlegels schriftstellerische Thätigkeit, und zwar die frühere Periode derselben betreffen, so mag ihnen auch hier ein Plätzchen verstattet werden. Schlegels Beurtheilung des Bürgerschen „Hohen Liedes", auf die eine Stelle in Friedrichs Briefe vom 11. Februar 1792 hindeutet, ist nicht ungedruckt geblieben; sie erschien als ansehnliches Probestück des jugendlichen Kritikers, im „Neuen deutschen Museum," Februar und März 1790, und mußte demnach im siebenten Bande der sämmtlichen Werke der 1791 gedruckten Kritik der Schillerschen „Künstler" voraufgehen. Ferner können „Schlegels Briefe über Poesie, Sylbenmaß und Sprache" nicht, wie Haym annahm, unter den Einwirkungen der grundlegenden Abhandlung Schillers über naive und sentimentalische Dichtung entstanden sein, denn das elfte Horenstück von 1795 brachte die beiden ersten jener Briefe zugleich mit dem Aufsatz über das Naive; und bedürfte es hier noch eines Beweises, so thun Schlegels Aeußerungen in seinem Briefe an Schiller vom 19. Januar 1796 unwidersprechlich dar, daß er bei Ausführung jener Arbeit, der erfolglosesten vielleicht die er je unternommen, diese wichtigste und wirkungsreichste der philosophischen Schriften Schillers nicht vor Augen gehabt hat. (Durch J. Minors dankenswerthe Bemühung ist die Beurtheilung des Hohen Liedes neuerdings bequem zugänglich geworden: sie findet sich nun in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1894 Heft VII.)

pfindlichsten auffallen — eine Lücke hat auch Haym nicht auszufüllen vermocht; es fehlen alle Briefe zwischen Schlegel und Caroline aus der Zeit, die ihrem Ehebündniß voranging. Wir entbehren also das unterhaltende Schauspiel, das diese beiden, so gründlich verschiedenen Naturen in ihren, zum großen Theil mißlungenen, Annäherungsversuchen darbieten müßten; und — was viel ernstlicher zu bedauern ist — wir entbehren dadurch zugleich bedeutsame und aufklärende Zeugnisse über Schlegels Bildungsgang; denn ohne Zweifel muß auf ihn, bildsam, beweglich und empfänglich wie er war, die überlegene Frau, die ihn ihre ganze Herrschermacht empfinden ließ, mit den lebendigsten Anregungen eingewirkt, ja sie muß in seine künstlerische Entwickelung mit treibender Kraft eingegriffen haben. Jetzt lassen uns nur gelegentliche Aeußerungen das Verhältniß, wie es sich zwischen beiden gestalten mußte, wenigstens in schwachen Umrissen erkennen.

Aber dessen, was uns nun einmal entzogen bleibt, gedenkt man kaum, wenn man die Fülle des Inhalts überblickt, die sich in diesen zwei Bänden vor uns ausbreitet, und wenn man sich der Betrachtung des reichen Lebens- und Zeitbildes hingiebt, das hier mit scharf charakteristischen Zügen uns so deutlich anspricht.

Caroline Michaelis wuchs, während der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Göttingen unter Verhältnissen auf, die eine rasche und vielseitige Ausbildung ihrer wundersamen Geistesanlagen begünstigen mußten. Sie gehörte einer Familie an, der im Universitätskreise eine hervorragende Stellung gebührte. Der Vater, der mit Hülfe sprach- und culturgeschichtlicher, sowie ethnographischer Studien, das rationelle Verständniß der Bibel und eine hellere Einsicht in das gesamte orientalische Alterthum zu befördern strebte, stand als ein ruhmvolles Haupt der Georgia Augusta in verdientem Ansehen; er hat, wie es scheint, nicht vermocht die Geistesentwickelung der Tochter zu leiten, oder ihr Gemüt an sich zu fesseln;[3]) und

---

[3]) Daß die Tochter sich dem Vater nicht innig anschließen konnte,

eben so wenig fühlte sich diese zu der Mutter, der sie während ihres ganzen Lebens eine kindliche Anhänglichkeit bewahrte, durch ein entschiedenes Herzensbedürfniß hingezogen. Doch für alles, was ihr von den Eltern versagt blieb, bot ihr reichlichen Ersatz theils das geistig bewegte Leben der Universitätsstadt, das sie von allen Seiten umgab, theils der innige Verkehr mit den Freundinnen, unter denen sie sich als Herrin und Königin fühlte — ein Rang, der ihr vielleicht nur von Therese Heyne, der Tochter des berühmten Philologen, der späteren Gemahlin Forsters, streitig gemacht ward. Diese stand neben ihr gleich einem räthselvollen Wesen, das Caroline nicht zu erforschen und auszudeuten vermochte, von dem sie sich bald in bitterem Zorn abwendet, und zu der sie doch wie durch eine geheime Zauberkraft wieder hingetrieben wird. Mit den wechselnden Eindrücken, die sie von der fast eben so sehr gehaßten wie geliebten Freundin empfängt, wechselt auch ihr Urtheil über deren aus so verschiedenen Elementen seltsam gemischte Natur. Sie will, was in dieser edel und bedeutend ist, nicht unterschätzen, aber sie schilt auf ihre Falschheit, und will ihr auch nicht die geringste Gutherzigkeit zuerkennen. In gleicher Weise sagt es Therese in späteren Jahren gerade heraus: daß sie Carolinen ein bloßes K u n s t g e f ü h l zugetraut und an der Existenz ihres Herzens gezweifelt habe. Vielleicht wurden diese beiden Naturen eben

---

wird begreiflich, wenn man diesen aus seiner von ihm selbst verfaßten „Lebensbeschreibung" (Rinteln und Leipzig 1793) kennen lernt. Was er als Gelehrter den bedeutendsten seiner Zeitgenossen galt, erfährt man am zuverlässigsten aus Eichhorns „Bemerkungen über J. D. Michaelis' literarischen Charakter," die sich im Anhang zur Lebensbeschreibung finden. Uebrigens sucht man in dieser Autobiographie vergebens nach einer auch nur flüchtigen Erwähnung Carolinens. Der alte Herr beschränkt sich darauf, seiner drei noch lebenden Töchter summarisch zu gedenken; namhaft macht er nur den Sohn Gottfried Philipp, denselben, der von Caroline in früheren Jahren so manches ernste Wort heilsamer Mahnung empfängt, und ihr die schwesterliche Fürsorge dadurch auf das schönste vergalt, daß er ihr hernach, in der bedrängtesten Lage ihres Lebens sich als kräftiger Helfer erwies.

durch das getrennt, was sie, bei aller Verschiedenheit in Anlage und Ausbildung, gemeinsam besaßen; ohne Zweifel findet Therese den richtig bezeichnenden Ausdruck für die zwischen ihnen waltenden Beziehungen, wenn sie unumwunden erklärt: sie seien Rivalinnen gewesen von Kindesbeinen an.

Gleichsam zur Entschädigung für dieses unselig schwankende Verhältniß, das auf Carolinens Leben wie ein schweres Mißgeschick lastete, war ihr ein sehr fester Halt gegeben in der Freundschaft mit Luise Gotter. Bei dieser Frau, die mit allen sanfteren weiblichen Tugenden geschmückt war, fand Caroline innige Hingebung, gewiß auch bewundernde Anerkennung ihrer geistigen Uebermacht und eine stetige, durch alle Wechsel des Geschicks unwandelbar sich behauptende, Treue. Ihr vertraut sie sich denn auch schon in früheren Jahren an. Wie Caroline als Mädchen fühlte, wie sie — wenn auch nicht dachte — so doch wenigstens zu denken glaubte, erfahren wir aus den Briefen an Luise. Sie findet eine rechte Lust in dem ungehemmten Austausch ihrer Ansichten und Empfindungen. Und diese Ansichten sind gemäßigt, diese Empfindungen verlieren sich nicht ins Ueberschwängliche; ihre Gedanken deuten auf eine entschiedene Geistesreife, lassen sich aber nicht zu verwegenen Flügen verleiten. Jedes Wort bezeugt die Lebhaftigkeit ihres Geistes. An der so mächtig sich regenden Litteratur nahm sie freudigen und feurigen Antheil. Vom Oberon fühlt sie sich vollkommen befriedigt, über Friederike Münters Tagebuch macht sie die treffendsten Bemerkungen, und der vaterstädtische Musenalmanach ist alljährlich für sie eine wichtige Erscheinung. Es beweist die angeborene Reinheit ihres Kunstsinnes, daß sie schon damals Goethe, der nach ihrem Urtheil, „so ganz herrlich, so hinreißend schön schreibt," vor allen mitstrebenden Dichtern auszeichnete; das Leben, das sich in seinen Schöpfungen entfaltete, erschien ihr vertraut und natürlich. Als er selbst in Göttingen (September 1783) erschien, war sie schon zufrieden mit seinem Anblicke und beklagte nur, daß sie seiner Gegenwart nicht länger

froh geworden.[4]) Angeregt durch seine Nähe, konnte sie sich nicht versagen „ein bißchen zu schwärmen"; aber diese Schwärmereien blieben frei von jedem tragischen Anstriche. Sie unterschied, wenigstens mit ihrem Gefühl, sehr wohl die Poesie, die unwillkürlich aus der Wahrheit des Lebens erblüht, von derjenigen, die man mit ängstlichem Bemühen in das tägliche Dasein hineinzwingt. Sie tadelt es an Friederike Münter, daß diese „sich in den sehr poetischen Schwung geworfen," und ist offenbar nicht geneigt, sich ihr nachzuschwingen.

Wenn Caroline aus der Litteratur die manigfachsten Anregungen, ja ihre unentbehrliche Nahrung zog, so spürte sie doch keinen Drang, das Feld der litterarischen Thätigkeit selbst zu betreten. Der poetische Ruhm, dessen Philippine Gatterer genoß, die Glorie der Gelehrsamkeit, die Dortchen Schlözers Haupt umstrahlte, erregten nicht ihren Neid, sondern ihren lebhaften feinen Spott. Nimmt man alle ihre Aeußerungen zusammen,[5]) so möchte man glauben: diesem Wesen müsse ein bescheiden glückliches, im gleichmäßigen Flusse ruhig verlaufendes Dasein zu Theil werden. Die Klarheit eines gesetzten Verstandes scheint selbst in die dunkleren Gebiete der Leidenschaft hineinzuleuchten. Die tieferen Herzensbedürfnisse, wenn sie sich melden, werden nicht gerade unterdrückt, aber doch auch nicht absichtlich genährt.

---

[4]) Goethe muß damals in Göttingen sehr freundliche Eindrücke zurückgelassen haben. Er hatte sich vorgenommen, wie er an Frau von Stein (2,341) schreibt, alle Professoren zu besuchen; und Caroline berichtet denn auch: „Alle unsere schnurgerechten Herren Professoren sind dahin gebracht, den Verfasser des Werther für einen soliden, hochachtungswürdigen Mann zu halten." —

[5]) Vor allem bemerkenswerth erscheint die folgende: „Es ist wahr, Dortchen hat unendlich viel Talent und Geist, aber zu ihrem Unglück, denn mit diesen Anlagen und den bizarren Projecten des Vaters, die sie zu der höchsten Eitelkeit reizen werden, kann sie weder wahres Glück noch Achtung erwarten. Man schätzt ein Frauenzimmer nur nach dem, was sie als Frauenzimmer ist" (1, 309). Diesen letzten Satz hätte sich Caroline selbst in manchen Situationen ihres Lebens zur Mahnung vorhalten sollen.

Natürlich kann es nicht fehlen, daß in den vertraulichen Bekenntnissen auch mancherlei Herzensangelegenheiten zur Sprache kommen. Wer der „Komödiant" gewesen, den Caroline später in einem Briefe an die Tochter Auguste (1,273) scherzhaft als ihre erste Liebe bezeichnet, ist nicht mehr zu ermitteln. Um so bekannter ist der Name eines andern Mannes, der dem fünfzehnjährigen Mädchen seine zarten Huldigungen widmete, und auf einen solchen Verehrer durfte sie wohl stolz sein: es war Blumenbach. Schmerzlich gedenkt sie im September 1778 ihres vorjährigen Geburtstages, an dem er ihr seine liebevolle Aufmerksamkeit durch ein Bouquet bewiesen, und wehmüthig citirt sie die Strophe, welche jener Blumengabe zum Geleite gedient.[6]) Allein Wehmuth und Schmerz scheinen sich bald verloren zu haben. Ein zärtliches Verhältniß, das sie später längere Zeit hindurch beschäftigte, wird ohne jeden Aufwand von Empfindsamkeit, ja mit einem gewissen kühlen Gleichmuthe behandelt. Sie will vor allen romanhaften Gesinnungen behütet bleiben. Manche ihrer Aeußerungen scheinen eher aus dem Buche eines etwas altväterischen Sittenlehrers, als aus einem erregbaren Mädchenherzen zu stammen. Es kostet sie wenig Ueberwindung, alles, was sie bis dahin für echtes Gefühl hielt, als Hirngespinnst und Täuschung abzuweisen; sie glaubt in der Freundschaft volles Genügen finden zu können, und ist sicher, niemals sich „wirklich zu verlieben."

So wird es denn begreiflich, daß die Einundzwanzigjährige bereit war, ihre Hand einem Manne zu reichen, der ihre volle Achtung verdiente und erhielt, ihr Herz aber nie besessen hat,

[6]) Man darf aber nicht etwa glauben, in der Strophe 1, 301 ein poetisches Jugendproduct des großen Naturforschers zu besitzen. Caroline, damals wohl noch keine so perfecte Kennerin Goethes wie später, scheint nicht zu wissen, daß die Verse: „Den kleinen Strauß, den ich dir binde" u. s. w., als Widmung an Lili dem Singspiele „Erwin und Elmire" vorgedruckt waren, das 1775 im Märzhefte der Jacobischen Iris erschien.

und ihrem Geistesleben fremd blieb. Am 15. Juni 1784 fand ihre Hochzeit mit dem Bergmedicus Böhmer statt. Die junge Frau entwirft selbst eine Beschreibung der Feierlichkeiten, von denen ihr Ehrentag begleitet war; ihre lebhafte Schilderung versetzt uns ganz in das poetisch aufgestutzte Familienleben, wie es sich bei uns seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den höher gebildeten Bürger- und Beamtenkreisen entwickelt hatte.

Caroline blickte in eine Zukunft, die ihr ein mäßiges Glück zu verheißen schien. Mit dem Gefühle einer heitern Ergebung folgte sie ihrem Manne nach Clausthal. Dort verbrachte sie nun vier Jahre eines in häuslicher Beschränkung und äußerer Ruhe gleichförmig vorübergehenden ehelichen Lebens. Man konnte dieses Leben kein glückliches, man durfte es kein unglückliches nennen. Wenn in der ersten Zeit bei Caroline das Gefühl des schmerzlichen Entbehrens überwog, so strebte sie doch bald darnach, sich zu einer freieren Anschauung ihres Zustandes zu erheben; sie wollte nicht für mitleidswürdig gelten. Von ihren früheren Verbindungen war sie getrennt; blickte sie auf ihre Umgebung, so gewahrte sie nichts, was zu der Weise ihres inneren Lebens freundlich gestimmt hätte. Um die geistige Oede, in die sie gebannt war, zu bevölkern, ergab sie sich einer rastlos nach allen Richtungen schweifenden Leselust. Das bücherreiche Göttingen mußte seine Schätze nach Clausthal senden, in dessen Schneeregion sich Caroline oft wie abgesperrt von jedem heitern Dasein fühlte. Jacobis Spinoza und Herders Gott, Schriften von Garve und Moritz, fremdländische und einheimische Romane — alles wird begierig verlangt, ergriffen und verschlungen; um die stürmisch trüben Winterabende zu kürzen, ist auch ein „großes dickes Historienbuch“ erwünscht. Aber während sie so ihren Geist mit der verschiedenartigsten Nahrung gleichsam überfüllt, reifen in der Stille die gesamten Kräfte ihres Wesens zur Vollendung, die edlen wie die unheilvollen. Obgleich sie während der Zeit ihrer Ehe aus einem dumpfen Zustande halber Unbewußtheit nicht herauskam, so fühlte sie

doch, daß jetzt erst ihre Persönlichkeit das feste, dauernde Gepräge, ihr inneres Leben seine volle Ausbildung erhalten hatte.

Das zeigte sich denn auch deutlich genug, sobald sie wieder selbständig geworden. Am 4. Februar 1788 starb Böhmer. Lebhaft äußerte sich ihr Schmerz beim Tode des Mannes, gegen den sie, wie es scheint, nie ein Wort des Vorwurfs zu richten gehabt, und dem sie eine Art von zärtlicher Freundlichkeit nicht hatte versagen können. Aber das freudige Gefühl der wieder erlangten Freiheit mußte jede andere Empfindung besiegen.

Mit ihren beiden Töchtern, deren keine die Mutter überleben sollte, begab sie sich zurück nach Göttingen in das Haus ihrer Eltern. Indeß schon im Juni 1791 verließ sie wieder — und zwar ohne Bedauern — die Vaterstadt, und für die beiden folgenden Jahre war Marburg ihr Aufenthaltsort, wo ihr ältester Bruder Fritz eine medicinische Professur inne hatte.[7]) Sie hoffte dort der Erziehung ihrer Kinder sich unter günstigeren Umständen widmen zu können. Aber bald hatte sie den schmerzlichen Verlust des jüngsten bitter zu beklagen, und die lieblich emporblühende Auguste blieb der einzige Gegenstand ihrer immer wachsenden mütterlichen Zärtlichkeit.

In Marburg konnte sie keine feste Heimath finden. Das Zusammenleben mit dem Bruder, den sie einst bei seiner Rückkehr aus Amerika mit so enthusiastischer Liebe begrüßt hatte, ward in hohem Grade unerfreulich. Sie fühlte sich von Widerlichkeiten aller Art bedrängt. Ueber das Einzelne der Vorkommnisse versagen die Briefe jeden Aufschluß, nur der Eindruck, den Caroline davon empfing, wird aus ihren bittern Worten deutlich. Erst jetzt glaubte sie von Erfahrungen sprechen zu können. Und was muß sie hier erfahren, was gesehen und erduldet haben, wenn sie dem jüngeren Bruder Philipp sagen

---

[7]) J. D. Michaelis nennt ihn in seiner Autobiographie als den einzigen Sohn aus seiner ersten Ehe. Er war neun Jahre älter als Caroline.

mochte: niemand könne mit mehr Elendigkeiten umringt sein als sie!

Aber unter diesen von außen auf sie eindringenden Kümmernissen schien ihr Geist eine erhöhte Spannkraft zu erlangen; die vielseitige Entfaltung ihres Wesens ward beschleunigt.

Freier und entschiedener in ihrem Denken, kühner und leidenschaftlicher in ihrem Wollen, so war sie aus der gezwungenen Einsamkeit wieder in die Welt getreten. Der Druck, den sie, während er auf ihr lastete, in seiner ganzen Schwere wohl kaum empfunden hatte, war nun von ihr genommen; und wie der Gefangene an den Kerker, dem er entronnen, so dachte sie zurück an die freudenlose Enge, von der ihr Leben umschlossen gewesen.

Die Zukunft lag vor ihr wie ein wogendes Meer, auf das sie wohl mit ängstlicher Scheu hinblickte, auf das sie aber doch mit muthwilliger Lust sich hinauswagen wollte. Sie verlangte nach dem Schauspiele wärmerer Leidenschaften, als unsere gemäßigte Zone aufkommen läßt, und sie schien nur der Gelegenheit zu harren, selbst ein solches Schauspiel aufzuführen, in dem ihr eine beherrschende Hauptrolle gebührte.

Wer damals in ihre Nähe kam, ward ergriffen und befangen von dem Glanz und Reiz ihrer Erscheinung. Sie schien zu schwelgen im Vollgenusse der Macht, die ihr über die Gemüther verliehen war; vielleicht ward sie sich dieser Macht jetzt erst ganz bewußt, und sie trug kein Bedenken, sie in unbeschränktem Maße auszuüben. Sie trug ebenso wenig Bedenken, sich der Gefahr, die ein solches Spiel mit der Leidenschaft andern bereiten konnte, selbst preiszugeben. Vergessen war die frühzeitige Weisheit, die in ihren Mädchenbriefen so zuversichtlich dargelegt worden. Mit der Leidenschaft, oder vielmehr mit der Sehnsucht nach Leidenschaft, brach aus ihrem Innern auch ein trotziges Selbstgefühl hervor, das sich bisher kaum in einigen unbestimmten Aeußerungen leise angekündigt hatte. Es erhob ihren Geist, wenn sie sich dachte, daß sie das Schicksal, dem sie allein und unbeschützt gegenüber stand, bezwingen könne. Die

Waffe aber, mit der sie diesen Kampf gegen das Geschick siegreich ausfechten wollte, war — wie sie selbst es aussprach — ihr Herz, ihr glühendes, überfülltes, in Schmerz wie in Freuden schwelgendes Herz. Sie ahnte nicht, sie wollte es nicht wissen, wie leicht diese Waffe in der Stunde drängender Gefahr versagen könne. Sie hoffte und rechnete auf sich, sie rechnete auf kein Wunder; denn sie fühlte sich selbst fähig, Wunder zu thun.

Manigfaltiger wurden nun ihre Verhältnisse zu den Männern, die sie in ihrer Umgebung antraf oder an sich heranzuziehen suchte. Wenn sie früher in den Mittheilungen an die Freundin und die Schwester uns das Abbild ihrer inneren Zustände gab, so finden wir jetzt für mehrere Jahre die vornehmste Quelle ihrer Geistes- und Herzensgeschichte in den Briefen an einen Mann, den sie sich gern zu ihrem Bruder heranbilden wollte. Wer F. L. W. Meyer als den Biographen des großen Schröder kennt, der wird höchlich verwundert sein, zu erfahren, daß der Verfasser dieses stoffreichen, für die deutsche Theatergeschichte überaus ergiebigen, aber ordnungslosen und selbst für den eifrigen Freund der Bühne schwer zu bewältigenden Buches — daß dieser mühselige Schriftsteller einst von Carolinen zu der ehrenvollen Stellung eines „Bruders im Geiste" berufen worden. Um einigermaßen zu begreifen, wie die scharfsichtige Frau die versteckte Spur einer solchen Verwandtschaft ausspähte, muß man sich erinnern, daß Meyer für seine Zeitgenossen ein anderer war als für uns. Eine durch Feinheit und natürliche Würde gewinnende und imponirende Erscheinung zeichnete ihn höchst vortheilhaft aus; ein Hang zum Sonderlingsleben, der ihm angeboren war, den er aber auch wohl geflissentlich zur Schau trug, verstärkte den Eindruck seiner Persönlichkeit, besonders in den Augen der Frauen, durch den Reiz des geheimnißvoll Anziehenden; und wenn er seine Kraft in poetischen Spielen und litterarischer Vielthuerei zersplitterte, so war sein Charakter wie seine Bildung doch so gediegen, daß er der Freundschaft und des Wohlwollens der Besten würdig schien. Die

aus seinem Nachlasse herausgegebenen Briefe zeigen ihn denn auch in einem schönen, für ihn ehrenvollen Verkehr mit bedeutenden Männern und edlen Frauen. Caroline vertraute sich ihm mit unbedingter Offenherzigkeit an. Die Briefe an ihn zählen, ihrem geistigen Gehalte nach, zu den kostbarsten Stücken der vorliegenden Sammlung. Vielleicht lesen wir sie nur deshalb mit geringerem Interesse als die an Schlegel und Schelling gerichteten, weil der Mann, zu dem Caroline hier so frei und unbefangen spricht, uns so gleichgültig läßt. Indem sie ihn zu ihrem Bruder erkor, bewies sie, daß sie ein richtiges Urtheil über sich fällte, wenn sie neben treffendem Scharfsinn sich die „unschuldigste Begränztheit“ zuschrieb. Wie konnte sie die Kluft übersehen, die sie von diesem Manne schied, der bei aller Neigung zum Sonderbaren doch so behutsam war, dessen Geist bei aller Feinheit doch so schwächlich blieb? Wenn wir die Episteln lesen, in denen sie ihr inneres Leben ihm enthüllt, werden wir unwillkürlich versucht, uns die Miene des Unbehagens vorzustellen, mit welcher der vermeintliche Bruder gewiß oft genug diese mächtigen Geistes- und Herzensoffenbarungen entgegengenommen hat.

Außer diesem Bruder, der sich vorsichtig in der Ferne hielt, zeigt sich uns nun auch ein Geliebter, auf den Caroline den ganzen Ernst, die ganze Macht ihrer Leidenschaft wandte. Der verschollene Name dieses Mannes, Tatter, ist erst durch einige Briefe, die man aus Meyers Nachlaß veröffentlichte, den Späterlebenden wieder in Erinnerung gebracht worden. Das wenige, das wir von Tatter wissen, spricht durchaus zu seinem Gunsten. Als Erzieher und Reisebegleiter fürstlicher Personen stand er in höfischen Diensten; aber er ward darum kein Hofmann; er behauptete in seiner Lebensführung wie in seinen Anschauungen und Gesinnungen eine edle Selbständigkeit. Caroline war bereit, sich ihm unterzuordnen; sie erblickte in ihm die gediegene Kraft würdiger und selbstbewußter Männlichkeit. Offenbar strebte er, ihrer drängenden Leidenschaft, die er nicht

unerwiedert ließ, doch mit maßvollerer Haltung zu begegnen, und befestigte dadurch seine Macht über das Gemüth einer Frau, die nur denjenigen lieben konnte, dessen Herrschaft sie unbedingt anerkennen mußte.

Neben diesem Bruder und diesem Geliebten mußte ein jüngerer Freund, der damals zuerst Carolinen nahe trat, sich mit einer minder beneidenswürdigen Stellung begnügen. A. W. Schlegel legte um jene Zeit in Göttingen, als philologischer Schüler Heynes und poetischer Jünger Bürgers, den Grund zu seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung. Auch er konnte der Geistesmacht Carolinens nicht widerstehen; auch er fühlte sich gebannt von dem Zauber jener blauen Augen, deren sie selbst gelegentlich nicht ohne schalkhaftes Wohlgefallen gedenkt. Sein Gefühl war echt, und es fand den lebhaftesten poetischen Ausdruck. Sie mag die dichterischen Verherrlichungen, die ihr gewidmet wurden, mit jener lächelnden und gelassenen Huld erwiedert haben, mit der erfahrene Frauen in solchen Fällen einen jugendlichen Verehrer bald anzuziehen, bald fernzuhalten pflegen. Sie ließ es sich gefallen, für seine Herrin zu gelten und auch wohl die Herrin gegen ihn zu spielen. Von seiner ursprünglichen Begabung schien sie nicht eben groß zu denken, und sie zweifelte, daß er mit allem Mühen und Streben jemals ein hochgestecktes Ziel erreichen werde. Sie sagte ihm manch hartes Wort, und wußte ihn dann doch wieder anzuziehen und mit sanft schmeichelnder Rede zu beschwichtigen. Jeden ernsteren Anspruch aber, mit dem er etwa hervortreten mochte, lehnte sie beharrlich ab; daß aus ihnen beiden „nichts werde“, davon blieb sie überzeugt, und wenn im Verwandten- oder Freundeskreise halb ernst, halb scherzend über ihre Verbindung gesprochen ward, wies sie mit einem stark ironischen Worte jede derartige Möglichkeit in die weiteste Ferne.

Und doch sollte dieser verschmähte Freund sich in der Stunde der ernstesten Prüfung als der einzig Standhafte, der einzig Treue kräftig bewähren.

Denn nun nahte für Caroline die Zeit, in der sie erfahren sollte, inwiefern ihr Herz eine dauerhafte Schutzwaffe sei gegen die Mächte des Schicksals, die sie selbst zum Kampfe aufrief. Die Marburger Verhältnisse waren für sie nicht länger zu erdulden. Im August 1791 entzog sie sich ihnen und kehrte wiederholt, ungern, auf einige Monate in das väterliche Haus zurück. Unsicher über die Wahl ihres Aufenthaltsortes, wandte sie sich auch nach Gotha zu der treuesten Freundin, Luise Gotter. Dort eröffnete sich ihr noch einmal die Aussicht auf eine gesicherte Zukunft, auf ein heiter beruhigtes Dasein. Ein in hohen Würden stehender Theolog, der Generalsuperintendent Löffler, ein Mann von Geist und Bildung, warb um ihre Hand. Die Gothaer Freunde konnten nicht anders als diese Werbung unterstützen, und Caroline ließ nicht etwa von vorn herein entschiedene Abneigung merken. Sie erwog das Für und Wider; ihrem eigenen Geständnisse zufolge würde Tatter seine Zustimmung gegeben haben, wenn sie sich zu einem Ja entschlossen hätte; dennoch war es wohl vornehmlich der Gedanke an diesen Freund, der ihr das Nein eingab. Sie fühlte, daß sie an einem Scheidewege stand; sie wählte, was ihr Freiheit schien. Im März 1792 that sie den verhängnißvollsten Schritt ihres Lebens: sie ging nach Mainz.

Dort war sie schon im Jahr vorher mit Therese Forster wieder zusammengekommen; einen glücklichen Monat hatte sie damals im innigen Verkehr mit ihr verlebt, und die alte halb widerwillige Neigung hatte sich von neuem befestigt. Schwankend, wie immer, blieb ihr Urtheil über die Jugendfreundin, die wieder mit derselben Gewalt, wie ehedem, sie an sich gezogen hatte; aber es lautete doch günstiger als je. Voll Theilnahme, ja Bewunderung erblickte sie Theresen wohlthätig wirkend an der Seite eines Mannes, dessen charakterlose Schwäche sie ohne Schonung verdammte. Nun, während ihres dauernden Aufenthaltes in Mainz, trat sie mit dem Forsterschen Hause in eine Art von Familiengemeinschaft, und ihr Urtheil ward bald anders

gestimmt. Forster erschien ihr in einem günstigeren Lichte. Wie schwach, wie haltlos er war, wie er unter seiner eigenen Schwäche litt und seine Nächsten leiden ließ, das mußte sich ihr täglich von neuem aufdrängen; aber auch die edleren Seiten dieses Wesens, in dem widerstrebende Eigenschaften sich fortwährend bekämpften, boten sich nun ihrem Blicke dar. Sie sah auf ihn mit einer zwiespältigen Empfindung: sie liebte ihn eben so ungemein, wie sie ihn geringschätzte. Vor allem hatte er jetzt den stärksten Anspruch auf ihr Mitgefühl. Denn um diese Zeit brach vollends der unsichere Boden, auf dem sein eheliches Verhältniß gegründet war. Therese sagte sich los von dem Manne, dem sie weder mit ihrem Geiste noch mit ihrem Herzen je angehört hatte; in der ersten Hälfte des Decembers 1792 ging sie von ihm. Caroline blieb an Forsters Seite, und ihre Nähe war ihm tröstlich. Die Sorge für ihn schien sie ganz hinzunehmen. Mit lebhaftem Eifer ging sie auf sein politisches Thun und Streben ein; sie träumte mit ihm den schönen, schlimmen Traum, an dessen Verwirklichung er mit schwächlichem Idealismus glaubte.

Die Franzosen herrschten in Mainz, und Carolinens Lage ward immer bänglicher. Wenn sie sich auch bewußt war, an Forsters Seite einer edlen Pflicht zu genügen, so mußte sich doch das Verlangen mächtig regen, aus diesem Drang der Verhältnisse befreit zu werden. Mit der Bitte um Befreiung wandte sie sich an Tatter, dessen Anwesenheit sie noch vor wenigen Monaten beglückt hatte. Aber der geliebte Mann war nicht zur That bereit; der Hülfeflehenden, die jedem seiner Befehle gehorcht hätte, gab er nichts als Worte des Bedauerns. Da fühlte sie ihr Verhältniß zu dem Manne, der in der Stunde der Prüfung so schlecht bestand, gelöst für immer; sie fühlte sich frei von den Fesseln einer Neigung, der sie sich mit aller Gluth ihrer Leidenschaft überlassen hatte. Ohne zu ahnen, welche Gefahr für sie aus einem längern Verweilen entstehen könne, blieb sie noch ferner als Forsters moralische Kranken=

wärterin zurück; durch seine anziehenden Eigenschaften ließ sie sich immer wieder mit seiner mitleidswürdigen Schwäche versöhnen, und bewährte in seiner Pflege die „allerfreiwilligste, uneigennützigste Ausdauer.“ Zugleich aber suchte sie — es ist dies ihr eigenes Wort — Zerstreuung, und fand dieselbe in der Hingebung an einen Franzosen, einen Mann, der offenbar durch kein Band geistiger Verwandtschaft mit ihr verknüpft war. Dahin also war sie durch das kecke Vertrauen auf ihr Herz geführt worden! Dieses Vertrauen blieb nach wie vor unerschüttert; vielleicht aber dürfen wir hoffen, daß Caroline, wenn in späteren Jahren das widrige Bild dieser Mainzer Zustände vor ihr auftauchte, sich nicht mit dem ihr geläufigen Sophismus zu rechtfertigen suchte: die Sünde liegt nicht in den Handlungen. —

War das Vergehen schwer, so war es die ihr auferlegte Sühne nicht minder. Am 24. März ging Forster nach Paris, und Caroline mußte nun endlich aus den Mauern der unglückseligen Stadt heraus. In Gesellschaft einer Freundin, deren Ruf den ihrigen nicht verbessern konnte, verließ sie Mainz; aber in Frankfurt ward den Frauen Halt geboten; ein Befehl aus dem deutschen Hauptquartier verurtheilte sie zu strenger Haft auf der Festung Königstein. Dort mußte sie acht furchtbare Leidenswochen verbringen, bis man ihr endlich in Cronberg wenigstens eine mildere Haft gönnte. Obgleich sie in Mainz den thörichten Extravaganzen der Revolutionäre fern geblieben, und seit dem Januar sogar gänzlich von politischen Dingen sich abgewandt hatte, ward sie doch als Freundin Forsters der thätigen Theilnahme an den demokratischen Bestrebungen verdächtigt. Der Anklage fehlte indeß jeder rechtsgültige Beweis. Auf die nachdrückliche Verwendung ihres jüngeren Bruders Philipp mußte im Juli ihre Befreiung erfolgen.

Aber gerade jetzt war sie mehr als je der treuen, ausdauernden Fürsorge eines hingebenden, aufopferungsfähigen Freundes bedürftig. Und als einen solchen erwies sich Schlegel,

der Mißachtete, Zurückgestoßene. Wie er früher der gefeierten Herrin seines Herzens seine sauberen Verse gewidmet hatte, so widmete er jetzt der hart Bedrängten, die unter den Folgen ihres eigenen Thuns so schwer litt und büßte, seine ganze jugendliche Thatkraft. Der Geliebte hatte sich selbst von Carolinens Seite hinweggewiesen; Meyer genügte nur sehr unvollkommen den ihm zugemutheten brüderlichen Pflichten, und wich immer weiter in den Hintergrund zurück, bis er endlich ganz in der Ferne blieb. Schlegel aber machte sich mit dem Gedanken vertraut, die verlorene Ehre der von allen Seiten Geschmähten, Verleumdeten und Angefeindeten wiederherzustellen. Halb mit Bedauern, halb mit Bewunderung sehen wir zu, wie er sich opfermuthig in dieses bedenkliche Abenteuer stürzt. Zuversichtlicher und entschlossener als je bietet er ihr seine Hand, und nun kann sie ihn, dem sie so viel, dem sie alles verdankt, nicht mehr zurückweisen.

Jetzt lag Schlegeln die Pflicht ob, die Fürsorge für die gemeinsame Zukunft zu übernehmen. Es folgten einige Jahre der Ungewißheit, in denen manigfache Pläne in seinem Kopfe sich kreuzten. Aber endlich schlug er den Weg ein, auf den sein früh entwickeltes und früh bekundetes Talent, so wie die eingeborne Neigung ihn unweigerlich hintrieb: er ging im Frühling 1796 nach Jena, und begründete dort durch eine stetig fortgeführte, vielseitige, immer weiter umhergreifende und doch auf einen Punct gerichtete Thätigkeit seine Stellung in der Litteratur seiner Zeit.

Gleich nachdem er die Jenaischen Verhältnisse mit eigenen Augen kennen gelernt und günstig gefunden hatte, schloß er (1. Juli 1796) das Bündniß mit Caroline. Als sie ihm nach Jena folgte, fand sie endlich wieder einen Platz, auf dem sie sich heimisch fühlen, auf dem sie mit Ehren erscheinen durfte.

So lebte sie denn nun im Kreise der werdenden Romantik, und auch hier fiel ihr, wie von selbst, eine Herrscherrolle zu. Sie schien ganz aufzugehen in der lebhaften, leidenschaftlichen

Theilnahme an der geistigen Bewegung, die damals von Jena und Weimar aus das ganze Bildungswesen unseres Volkes ergriff. In der litterarischen Atmosphäre, in die sie hier versetzt war, an der Seite eines Mannes, der in reger schriftstellerischer Production das eigentliche Element seines Daseins fand, ward auch sie zu ähnlicher Thätigkeit angeregt. Obgleich ausgestattet mit allen Gaben, die ihr unter den weiblichen Autoren ihrer Zeit einen der ersten Plätze, wo nicht den ersten, zusichern mußten, hatte sie doch keineswegs den Drang empfunden, als Schriftstellerin hervorzutreten. Hierin war sie den Grundsätzen ihrer ersten Jugend treu geblieben. Auch jetzt äußerte sich ihre Thätigkeit nur gelegentlich; sie ward durch den Augenblick hervorgerufen und bedingt. Wie es das Bedürfniß forderte, oder wie Laune und Lust sie antrieb, griff Caroline in die kritischen Arbeiten ihres Mannes ein, und ihre Recensionen wie ihre Beiträge zum „Athenäum" geben das günstigste Zeugniß für ihre Fähigkeit zur Kritik und zur höhern Kunstbeurtheilung. Mit der liebevollsten Aufmerksamkeit, hülfreich und ermunternd, begleitete sie vornehmlich die auf Shakespeare gerichteten Arbeiten Schlegels. In der Abhandlung über Romeo und Julie, in der zuerst der Versuch gemacht ward, ein Shakespearesches Werk als organisches Ganzes darzustellen und den nothwendigen Zusammenhang der Theile bis ins Einzelne nachzuweisen, in diesem Aufsatze, der, nachdem Goethe in Wilhelm Meister auf den richtigen Weg gedeutet, die höhere Kritik Shakespeares eigentlich eröffnete, sind, wie wir nun erfahren, die treffendsten Gedanken, die seelenvollsten Aussprüche Carolinens Eigenthum. Bei der Uebersetzung war sie auf andere Weise mitthätig. Sobald ein Drama in Schlegels Handschrift vollendet war, hatte sie die Aufgabe, eine reinliche Abschrift für den Druck herzustellen, die Schlegel alsdann noch einmal seiner Durchsicht unterzog. Eine solche Abschrift des Romeo hat sich noch erhalten und bezeugt Carolinens bescheidene, aber eifrige Mitwirkung an der großartigsten und erfolgreichsten Leistung, die der deutschen Uebersetzungskunst

während der höchsten Blüthezeit unserer classischen Litteratur gelungen ist. Auch in den gleichfalls noch erhaltenen Schlegel-schen Entwürfen zur Uebersetzung dieses Dramas wird Carolinens Hand nicht selten sichtbar; und ganz eigen berührt es uns beim Durchblicken dieser Blätter, wenn die leichten und doch kräftigen Schriftzüge des Mannes plötzlich abbrechen, und die Scene, in der die Liebenden für immer scheiden — „Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern" — in der weicheren Handschrift der Frau sich darstellt.

Als Schlegels Gattin betheiligte sich Caroline aber nicht allein an dessen Arbeiten; sie fühlte sich mit allen Interessen der romantischen Schule eng verknüpft. In den ernsten Kämpfen und lustigen Händeln der verwegenen Genossen hat sie rüstig mitgestritten und witzig mitgespielt. Als Schiller jenen imperatorischen Brief schrieb, durch den er die Schlegel für immer aus seiner Nähe bannte, versuchte auch sie ein begütigendes Wort der Bitte dreinzureden, empfing jedoch eine so derbe und verletzende Zurückweisung, daß man es ihr schon etwas weniger verargen muß, wenn sie fortan mit einem ins Komische ausschweifenden Hasse den Dichter verfolgte, dessen Geist ihr immer fern und fremd geblieben war. Sicherlich hat sie durch ihre Einwirkung dazu beigetragen, daß der natürliche Gegensatz zwischen Schiller und den Romantikern unnöthigerweise verschärft ward. Gleichermaßen stimmte sie kampfesmuthig für den Vernichtungskrieg, den die Schule gegen Wieland beschlossen hatte; und man lese nur, wie sie den armen Huber, der sich gegen die Romantik vergangen, heftig anfährt, wie entschieden sie die Schlegel vertheidigt und die Bedeutung, die ihnen zukommt, preisend hervorhebt.

Aber wenn sie auch für ihre Freunde kräftig einstand und als deren Mitstreiterin galt und gelten wollte, so hielt sie doch manchen Irrthum von sich ab, dessen diese sich nicht erwehren konnten. Ihr Urtheil, wenn auch zuweilen durch Leidenschaft verblendet, hatte doch nichts von seiner Klarheit und Schärfe

verloren. Den Druck der „Lucinde" mißbilligte sie; was sie über Tiecks Dichtweise sagt, kann noch jetzt nicht besser gesagt werden. Friedrich Schlegels wahren eigenartigen Werth hat sie selbst in der Zeit nicht verkannt, da sie in ihm einen feindselig verhärteten Gegner erblickte; und wenn sie manchen Dichtungen ihres Mannes einen unverhältnißmäßigen, vielleicht nicht immer ganz aufrichtigen Beifall schenkte, wenn sie insbesondere seine satirischen Poesien nach Verdienst erhob, so wußte sie doch ganz deutlich, auf welchem Gebiete er das Höchste zu leisten berufen war, und wies ihn immer wieder auf seine Uebersetzung Shakespeares hin. Niemand hat wohl in jenen Jahren wahrer und tiefer als sie den Verlust empfunden und beklagt, den unsere Litteratur durch die vorzeitige Unterbrechung dieser Arbeit erlitt.

So schien sie ganz dem Kreise anzugehören, in dem es ihr, wie sie gelegentlich rühmte, „ausgelassen gut" erging. Aber hatte dieses Herz nun seinen dauernden Frieden, seine volle Befriedigung gefunden? Sie hatte Schlegel nie geliebt, und er war auch gewiß der letzte Mann, den ein Weib wie Caroline lieben konnte, obwohl sie über seinen kleinen Schwächen seine großen Eigenschaften nie übersah. Wir wissen, unter welchen Verhältnissen die Verbindung geschlossen worden. Die Macht unseliger Zustände hatte Carolinen ihm entgegengeführt; seiner aufopfernden Großmuth durfte sie den ersehnten Lohn nicht versagen. Aber auf einem so schwankenden Grunde konnte keine feste Vereinigung gestiftet werden; wie locker sie war, mußte sich zeigen, sobald der Mann erschien, den Caroline als denjenigen erkannte, der ihr von Gott und Natur zum Herrn gesetzt sei.

Gegen Ende des Jahres 1798 war der junge Schelling in den Jenaischen Freundeskreis eingetreten. Unter allen Mitgliedern dieses Kreises hatte Caroline zuerst die volle Macht seiner Natur erkannt; sie ward ganz von ihr durchdrungen. Und er — wie sollte er ihr Widerstand leisten, wenn sie entschlossen war ihn zu gewinnen? Noch immer umgab sie der

Glanz der Schönheit, noch immer war sie vom Reize siegender Anmuth begleitet. Ihre schmeichelnde Stimme tönte so verlockend wie je, und Goethes Zauberwort klang von ihren Lippen noch immer so süß und hinreißend wie ehemals, wenn sie mit Iphigeniens Versen auch den widerstrebenden Hörer entzückt und bezwungen hatte.[8]) Und daß ihre Geisteskraft nicht gebrochen, die Gluth ihrer Leidenschaft nicht gedämpft war, sondern nur reiner und heller emporloderte, das erfuhr Schelling, sobald sein Herz sich gegen sie öffnete. Er fühlte sich in seinem innersten Sein und Wollen von ihr verstanden, und durch das Bewußtsein dieses Verständnisses, das zum gegenseitigen Einverständniß ward, fühlte er sich erhoben. Caroline hatte in ihrem Innern keinen geheimen Widerstreit der Empfindungen zu schlichten, um sich ganz ihm zuzuwenden. Ihr Verhältniß zu Schlegel war innerlich auseinander gefallen, ehe es äußerlich gelöst ward. Sie schloß sich nur um so inniger an Schelling, und er sich um so vertrauensvoller an sie, je mehr die übrigen Freunde durch bedenklichen Zwiespalt von einander getrennt wurden.

Dennoch bedurfte es einer schmerzlichen Katastrophe, um jene äußere Lösung herbeizuführen. Im Juli 1800 verlor Caroline die einzige Tochter Auguste, die schon für den romantischen Kreis zu einer Art von lieblichem Idol geworden, und nun als eine früh emporgehobene Heilige dichterisch gefeiert ward. In der leidenschaftlichen Trauer der Mutter, welche die Sehnsucht nach der Verlorenen fort und fort in den rührendsten Tönen aussprach, offenbarte sich zugleich die leidenschaftliche Hingebung an Schelling. Eine Zeitlang suchte sie sich zu täuschen über Art und Gehalt der Empfindung, mit der sie den Hochgeliebten umfaßte. Aber die Wahrheit brach durch. Gerade

---

[8]) Mit Friedrich Schlegels Aeußerungen vom 29. September 1793 und 27. Februar 1794 vergleiche man Wilhelms Worte in den Betrachtungen über Metrik (Sämmtl. Werke 7, 196): „Aber sage mir im Ernst, ist dir denn jemals Goethes Iphigenie, etwa von Carolinen vorgelesen, monotonisch vorgekommen? Nun so helfe dir Gott und Sanct Klopstock!"

in jenen herben Schmerzenstagen hatte sich Carolinens Gemüth von Schlegel vollends entfremdet abgewandt. Das Bündniß mit ihm, für beide Theile unerträglich geworden, durfte keinen von beiden ferner beengen. Geraume Zeit bestanden die alten gewohnten Verhältnisse noch fort, ehe man das entscheidende Wort sprach. Und es ward ohne Groll gesprochen: Caroline hat Schlegel immer als den redlichsten, den reinsten der ganzen Freundesschaar bezeichnet. Nachdem die Trennung erfolgt war (17. Mai 1803), ward Caroline (am 26. Juni) Schellings Weib.

Und nun wird dieses wunderbar bewegte Leben durch sechs Jahre beseligter Ruhe beschlossen und gekrönt. In der Vereinigung mit Schelling empfand sie die Bestimmung ihres Daseins erfüllt. An der Brust dieses Starken hatte dieses stürmische Herz endlich die geweihte Ruhestatt gefunden. Nur ihm gehört ihr Dasein; die Stolze, Selbstbewußte, die ehemals nur in einer unbedingten Freiheit sich gefallen wollte — sie erblickt jetzt den Gipfel der Seligkeit in der innigen Hingebung an den Mann, dem sie die Herrschaft über sich willig zugesteht. Alle litterarische Vielgeschäftigkeit ist abgethan; es ist ein Ereigniß für sie, wenn sie einen Brief schreibt. Schon früh hatte sie in seiner Philosophie das herrschende poetische Element herausgefunden. Nun ist er ihr der Prophet, der ihr zum Gefährten gegeben worden, um die Geheimnisse des Seins ihr mit begeistertem Worte auszulegen; sein Geist ist ihr der nie versiegende Quell, aus dem ihr alles Herrliche und Tröstliche zuströmt. Was Schelling aber in ihr gefunden und besessen, das sprach er, schmerzdurchschüttert, mit der ganzen Gewalt seines eindringenden Wortes aus, nachdem ein sanfter Tod (7. September 1809) sie von ihm abgelöst hatte.

Ein Gefühl, ähnlich dem, welches nach ihrem Hinscheiden ihre Nächsten erfüllte, will auch uns beschleichen, wenn wir an den letzten dieser Briefe gelangt sind. Der flüchtige Lebensüberblick, den ich allein dem Leser hier bieten konnte, vermag vielleicht kaum eine Ahnung hervorzurufen von der wundersamen

Eigenthümlichkeit, die Carolinens Erscheinung auszeichnet. Die volle Anschauung derselben kann nur aus den Briefen selbst gewonnen werden, die mit den bewegtesten Seelenlauten, mit wahren Naturstimmen des Gefühls und mit den kräftigsten Geistesworten zu uns sprechen. Der Menschen- und Herzenskenner findet sich, so oft er auch zu ihnen zurückkehrt, hier immer von frischem angeregt zur Betrachtung und Ergründung der ewigen Räthsel, die jedem neuen Geschlechte immer neu aufgegeben werden.

Wie bedeutend aber auch der in diesen Briefen niedergelegte menschliche Gehalt erscheinen mag — der rein geschichtliche Werth, den wir ihnen zuerkennen müssen, ist nicht geringer anzuschlagen. Diese Sammlung verdiente in der That von einem der ersten Meister deutscher Geschichtsforschung den Kennern der Litteratur dargeboten zu werden[9]) Nur allmählich wird

[9]) Es sei vergönnt hier einige Berichtigungen und Erläuterungen anzufügen, die einer zweiten Ausgabe zu gute kommen mögen — Unter den Epigrammen in Schillers Musenalmanach, die 1,168 erwähnt werden, sind nicht die Xenien, die im Almanach für 1797 erschienen, sondern Goethes Venetianische Epigramme zu verstehen; der Brief ist ja vom 10. Februar 1796 datirt. — Mit dem Haimon auf S. 147 des ersten Bandes ist kein anderer gemeint als Haman in Gotters travestirtem Trauerspiel „Esther", über das Schlegels Recension in dessen Sämmtl. Werken 10,93 Auskunft giebt. — Auf S. 160 wird offenbar angespielt auf Friedrich Schlegels Abhandlung über die Grenzen des Schönen, die 1795 im Deutschen Merkur erschien, und über die Schiller sich gegen Körner 3,273 so mißfällig äußert. Der Hercules, den der Herausgeber S. 205 nicht zu deuten weiß, sollte ursprünglich seinen Namen der Schlegelschen Zeitschrift geben, die hernach unter dem minder vermessenen Titel Athenäum in die Welt gesandt ward. Auf S. 207 denkt Friedrich an die Briefe über Shakespeares komischen Geist, die Wilhelm der neuen Zeitschrift zugesagt hatte. Die ὀαριστύς, von der Friedrich S. 241 meint: Reichardts sieben Töchter brauchten sie ja nicht zu lesen, ist das im Athenäum 3,218 übersetzte für weibliche Ohren allerdings wenig geeignete „Liebesgespräch." Der Director 2,173 ist natürlich Iffland, der in einem der antiken Kunstweise angenäherten Schauspiel wie „Ion" nicht so recht an seinem Platze war. Zu der Note 2,169 bemerke ich, daß in der vor mir liegenden ersten Ausgabe des „Ion" der citirte Vers lautet:

man den hier aufgehäuften Stoff durch gründliche Untersuchung und in kunstgerechter Darstellung ausnutzen und verarbeiten können. Vielleicht nur der Litterarhistoriker, der oft aus kümmerlichen Andeutungen, aus weit zerstreuten Nachrichten sich das Bild der Zeiten und Zustände hervorschaffen muß — vielleicht nur er hat die richtige Schätzung für die manigfaltige Ausbeute, die aus der reichen Fülle dessen, was hier so bequem uns vorliegt, zu gewinnen ist. Wir sehen hier in das innerste Getriebe der Romantik; wir sehen, wie ihre Führer von den bewegenden Kräften der Mitwelt getragen werden, und wie sie sich gegen den Zeitsinn auflehnen, ihn zu bekämpfen streben und zu besiegen hoffen. Man darf sagen: jene Zeit selbst spricht hier zu uns; und vielleicht jetzt erst sind wir befähigt, mit ruhiger Aufmerksamkeit ihre Stimme zu vernehmen und, frei von leidenschaftlichem Vorurtheil wie von einseitiger Vorliebe, eine der großartigsten Epochen deutscher Geistesbildung unbefangen zu würdigen.

„Ob meiner offenbarten Vorgenossenschaft." Der vom 21. Juni 1802 datirte Brief Nr. 293 (2,222) kann nicht an jenem Tage geschrieben sein; denn hier erzählt Caroline: sie sei nach Lauchstädt gegangen, um dort sich an dem Goetheschen Vorspiel und andern merkwürdigen Aufführungen zu erfreuen; die Lauchstädter Bühne ward aber erst am 26. Juni mit Goethes „Was wir bringen" eröffnet. Sonnenberg (2,304) ist der unglückliche Dichter des „Weltendes" und „Donatoas", über den J. G. Gruber schrieb, und dessen auch Goethe in den Tag- und Jahresheften, 31,62, aber unter dem falschen Namen Bielefeld, gedenkt. „Angesehn," wo wir jezt „abgesehn" sagen würden, schreibt Caroline 2,168, wie von den früheren Schriftstellern oft, und von Goethe fast durchgehends geschrieben worden; und in den Schlußworten des Briefes Nr. 331 (2,290) spielt sie auf einige Verse in Shakespeares „Wie es euch gefällt" an, die auch von Tieck im Poetischen Journal 1,29 citirt werden. Doch genug dieser kritischen Kleinkrämerei. Bei den Schwierigkeiten, die von der Bearbeitung einer so weitschichtigen Briefmasse unzertrennlich bleiben, sind derartige Unsicherheiten und kleine Versehen, die der Herausgeber vielleicht selbst schon als solche erkannt und berichtigt hat, kaum zu vermeiden.



VII.

Zur Kenntniß

Jacob Grimms.

(1891.)



Wenige Monate waren vergangen, seitdem die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm der Aemter, die sie an der Göttinger Hochschule bekleidet, gewaltsam enthoben worden. Jacob lebte und arbeitete wieder in dem heimischen Kassel. Dort empfing er, am sechsten April 1838, den Besuch von Moriz Haupt, dem Philologen, der in seinen Forschungen griechisch-römisches und deutsches Alterthum mit gleicher Sicherheit umfaßte. Er erschien, begleitet von Karl Reimer, dem würdigen Leiter der Weidmannschen Buchhandlung. Sie brachten den Brüdern einen wichtigen Antrag. Sie wollten die beiden Erforscher des vaterländischen Alterthums bestimmen, ihre schon so großartig bewährte Doppelkraft auf die Abfassung eines deutschen Wörterbuchs zu wenden.

Gegen den Vorschlag schienen schwere Bedenken sich zu erheben. Dennoch ward er mit freudiger Zustimmung begrüßt. Unwiderstehlich lockte das Große der Aufgabe. Die Bereitwilligkeit, sie zu unternehmen, fand in den damals gepflogenen Verhandlungen entschiedenen Ausdruck.

Auf sechs oder sieben starke enggedruckte Bände war der Umfang des Werkes berechnet; es sollte sich dem gerühmten Vorbilde des italienischen Wörterbuches der Crusca selbständig anschließen; man dachte die Einrichtung so zu treffen, daß auch Ausländer es nutzen könnten. Die Brüder durften das Selbstvertrauen hegen, den Stoff, der in Ueberfülle vor ihnen sich ausbreitete, in einer gemessenen Reihe von Jahren zu bemeistern.

Aber Jahr um Jahr verfloß. Zwar mancherlei ward vorbereitet und zugerüstet: umfassende Sammlungen wurden

angelegt. Doch vergebens harrte man auf den Beginn des verheißenen Werkes. Große Arbeiten hielten Jacobs Thätigkeit angespannt. Der erste Band der deutschen Grammatik ward für die dritte Ausgabe (1840) ganz neu gestaltet; die Sammlung der Weisthümer begann. Die deutsche Mythologie erhielt bei ihrem zweiten Erscheinen (1844) eine viel reichere Ausstattung; bald hernach ließ er auf breitester Grundlage den gewagten Bau der Geschichte der deutschen Sprache emporsteigen (1848). Inzwischen war ihm und dem Bruder durch königliche Huld in Berlin eine Stätte erweiterter Wirksamkeit bereitet worden. An jene gewichtigen Leistungen schloß sich eine schwer übersehbare Masse von Aufsätzen, von kleineren Schriften, deren manche zur Bedeutung selbständiger Werke heranwuchsen. Und hätten selbst solche Arbeiten noch Muße für das Wörterbuch gegönnt, so schienen doch die Mächte der Zeit den Beginn eines derartigen Unternehmens kaum zu begünstigen. Das Jahr 1848 war herangekommen mit seinen aufregenden Hoffnungen, denen so niederschlagende Enttäuschungen folgten. Auch Jacob Grimm widmete sich dem Dienste, den das Vaterland zu fordern schien. Sein Aufenthalt in der Paulskirche hätte wohl seine Gedanken von allen umfassenderen wissenschaftlichen Plänen abziehen können.

Dennoch blieb jener große Plan dem Geiste der Brüder stets gegenwärtig; der Zeitpunct der Ausführung schien näher zu rücken. Ein Bild des Ganzen, wie es ihnen vorschwebte, hatte Wilhelm in lichten, festen Zügen entworfen, als er im Herbste 1846 den in Frankfurt versammelten Germanisten eingehende Kunde gab von dem Unternehmen, das man im Süden wie im Norden des Vaterlandes mit der gleichen warmen Theilnahme willkommen hieß und mit treuer Thätigkeit förderte. (Kleinere Schriften von Wilhelm Grimm, Berlin 1881, Bd. 1, S. 508—520.) Drei Jahrhunderte der deutschen Sprachentwickelung sollte das Werk umfassen. Anheben sollte es mit Luther, aus dem die unverkümmerte Gewalt des neugeborenen

deutschen Wortes erschütternd hervorbricht[1]), und es sollte mit Goethe schließen, weil in ihm das sinnlich-geistige Leben der Sprache, lauter und edel, am reichsten und ungebundensten sich entfaltet.

Fürs erste mußte man sich an den Hoffnungen genügen lassen, die Wilhelms Bericht erweckte. Aber endlich, allen äußeren Störungen und inneren Hemmnissen zum Trotz, waren die Vorbereitungen in der Stille so weit gediehen, daß im December 1851 die Weidmannsche Buchhandlung den Beginn des Druckes öffentlich melden konnte. Einige Wochen nachher erfolgte die von einer Druckprobe begleitete Ankündigung des Deutschen Wörterbuches. Ueberall, wo deutscher Sinn waltete, wurde die lang gehegte Erwartung zur lebhaftesten Spannung gesteigert. In jenen Tagen, da der Deutsche auf eine vielfach umdüsterte Gegenwart und in eine trübe Zukunft blickte, mußte die Erscheinung eines solchen Werkes eine wahrhaft tröstliche Helle verbreiten. Es erhob sich wie ein mahnendes Denkmal jener durch Sprache und Litteratur erhaltenen und gepflegten Einheit, die alle Spaltungen im Gesamtleben unseres Volkes glücklich überdauert hatte. Es mahnte an diese Einheit und verbürgte sie zugleich für kommende Zeiten. — „Das deutsche Volk erhält an diesem Buche ein Nationalwerk im höchsten und umfassendsten Sinne des Wortes“ — dieser, dem Litterarischen Centralblatt Zarnckes entnommene, Satz (1852, S. 207) bezeichnet mit vollkommen treffendem Ausdruck, was Deutschland in berechtigter Zuversicht erhoffte.

Inzwischen hatte Jacob am vierten Januar 1852 — es war sein 67. Geburtstag — den ersten Bogen zur Correctur erhalten. Zu Anfang des Mai konnte die erste Lieferung aus

[1]) „Er ist's, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden; er ist's, der die Scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet.“ Herder in der dritten Sammlung der Fragmente (Suphan 1,372). — „Luthers Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Thaten gleichen seinen Worten.“ Jean Paul in der „Vorschule der Aesthetik“ (Werke, Berlin 1861, 18, 276).

Licht treten; sie reichte auf 240 Spalten bis zum Goetheschen Worte Allverein. Die Urtheilsfähigen waren einhellig in Kundgebungen der Dankbarkeit, der Bewunderung. „Eine der größten nationalen Unternehmungen, die in Deutschland je erschienen sind“ — so lautete der Ausspruch des Litterarischen Centralblattes (1852, S. 330). In einem, noch jetzt beachtenswerthen, Aufsatze der „Grenzboten“ (1852, 2, 1—4) hatte man kurz zuvor gelesen: „Dieses Unternehmen ist ein Ereigniß in der deutschen Litteratur“; und um diese Behauptung, der jetzt wohl jeder Deutsche beistimmt, für die damaligen Leser zu erhärten, wird sowohl die Anlage als der letzte Zweck dieses „größten litterarischen Unternehmens der neuesten Zeit“ einsichtsvoll erörtert.

Aber nicht allen, die sich des endlich erscheinenden Buches bedienen wollten, war die Einsicht in seinen unvergleichbaren Werth verliehen; nicht alle mochten sich zur Erkenntniß des Zweckes erheben, dem es vornehmlich gewidmet war; manche fühlten sich durch eine so ungewohnte Ausbeutung des Sprachschatzes überrascht und enttäuscht; solche, die ein bequemes Handbuch zu schleuniger Befriedigung ihrer sprachlichen Bedürfnisse verlangten, fühlten sich gestört und belästigt durch die Massen von Gelehrsamkeit, die über dem Ganzen lagerten. Auch die vorlauten Kleinmeister drängten sich heran, die zu ihrer Selbstbefriedigung mit viel Behagen das Einzelne bekrittelten: bald vermißten sie ein Wort, das ihnen hochwichtig dünkte; bald beschwerten sie sich über die allzu große oder gar zu spärliche Zahl der Belegstellen und fanden die mitgetheilten nicht treffend genug. Daneben ließen sich die halbwissenden Großsprecher vernehmen, die einer wahrhaft großen Leistung gegenüber selten stumm bleiben. Sie verwarfen die ganze Anlage des Werkes; sie ereiferten sich über die lateinischen Ausdrücke, welche den einzelnen Wörtern zur Erklärung beigesetzt worden; sie tadelten den wissenschaftlichen Hochmuth der Brüder, die neuere und neueste Schriftsteller nicht nach Verdienst beachteten; sie läugneten

ihnen rundweg die Fähigkeit ab, ein für alle Kreise des gebildeten Deutschlands nutzbares Buch herzustellen.

Schon im Sommer 1852 mußte ein Mann wie Robert Prutz begründete Klage führen[2]) über die „halb leichtfertigen, halb böswilligen Besprechungen, welche dem Grimmschen Werke in einigen norddeutschen, besonders Berliner Zeitschriften zutheil geworden." Der Brüder schien sich eine etwas verdrießliche Stimmung zu bemächtigen. Was konnte es frommen, daß man ihnen Verbesserungen und Ergänzungen zu den bereits erschienenen Heften zudringlich mittheilte? Vielmehr sollte man für die noch zu bearbeitenden Buchstaben Sorge tragen und die aus den Schriftstellern gesammelten Belege so aufzeichnen und ordnen, daß sie für den unmittelbaren wissenschaftlichen Gebrauch tauglich würden. Eine öffentliche Bitte um solche wahrhaft ersprießliche Hülfsleistung richteten Jacob und Wilhelm an Bekannte und Unbekannte.[3]) Dankbar erwähnten sie, daß man überall

---

[2]) Deutsches Museum 1852, Bd. 2, 145. — Er selbst hatte dem ersten Hefte eine im wärmsten Tone gehaltene Anzeige gewidmet und nur weniges leise auszustellen gewagt: 1852, 1, 868—70. Auch das dritte Heft besprach er noch in demselben Jahre: 2, 627. — Es wäre wohl der Mühe werth, durch eine umfassendere Sammlung von Zeugnissen anschaulich zu machen, welche Aufnahme dem Deutschen Wörterbuche bei seinem ersten Hervortreten durch die Sprecher des Tages bereitet worden. — Feindseligkeiten, die sich in gewissen katholischen Kreisen regten, hatte gleich das erste Heft zu bestehen. In seiner Ausgabe des Berthold von Chiemsee (München 1852) ereiferte sich Dr. Wolfgang Reithmeier S. 617 auf das heftigste über die Erklärung des Wortes Ablaß. Die Begründer des Wörterbuches nennt er „Berliner Gelehrte", „Berliner Intelligenzen"; er meint, jedes Schulkind könnte sie beschämen; er bezichtigt sie „widersinniger Aufbürdungen und absurder Lügen". Im Vorworte S. XVII werden sie demgemäß beschuldigt, sie hätten „ihr Nationalwerk zu einer polemischen Tendenzschrift gemacht".

[3]) Vergl. Anzeigeblatt zum Litterarischen Centralblatt 1852, Nr. 12. — Die „Bitte" findet sich jetzt auch in Jacobs Kleineren Schriften 7, 603. Die Mithelfer werden aufgefordert, „ihren Blick abzuwenden von dem jähen Abgrunde des ganzen Werkes, an den die Verfasser ihr Auge gewöhnt haben".

in Deutschland rege Theilnahme an dem schweren Werke gezeigt; aber sie mußten beklagen, daß gerade die wirksame Unterstützung, die sie von den „sprachgelehrten Kennern" erwartet, ausgeblieben sei.

Während das Werk fortschritt, enthüllte sich immer deutlicher seine Eigenart; sie erzwang sich von allen, welche sie zu erfassen vermochten, bewundernde Anerkennung. Allerdings durften sich mit schmählichem Unglimpf zwei Gegner hervorwagen, deren Gebahren Jacob als einen „Frevel" brandmarkte, in welchem er zugleich mit Trauer ein „Zeichen unsrer öffentlichen Zerrissenheit" gewahrte. Ihre hämischen Angriffe, die selten zum Ziele trafen, bereiteten wohl für Augenblicke ein bitteres Aergerniß, konnten aber auf die Dauer die frische Arbeitslust nicht stören.

Der Buchstab A war vollständig, vom B die größere Hälfte ausgeführt. Da kamen in den letzten Wochen des Jahres 1853 Verfasser und Verleger überein, mit dem achten Hefte den ersten Band abzuschließen. Jacob schmückte ihn mit der herrlichen Vorrede, die so ergreifend austönt in dem Mahnruf an alle geliebten Landsleute, die heimischen wie die fortgewanderten, die angestammte, uralte Sprache zu lernen, zu heiligen und an ihr zu halten.

Am 2. März 1854 ward die Vorrede unterzeichnet. In kaum zwei Jahren hatte Jacob allein einen Quartband geliefert, der 1824 hohe enggedruckte Spalten in sich faßte. Noch fiel ihm vom B die geringere Hälfte zu — sie begann mit dem vielbelachten „Biermörder"; — dann mußte dem undeutschen C sein Recht werden. Für beides genügten 600 Spalten des zweiten Bandes. Jacob hatte die Bewältigung der ersten drei Buchstaben vollbracht.

Nun begab sich Wilhelm ans Werk. Er hatte sich das vom vierten Buchstaben beherrschte Gebiet ausersehen. Auf diesem schritt er, wie es seiner Geistesart gemäß war, sorgsam und umsichtig vorwärts. Obgleich das Muster, das, nach Uebereinkunft mit ihm, Jacob aufgestellt hatte, auch für ihn gültig

blieb, so folgte er doch in der Behandlung mancher Einzelheiten der eigenen Weise, welche von der des Bruders so vielfach abwich. Mehr als einen Käufer wollte es zwar bedünken, als dehnten sich die Pausen zwischen den einzelnen Lieferungen gar zu sehr in die Länge. Aber man mußte jedem Groll über die Zögerung entsagen, sobald man sich an dem Ergebniß dieser bedachtsamen Arbeit erfreute. Was Wilhelm bietet, ist fertig in jedem Sinne, es gleicht einer durchgereiften Frucht.

Gewiß bilden die Seiten des zweiten Bandes, auf denen der Buchstabe D abgehandelt wird, nicht den großartigsten, wohl aber den gefälligsten, den am meisten anmuthenden Theil des Wörterbuchs.

Jacob selbst hat in der Rede auf seinen Bruder (Kleinere Schriften 1,163—77) die Unterschiede nachgewiesen, die zwischen ihnen beiden obwalteten, und die auch im Umkreise des Wörterbuchs deutlich genug sich spüren lassen. In untadelhafter, aber niemals peinlicher Sauberkeit, allseitig abgerundet, in reichlicher, aber nicht überladener Ausstattung — so erscheint jedes Stück in Wilhelms Beitrag. An die Untersuchung des einzelnen Wortes fesselt uns der Feinsinn, das zarte dichterische Empfinden des Forschers. Immer ist er auf übersichtliche Anordnung bedacht. Er liebt es, die wichtigeren Belegstellen, besonders die den Dichtern entnommenen, in größerer Ausdehnung vorzuführen, damit man ihres Gehaltes um so eher inne werde. Die Leser theilen mit ihm das sinnige Behagen, mit dem er bei den Begriffsentfaltungen jedes lebensreichen Wortes verweilt und es durch alle verschiedenen Anwendungen, die es erfahren hat und erfahren kann, hindurch geleitet. An den großen Schriftstellern, vor allen an Luther und dem erkorenen Liebling Goethe, belauscht er auch die geheimsten Regungen des Sprachgefühls.[4])

---

[4]) Schön bezeichnet Gervinus die Vorzüge der Arbeit Wilhelms im Briefe an Jacob vom 14. März 1860 (Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus 2, 138). Um an einem einfachen Beispiele zu gewahren, wie Wilhelm hörte und beobachtete,

Und wie scharf ist seine liebevolle Beobachtung auf das gerichtet, was man das Klein- und Stillleben der Sprache nennen kann! Wenn Jacob mit schöpferischem Tiefsinn in die Lebenswurzeln der Sprache dringt, so überblickt Wilhelm um so klarer und ruhiger die durcheinander spielende Fülle ihrer Lebenserscheinungen.

Es war das letzte köstliche Geschenk, das Wilhelm der Wissenschaft bieten sollte.[5]) Eben hatte er sich der übernommenen Arbeit, gleichsam bis zum letzten Satze, entledigt, als ihn der Tod hinwegnahm (16. December 1859). Auch den zweiten Band mußte der Ueberlebende als Vorredner einleiten. Sein Wort klang wehmuthsvoll, es bezeugte aber zugleich seinen mannhaften Sinn. Die noch immer ungebrochene Kraft des Fünfundsiebzigjährigen hatte nun allein das ungeheure Werk emporzutragen.

Ihm ward durch höhere Fügung vergönnt, noch einen ganzen Band, den dritten, vollständig herzustellen. Als er im vierten an das Wort Frucht angelangt war, da mußte der Nimmermüde rasten von seiner unvergleichlichen und unvergänglichen Lebensarbeit. Am Abend des zwanzigsten September 1863 beschloß Jacob Grimm sein Erdendasein. —

Wünschenswerth schien es, an diese hier nur flüchtig berührten Thatsachen zu erinnern, um eine richtige Vorstellung von dem Werthe der brieflichen Urkunden zu erwecken, die ich der Aufmerksamkeit aller Deutschen empfehlen möchte. Und warum sollten nicht auch Gelehrte anderer Völker, unter denen

---

durchmustere man genau den Artikel Doch! Will man auch diesem, vor etwa dreiunddreißig Jahren entstandenen Artikel einen Nachtrag beifügen, so könnte man hinweisen auf die Abhandlung von der Sprache der Poesie, die Klopstock im „Nordischen Aufseher“ mittheilte (1, Stück 26; bei Back und Spindler 4, 25) und deren Werth Lessing so nachdrücklich betonte.

[5]) Da, wo er auf Spalte 1577 den Gebrauch von durch für fertig belegen wollte, hatte er noch heiteren Sinnes als Beispiel den Satz angeführt: „ich bin mit dem Buchstaben D im Wörterbuch bald durch“.

Achtung vor deutscher Wissenschaft waltet, sich theilnehmend dem Eindruck überlassen, den die schlichte Beredsamkeit dieser Lebenszeugnisse hervorbringt? Denn diese Urkunden gewähren Einsicht in die Geschichte des deutschen Wörterbuchs.

In einem der jüngsten Hefte der „Zeitschrift für deutsches Alterthum“[6]) werden uns aus dem Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Salomon Hirzel ausführliche und doch noch viel zu kärgliche Mittheilungen geboten. Die hochwillkommene Gabe empfangen wir durch einen Mann, von dem wir gewöhnt sind, immer nur das Tüchtigste zu empfangen, durch Matthias Lexer. Nachdem er sich längst in umfassenden Arbeiten als meisterlichen Forscher gezeigt, hat er nun schon seit Jahren den ganzen Umfang seiner Leistungsfähigkeit, den streng gesichteten Reichthum seines Wissens in treuer Hingebung dem Grimmschen Wörterbuche gewidmet. Er war also vornehmlich befugt und befähigt, aus diesen Briefen diejenigen zur öffentlichen Mittheilung auszusondern, die über Personen und Verhältnisse, insofern sie zu dem großen Unternehmen des Wörterbuches in Beziehung stehen, ein erwünschtes Licht verbreiten können.

Eröffnet wird die Sammlung durch einen Brief Hirzels vom dreizehnten August 1842; er erzählt im Tone der Entrüstung, auf welche Weise damals ein Minister den berechtigten Wünschen eines Mannes wie Moriz Haupt entgegentrat. Es folgen Aeußerungen aus dem Jahre 1849, welche wohl die öffentlichen Zustände und Begebenheiten jener erregten Tage streifen; zumeist aber beziehen sie sich auf einen säumigen Arbeiter, der die Auszüge aus Schiller zu liefern übernommen. Am achtzehnten November 1850 sendet Jacob seine Festschrift über „Das Wort des Besitzes“ (Kleinere Schriften 1, 113 bis 144), in welcher er seinen großen Lehrer Savigny feiert und zugleich das Bild der eigenen ernsten und arbeitseligen Jugend

---

[6]) Vierunddreißigster Band. Anzeiger 16, 220—264. [Vergl. die Nachlese 17, 237 ffg.]

vor uns aufsteigen läßt, dem er dann eine mit frischer Laune entworfene Schilderung aus dem späteren Berliner Leben gegenüberstellt.

Der eigentliche Briefwechsel beginnt am dritten Januar 1852, unmittelbar vor Jacobs siebenundsechzigstem Geburtstage, und zugleich mit dem Drucke des Wörterbuches. Er schließt sieben Monate vor Jacobs Tode mit dem Entwurf eines Hirzelschen Briefes vom vierundzwanzigsten Februar 1863.

Aus diesen elf Jahren nun liegen uns neunundsiebzig Briefe vor, die wenigsten vollständig, die meisten in Bruchstücken beträchtlicheren oder geringeren Umfangs. Manchmal wird nur eine Reihe kurzer Sätze oder auch nur ein einziger Satz herausgehoben, der aber dann treffend und ergetzend wirkt. So enthalten die Nummern 58, 60, 61 nur einen Ausruf, eine Andeutung, ein kurzes Urtheil über die Bemühungen der Widersacher und Nebenbuhler, durch ihre Leistungen dem Wörterbuche Eintrag zu thun. Es sind vereinzelte Stimmungslaute, die eine ganze Unterhaltung ersetzen.

Am häufigsten läßt sich Jacob vernehmen. Wie überall, so spricht auch hier in seinen Worten seine Eigenart sich ungebunden aus; sie brechen mit Naturkraft aus dem Innern seines Wesens hervor und vermögen oft wundersam das Gemüth zu ergreifen. Spärlicher sind Wilhelms Briefe. In ihrer ruhigeren, gemessseneren Haltung erinnern sie doch mehrfach an die geistreiche Heiterkeit und Anmuth, die seinem Gespräche eigen waren. Selbst wenn Verleger und Drucker den Zögernden, Gewissenhaften allzu eifrig bedrängten, äußert er sein Mißbehagen nur in gedämpftem Tone.[7]) Die Briefe Hirzels wird man nicht lesen, ohne zu wünschen, er möchte häufiger das Wort ergreifen oder länger es behalten. Was wir von ihm hören, zeugt von

[7]) Ich deute hier auf die Nummern 35, 37 und 50 aus den Jahren 1855 bis 1857. Bezeichnend lauten die Worte vom 9. Jan. 1856 „Ich habe Ihre Stellung beständig vor Augen, arbeite ohne Unterlaß, aber mehr zu thun, so viel als mein Bruder, ist mir nicht möglich.“

natürlichem, durch Leben und vielseitige Bildung entwickeltem Feinsinn. Als einen „fein urtheilenden Mann“ rühmte ihn schon Dahlmann im Briefe an Jacob vom zweiten März 1838. Ein sicheres Gefühl geistiger Vornehmheit begleitet seine Aeußerungen. Sein Scherz trifft Personen und Dinge nicht bloß auf der Oberfläche. Seinem ernsten Worte pflegt eine einfach überzeugende Kraft innezuwohnen.

Das briefliche Gespräch bewegt sich naturgemäß um das Wörterbuch, um dessen innere und äußere Geschicke. Muß aber in der Unterhaltung solcher Männer nicht auch manches Merkenswerthe auftauchen, das in nähere und fernere Gebiete der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens hinausdeutet?

Da versicht Hirzel eine echte, ohne Grund angetastete Lesart in seinem Goethe[8]), oder er beklagt, daß es ihm zu schwer falle, das wohlbeleibte Buch, mit dem ein rechthaberischer Vielschreiber soeben wieder die Litteratur belastet, „hinunterzuwürgen“. Wenn in der großen Vorrede zum Wörterbuch (Spalte XVII) die „Sprachgewalt“ und kräftige Ausdrucksweise des Jeremias Gotthelf gerühmt wird, trägt er kein Bedenken, offen auszusprechen, was ihm an dem schweizerischen Landsmanne mißfällt; er meint, dieser treibe sogar mit seiner Sprache „Coketterie“. Jacob will das nicht zugeben, er weist den Tadel zurück, indem er doch dem Lobe eine angemessene Beschränkung hinzufügt. Sonst wird der mitlebenden Schriftsteller nur selten, und dann nicht eben rühmlich gedacht. Corrodi findet bei Jacob sehr freundliche Beachtung; aber der Dichter oder vielmehr die Sprache des „Quickborn“ wird ungnädig abgewiesen, obgleich beide in der Vorrede das geziemende Lob erhalten hatten[9]). Kinkel, Gutzgow

[8]) Ich will hier doch die Bemerkung nicht zurückhalten, daß ich im Einverständnisse mit Hirzel und im Gegensatze zur Weimarischen Ausgabe 1, 210 das altüberlieferte „Luftgesänge“ im sechsten Verse der ersten Walpurgisnacht als das „unzweifelhaft echt Goethische Wort“ anerkenne.

[9]) Spalte XV. — Er schreibt an Hirzel am 12. Januar 1858: „Ich wiederhole Ihnen mein öfter gethanes Geständniß, daß ich alles

— so nennt er ihn — Auerbach rechnet der Urheber der deutschen Grammatik „zu solchen Neueren, aus denen man nichts lernt". Allem, was sich auf die Weimarischen Großen bezieht, gilt seine Theilnahme; aber die Briefe der Schwester Knebels, diese Jahrbücher einer klatschlustigen Hof- und Stadtgesellschaft, erregen ihm Aerger: er nennt sie kurzweg „unausstehlich".

Beiden Brüdern leuchtete Goethe als das heil- und segenspendende Gestirn unserer Litteratur. Kaum erwähnen sie seines Namens, ohne unwillkürlich den Ausdruck der Liebe, der Bewunderung daran zu knüpfen. Wilhelm hatte von frühen Jahren her ihm treu und verständnißvoll angehangen; Jacob hatte sich ihm erst allmählich genähert und ihn dann mit immer steigender Innigkeit, ja mit der ganzen Gewalt seines Empfindens umfaßt. Den versammelten Germanisten hatte Wilhelm im Jahre 1846 zugerufen, nachdem er Goethe als den Ergründer der menschlichen Seele und den mächtigen Erwecker deutscher Dichtung gepriesen (Kleinere Schriften 1,510): „Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend". — Und hier in den Briefen ruft Jacob, in gerechter Mißachtung anderer gleichzeitiger Wörterbücher, dem Freunde Hirzel zu: „Wie viel tiefer schöpfen wir aus Goethes Fülle!" (am ersten Februar 1859). Sich dieser Fülle ganz bemächtigen zu wollen, wäre freilich ein erfolgloses Bestreben geblieben. Das hatte er, zwei Monate zuvor, gleichsam selbst bezeugt mit den Worten: „Wer kann diesen unvergleichlichen Schriftsteller für alle Worte ausschreiben?" (am dritten December 1858.) Gerade während der Arbeit am Wörterbuche hatte sich ihm der ungemessene Reichthum Goethescher Sprache aufgethan. Er be-

in Schweizermundart abgefaßtes mit größtem Vergnügen lese und verstehen lerne, während mir Sachen in niederdeutschem Dialect gleichgültig oder zuwider sind." — Zu der Aeußerung über „Quickborn" ist zu vergleichen der Schluß des Aufsatzes über die althochdeutschen Präterita in Jacobs Kleineren Schriften 7, 475, nebst seinem Brief an Gervinus, fünften Februar 1859. (2, 134.)

wunderte nicht nur ihre unverhüllt hervorleuchtende Schönheit; er hatte sich auch längst vertraut gemacht mit ihren bescheideneren, stilleren Reizen, die oft hinter dem einfachsten Ausdrucke sich bergen. Es zog ihn an, immer von neuem zu beobachten, wie sie regsam nach allen Seiten hin sich entfaltet, wie sie neben weicher, gefügiger Bildsamkeit die entschiedenste Kraft behauptet. In der Festrede zum zehnten November 1859 schilderte er, wie Schillers tiefsinniges Wort mit tönender Gewalt die Geister durchdringt und die Gemüther emporreißt; doch eben an jenem denkwürdigen Gesamtfeste der Nation verkündete er vor ganz Deutschland, daß die sprachbildende und sprachbezwingende Kraft des Goetheschen Genius über die eines jeden vaterländischen Dichters hinausrage.[10])

Selbst in der Grammatik, wo die Laute aller germanischen Sprachen aus allen Zeiten ihn umtönen, bewahrt er seinem Ohre die Empfänglichkeit für Goethesche Klänge. Sichtbare Lust bereitet es ihm, die Schönheit eines Faustischen Verses, die den meisten Lesern unbemerkt bleibt, gleichsam aus dem Versteck ans Licht zu ziehen.[11]) Auf ähnliche Weise ist ihm in den großen Abhandlungen jeder Anlaß willkommen, ein Citat aus Goethe vorzuführen. Die Schrift Ueber das Verbrennen der

---

[10]) Kleinere Schriften 1, 391: „Er schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Canon — — seine Poesie giebt bei jedem Schritt überall die reinste Ausbeute, für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wie viel aus ihm allenthalben geschöpft und gewonnen werden könne oder müsse". — Es gehörte Jacobs Muth dazu, um an jenem Tage den Deutschen ins Gewissen zu reden: — „und der Dichter, der uns 1790 den Faust gab, wäre nicht der allerdeutscheste gewesen?" S. 389.

[11]) Man bemerke, wie er in der Grammatik 4, 422 liebevoll eingehend spricht über das Fehlen des Artikels in Fausts Worten: „Wie athmet rings Gefühl der Stille" (2691). Auf der folgenden Seite sind die Beispiele für präpositionale Formen und für Wiederholung des Pronomen zum großen Theil Goetheschen Liedern entnommen. — (Ueber alle Beziehungen des Brüderpaares zu Goethe belehrt uns jetzt gründlich Reinhold Steig in seinem anmuthenden Buche „Goethe und die Brüder Grimm". Berlin 1892.)

Leichen (Kleinere Schriften 2, 211—313), in welcher die Betrachtungen des Forschers sich unerschrocken in die Tiefen und auf die Höhen wagen, krönt sich herrlich mit der letzten Strophe der Braut von Korinth. Auch in diesen Briefen zeigt sichs, wie gern er bei seinen Arbeiten den Blick auf Goethe richtet. Eben ist die Abhandlung über den Personenwechsel in der Rede im Druck erschienen. Indem er sie an Hirzel sendet, beeilt er sich, zu Seite 6 (Kleinere Schriften 3, 242) eine Strophe des West-östlichen Divans nachträglich anzuführen, in der Goethe den eigenen Namen, der durch den Reim gefordert wird, durch den orientalischen Hatem ersetzt und verbirgt.[12])

Wilhelm läßt sich gleichfalls keine Gelegenheit zum Ausdrucke seiner stets gehegten Vorliebe entgehen. Einige Briefe Goethes, die Hirzel ihm mitgetheilt, bewegen ihn zu der Aeußerung[13]): „Wie schön tritt bei ihm die menschliche Milde hervor, wenn er auch einmal darauf los geschlagen hatte; Schiller hatte sie nicht.“ — Doch stimmt es ihn unmuthig, daß Goethe an seinen Deutschen so mancherlei vermißt, so mancherlei tadelt oder schilt. Gern hören wir, wenn Wilhelm sie gegen ihn vertheidigt:

---

[12]) Diese Strophe, deren Grimm sich zu spät erinnerte, ist natürlich die vorletzte des mächtigen Liedes: „Locken, haltet mich gefangen“. Es findet sich im sechsten Bande der Weimarischen Ausgabe S. 168. Zu vergleichen ist auf Seite 421 die Note Konrad Burdachs, welcher den Divan so durchaus musterhaft behandelt und sich zugleich als einen der zuverlässigsten und feinsinnigsten Arbeiter auf dem Gebiete der neueren Litteraturgeschichte bewährt hat.

[13]) Wilhelm schreibt hier (am einundzwanzigsten November 1856): „Der an Reichardt, worin er das gute Verhältniß wieder herstellt, macht ihm Ehre.“ — Damit kann nur der Versöhnungsbrief vom fünften Februar 1801 gemeint sein, der zuerst in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ 1832 Nr. 143 erschienen war. — Deutet er dann im Folgenden auf den Brief an Reichardt vom achtundzwanzigsten Februar 1790? Es ist derselbe, den Goethe dem Briefe an den Herzog vom nämlichen Tage beifügte. Dies Schreiben enthält, nach des Dichters Ausdruck, einige Glaubens-Bekenntniß-Artikel. Es giebt uns allerdings einige unerfreuliche — darf man sagen: Wahrheiten? — über deutsches Theater und deutschen Geschmack zu vernehmen.

„was man den Deutschen vorwirft, hängt in vielen Stücken mit ihren guten Eigenschaften zusammen, und ist bei anderen Völkern nicht besser, ja es lastet viel schwerer auf ihnen;" wenn er aber hinzufügt: „haben die Engelländer nicht erst von den Deutschen gelernt, den Shakespeare hochzuschätzen?" — so müssen wir unsre Beistimmung ihm versagen. In dieser mehr gutmüthigen als hochmüthigen Selbsttäuschung waren ja ehedem viele der besten Deutschen befangen. Wir wissen jetzt, daß die Engländer nicht unserer Beihülfe bedurften, um die höchste Wundererscheinung ihrer Poesie liebend und staunend zu erfassen. Wir sind vielmehr zu dem Eingeständniß bereit, daß wir eine gesundere Anschauung vom Wesen und der Kunst Shakespeares erst wieder errungen haben, seitdem wir uns entschlossen, von den Volksgenossen des Dichters zu lernen, was sie allein uns lehren können.

Zieht uns dieser Briefwechsel an, wo er Gegenstände der Litteratur und Wissenschaft berührt, horchen wir achtsam auch auf dasjenige, dem wir nicht beipflichten können, so erfreuen uns doch nicht minder jene allgemein verständlichen Briefe und Briefstellen, in denen die rein menschlichen Verhältnisse zur Sprache kommen, durch welche diese Männer untereinander verknüpft sind und bleiben. Wie liebenswerth zeigen sie sich überall da, wo ihr Empfinden in einfachem, aber vollkräftigem Worte sich kundgiebt! Wie heimisch und traulich muthet uns dieser Familienkreis an, der sich um die Freunde zusammenschließt! Treulich sorgende Frauen, voll Einsicht und thätiger Klugheit, walten ihnen zur Seite, gleich Schutzgeistern des Hauses. Neben den ergrauenden Häuptern strebt ein tüchtiger vielversprechender Nachwuchs empor. In Zügen rührender Einfachheit verräth sich das wahre Familiengefühl, die wechselseitige Theilnahme, in der die Familienglieder, vom ältesten bis zum jüngsten, einander begegnen; aber kein schwüler Hauch der Empfindsamkeit darf an diese wohlgestimmten Gemüther heranwehen. In mild erquickendem Lichte erscheint auch hier die untrennbare Lebens-

gemeinschaft der beiden Brüder. Jeder beruht allein auf sich selbst und behauptet dem andern gegenüber seine volle Unabhängigkeit. Der Eigenheiten, die von jeher ihm zum Unterschied von dem Bruder angehaftet, bleibt jeder sich vollbewußt; jeder hält die Eigenschaften fest, die ihn auszeichnen, und kehrt sie unbefangen hervor. Aus den Grundtiefen ihres persönlichen Wesens war ihr Verhältniß zur Wissenschaft aufgestiegen; an dieser Wissenschaft, welche sie die ihrige nennen durften, hatte jeder gleichsam sein eigenes Selbst entfaltet. So kann es denn nicht fehlen, daß zwischen ihnen über manche Einzelfrage ein Zwiespalt der Meinungen sich hervorthut. Aber dadurch wird die Festigkeit ihres Bundes nicht gelockert. Durch die Verschiedenheit ihrer Naturen wird vielmehr die innere Eintracht ihres Bestrebens noch deutlicher bekräftigt. Jeder mit besonderen Gaben ausgerüstet, beide zu e i n e m großen Lebenswerk unlösbar verbunden — so erscheinen sie auch hier. Jeder erfreut sich an den Vorzügen des andern; er ist beflissen, sie ins Licht zu setzen.

Als Wilhelm einst von schwerer Krankheit sich erhoben, hatte Jacob ihm als brüderlichen Willkommensgruß zum Wiedereintritt ins Leben den dritten Band seines grammatischen Werkes dargebracht. „Mir war," sagte er damals dem Genesenen, „als wenn ich es nur für dich geschrieben hätte und es, wenn du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben." — Und als die Studenten Berlins am vierundzwanzigsten Februar 1843, am Geburtstage Wilhelms, die Bräder mit einem Fackelzug feierten, dankte ihnen der ältere am meisten, daß sie für diese Ehrenbezeigung den Tag gewählt, welcher dem das Leben gab, der ihm auf der ganzen Welt am nächsten sei. Solcher einfachen Herzensworte muß man sich erinnern, wenn man die Stimmung nachfühlen will, in der Jacob hier an Hirzel (am zwölften Januar 1860) über Wilhelms letzte Stunden Bericht erstattet. Hier wird im ruhigen, schlichtesten Worte die ganze Innigkeit und Einzigkeit dieser brüderlichen Genossenschaft noch

einmal offenbar. Bis auf alle Einzelheiten der täglichen Lebensführung hatte diese Gemeinschaft sich erstreckt. So klagt er: „Schmerzlich war das Aufschließen seiner Schubladen und Gefächer; da er unser Geld in Händen hatte, borgten wir während der Krankheit, um ihn nicht zu beunruhigen." — — Doch kein Auszug aus einem solchen Schreiben! Es will ganz gelesen und ganz empfunden sein.

Durchdringt ein kräftiger Familiensinn das Leben der Männer, die hier in diesen Briefen vor uns reden, so kann doch ihr Gemüth sich den großen Angelegenheiten ihres Volkes und Vaterlandes niemals entfremden. Auch durch die Erfahrungen, die sich ihnen seit dem Jahre 1848 aufgedrängt hatten, war die Theilnahme, mit der sie die öffentlichen Vorgänge zu begleiten pflegten, nicht erstickt worden. Ueber das häusliche Gehege, in dessen Schirm und Schutz sie sich heimisch und zufrieden fühlen, richten sie Blick und Sinn hinaus in die bewegte Welt; sorglich bedenken sie, was Deutschland bedroht und was ihm frommen mag. So wird Jacob durch die ereignißreichen und drangvollen Sommermonate des Jahres 1859 zu weitausgreifenden geschichtlichen Betrachtungen angeregt. Zugleich ergeht er sich in kühnen Wünschen für eine spätere Gestaltung der europäischen Staatenverhältnisse; er äußert gewagte Hoffnungen, an deren Erfüllung er glaubt, sollte sie auch erst in ferner Zukunft eintreten. Keineswegs will er für österreichisch gesinnt gelten (am siebzehnten Juni 1859); es wäre ihm lieb, wenn Preußen bei so günstigem Anlasse den Bundestag ins Nichts zurückschleuderte. Aber zu fest hängt sein Herz an allem, was deutsch war oder noch zu sein scheint, als daß er mit Gleichmuth oder gar mit freudiger Zustimmung gewahren könnte, daß Italien den Oesterreichern verloren geht. Er weidet sich an den glorreichen Erinnerungen aus Zeiten der sächsischen, fränkischen, schwäbischen Könige; es schmerzt ihn, daß dort, wo einst Fürsten aus deutschen Stämmen gewaltet, der Deutsche jedes Herrscherrecht einbüßen soll. Verdient Italien die Freiheit, zu

der es aufstrebt? Kann diese Freiheit ihm und der christlichen Welt zum Heile gedeihen, solange die Römer die katholische Kirche beherrschen und die ganze katholische Welt knechten? Müssen wir es ja doch auch sonst geschehen lassen, daß Kleinere sich unter die Obmacht der größeren Nachbarn beugen! Werden von Franzosen nicht leider auch Elsässer und Lothringer beherrscht? „Fühlt der Deutsche im Elsaß," ruft Grimm trauernd aus, „den Verlust seiner Freiheit nicht so schmerzlich wie der Lombarde, wer hat darüber zu klagen!" Will Italien zu wahrer Freiheit vordringen, so muß es den Muth bekunden, „ein Reich ohne Papst einzusetzen und durchzuführen." Soll aber Europa zu endlicher Ruhe gelangen, dann — so dichtet der Vierundsiebzigjährige hoffnungsvoll weiter — dann müßten Frankreich und Oesterreich den Entschluß fassen, sich dem Protestantismus zuzuwenden.

Gleichviel, ob Deutsche unserer Tage solchen Empfindungen und Wünschen sich zuneigen, solche Erwartungen theilen oder vor ihnen zurückschrecken — auf alle Fälle darf dieser Brief nicht bloß als Aeußerung einer rasch vergänglichen, nur vom Augenblick hervorgerufenen Stimmung gelten. Jacob Grimm redet hier vielmehr als Vertreter mancher der edelsten jenes Geschlechtes, dessen Sinn durch die Eindrücke der Befreiungskriege gebildet und gefestigt worden. Die damals begründeten Ueberzeugungen konnten ihnen durch keine Ereignisse der Folgezeit erschüttert werden. Wie sie damals, in den Tagen der erregten Jugend oder des erstarkenden männlichen Alters, über Staat und Vaterland, über den Gegensatz und die Ausgleichung kirchlicher Bekenntnisse, über das Verhältniß Deutschlands zu den anderen herrschenden oder beherrschten Völkern Europas, denken und fühlen gelernt, so dachten und fühlten sie auch noch als Greise. In die zweite Hälfte des Jahrhunderts hatten sie die Gesinnungen und Hoffnungen hinüber gerettet, denen ein neues, unter ganz verschiedenen Einwirkungen herausgebildetes Geschlecht nicht immer beizustimmen vermochte. Wie manches von dem, was

sie erahnten und was dem zagenden Unglauben unmöglich schien, ist zur Wirklichkeit geworden! Wer mag bestimmen, ob nicht für manche andere ihrer Hoffnungen, die über den Bereich jeder Möglichkeit hinauszuschweifen schienen, dennoch in den Fernen einer Zukunft, die keines Sterblichen Auge durchmißt, die Erfüllung langsam, aber sicher, heranreift!

Doch von diesen Betrachtungen, zu denen der Brief vom siebzehnten Juni 1859 uns verlockte, werden wir abgezogen durch den Inhalt der meisten vorhergehenden und aller folgenden Briefe. Hier bildet überall das Wörterbuch naturgemäß den Mittelpunct, auf den alle Aeußerungen zielen.

Fast vergessen wir, daß es, genau betrachtet, nur Geschäftsbriefe sind, in denen ein Gelehrter mit seinem Verleger über ein bedeutendes wissenschaftliches Unternehmen verhandelt. Denn in diesen Aeußerungen tritt Jacobs innerstes Wesen unverhüllt und lebendig zu Tage. Er scheint die Schwierigkeiten zu erörtern, welche das große Unternehmen zu hemmen drohen; in Wahrheit jedoch macht er uns durch aufschlußreiche, gehaltvolle Mittheilungen zu Vertrauten seines Sinnens und Fühlens. Daß aber die Briefe diesen vertraulichen Ton anschlagen und demgemäß eine solche Bedeutung für eine tiefere Erkenntniß seines persönlichen Wesens gewinnen, das erklärt sich aus der Bedeutung der Persönlichkeit dessen, an den sie gerichtet sind. Im Verkehr mit einem Manne wie Salomon Hirzel mußte sich bei einem Manne wie Jacob Grimm der Ton der achtungsvollsten Freundschaft, der Anerkennung, des unbedingten Vertrauens von selbst einstellen.

Hirzels Name lebt fort im Verein mit den Namen der hervorragenden Schriftsteller, die gern ihre Werke seiner treuen Obhut anheimgaben, damit er sie den Zeitgenossen in würdiger Gestalt vorführte. Was Männer wie Freytag, Springer, Alfred Dove Treffliches über ihn öffentlich gesprochen, genügt vollständig, um sein Andenken bei allen denen frisch zu erhalten, die einer flüchtigeren oder dauernden Verbindung mit ihm sich

zu erfreuen hatten. Aber gerade diejenigen, denen es vergönnt war, am längsten in seiner Umgebung zu verweilen, die aus unmittelbarer Nähe sein Arbeiten und Thun beobachten oder gar, ein jeder nach seiner Weise, daran theilnehmen konnten, — gerade diese werden am entschiedensten wünschen, daß ein solches Charakterbild nicht in schwankenden Umrissen, sondern in bestimmt ausgeprägten Zügen lebensvoller Wirklichkeit auch für spätere Zeiten aufbewahrt bleibe. Sicherlich wird dieser Wunsch von neuem, und vielleicht stärker als zuvor, bei vielen Freunden sich regen, vor deren Blicke diese Briefe kommen. So mancher, dem vor Zeiten mit Recht oder Unrecht die öffentliche Aufmerksamkeit sich zugewandt, und nach dessen wirklicher Bedeutung man jetzt zweifelnd fragt, wird einer Nachwelt, die seiner zu achten sich kaum verpflichtet fühlt, mit zweckloser Umständlichkeit in ganzer Figur dargestellt. Bei Hirzels Persönlichkeit aber wäre die Mühe einer ausführlichen Lebensdarstellung wohl angebracht. Am dankbarsten würden wir eine überzeugende Selbstdarstellung empfangen. Eine umfassende Sammlung seiner Briefe, nach der Jahresfolge geordnet, würde uns seinen Bildungsgang vergegenwärtigen und seine nachherige ununterbrochene Wirksamkeit, wie seine ganze Sinnesart zu belehrender und ergiebiger Anschauung bringen. Hirzels Schreibweise giebt einen genauen Abdruck seines Wesens. Nicht leicht versagt ihm der treffende Ausdruck. Gar manche, die im Schreiben ihren Lebensberuf gefunden, könnten ihm die Sicherheit beneiden, mit welcher er seine Worte wählt und seinen Satz gestaltet.

Bei den meisten weckt der Name Salomon Hirzel die Erinnerung an einen Mann, dessen geistige Neigungen ganz auf Goethe gerichtet waren, und der manches Löbliche unternahm, um ähnliche Neigungen im Kreise seiner Freunde zu nähren und zu verbreiten. Man weiß von jener Sammlung, die lange als die einzige ihrer Art gelten konnte, in der das wissenschaftliche Hülfsgeräthe für eine strenge Behandlung und kritische Wiederherstellung des vielfach geschädigten Goetheschen Textes

trefflich geordnet vorlag; man weiß, daß der Besitzer bei festlichem Anlasse manche werthvolle Spende aus diesem Vorrathe unter die Befreundeten still vertheilte und überdies ein musterhaftes Verzeichniß seiner Schätze aufstellte, das dem Forscher zum sicheren Leitfaden diente; vor allem aber gedenkt man des aus jener Sammlung hervorgegangenen dreibändigen Werkes, das den Dichter im ganzen ursprünglichen Zauber seiner Jugendherrlichkeit erscheinen ließ.

Niemand wird läugnen, daß die gelehrten Liebhabereien gebildeter Männer wenigstens mittelbar der Wissenschaft zu gute kommen mögen. Eine Anerkennung weit höherer Art jedoch gebührt einem Manne, der, wie Hirzel, sich bestrebt, ein Studium, das viele nur als eine mehr oder minder ernste Liebhaberei getrieben und zu schätzen verstanden, in eine streng wissenschaftliche Richtung hinüber zu leiten. Seine Liebe zu Goethe hatte ihren natürlichen Grund in der Erkenntniß Goethes. In Uebereinstimmung mit den Besten des Jahrhunderts fühlte er, was Goethe seinem Volke geworden, und was sein Volk ihm schuldet. Gleich Männern, wie Dahlmann und Niebuhr, blickte er auf ihn als den „Ersten der Nation, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler“[14]). Jene Liebe war frei von jeder beschränkenden Einseitigkeit; sie konnte sich bei ihm niemals in urtheilslose Abgötterei verlieren; sie konnte ihn ebenso wenig zu jener Wonne am Kleinlichen und Nichtigen verleiten, der sich der landläufige Goetheverehrer mit widerlichem Behagen

---

[14]) Worte Niebuhrs aus dem Sommer 1829. Man überblicke im dritten Bande der Römischen Geschichte die große Anmerkung Nr. 235. Aus dieser Anmerkung, in der jedes Wort für uns schon den Werth eines geschichtlichen Zeugnisses hat, sei der folgende Satz herausgehoben: — „schon blickt das dritte Geschlecht reifer Männer zu ihm hinauf als dem Ersten der Nation, ohne einen Zweiten und Nebenbuhler, und die Kinder vernehmen seinen Namen wie einst unter den Griechen den des Homerus.“ — Man vergleiche mit diesen Worten die Art, wie er in der zweiten Ausgabe des ersten Bandes der Römischen Geschichte S. 205, ohne Goethe zu nennen, Goethesche Verse anführt.

überläßt. Wie herzlich ward in seinem Kreise die Abgeschmacktheit alles dessen belacht, was man mit dem herkömmlichen Mißnamen der Goetheverehrung oder Goethekennerschaft zu belegen pflegt!

Hirzels Thun und Sinnen war durchaus auf ein wissenschaftliches Ziel gelenkt. Ihm galten die Schriften Goethes als die kostbarsten Urkunden unserer Sprache. So war er schon vor mehr als einem halben Jahrhundert darauf bedacht, für eine künftige, des Dichters würdige, Gesamtausgabe die wissenschaftlichen Mittel bereit zu legen.

Mit Fug konnte man ihn daher als das Haupt einer edlen Gemeinde betrachten, die sich im Geiste um Goethe zusammenfand. Aber nicht minder als im weiten Umfange der Goetheschen Welt hatte er sich auch in anderen Gebieten und früheren Zeitaltern der Litteratur, vornehmlich auch im Jahrhundert der Reformation, heimisch gemacht. Wohl kann ihm Jacob Grimm in der Nachschrift zum Briefe vom sechsten August 1858 vergnüglich zurufen: „Es ist prächtig, daß Sie alle Citate aus Goethe zu finden wissen." — Aber in der großen Vorrede zum Wörterbuch (LXVII) weiß er ihm ein umfassenderes Lob zu ertheilen. Indem er sich dankbar eines solchen Verlegers rühmt, der jeden Bogen vor dem Abdrucke durchliest, preist er an ihm nicht nur die gründliche Kenntniß Goethes, sondern die Vertrautheit mit der Sprache und den Dichtern, „die ihm lauter feine Bemerkungen einflößt."

Wohin auch immer, sei es im Leben, sei es in der Wissenschaft, Hirzel seine Aufmerksamkeit wandte, da bewährte er seinen eindringenden Scharfblick. Im Verlaufe eines überaus thätigen Lebens hatte er durch deutliche Beobachtung der verschiedensten Menschennaturen und gesellschaftlichen Zustände eine angeborne Unterscheidungsgabe vielfältig ausgebildet. Auch die Bedeutendsten mußten den Werth seines Urtheils hoch anschlagen, das Gewicht seines berathenden Wortes anerkennen, und alle, die sich mit dem angemaßten Schein von Bedeutung zu umkleiden

suchten, hatten guten Grund, sein Urtheil zu fürchten: denn vor diesem konnte nichts Stand halten, was nicht im innersten Kerne des Wesens tüchtig war. Wenn er auch manchmal im Gespräch mit leichter ironischer Wendung sich andern unterzuordnen schien, so fühlte man doch, daß er immer seine Selbständigkeit und oft genug seine Ueberlegenheit behauptete. Wir begreifen, daß er nicht Jedermanns Freund war noch sein wollte. Um so fester dauerten, um so herzlicher gestalteten sich die Beziehungen zu solchen, auf die er mit Verehrung blickte oder denen er seine unbedingte Achtung gönnte. Neben der Bestimmtheit des Willens, neben der Sicherheit des Urtheils, besaß er die echte Bescheidenheit eines vornehmen, nach Selbsterkenntniß erfolgreich strebenden Geistes, und zu ihr gesellte sich eine wahrhaft thätige Liebenswürdigkeit, deren Eindruck Grimm mit den Worten wiedergiebt:[15]) „Sie sind so freundlich und aufmerksam, als man nur freundlich und aufmerksam sein kann, und das muß Ihnen angeboren sein, denn so lange ich Sie kenne, waren Sie so.“

Wie ernst auch Hirzel durchweg Leben, Geschäft und Wissenschaft faßte, so gereichte es ihm doch zu neckischer Lust, nahe und ferne Freunde durch geistreich ersonnene Scherze anzuregen oder sie mit unversehenen, aber ihren Wünschen stets entgegenkommenden Gaben zu überraschen. In solchen „prächtigen Hirzelstreichen,“ wie Grimm sie einmal nennt, erwies er sich wirklich erfinderisch. So erheiterte und belebte er den ernsten geschäftlichen Verkehr mit den Männern, deren Werke seinem Verlage das Gepräge wissenschaftlichen und künstlerischen Adels aufdrückten. Schon konnte er auf neunzehn Jahre einer freundschaftlichen Verbindung mit Grimm zurückblicken, da schreibt ihm dieser am einundzwanzigsten Februar 1857: „Seit 1838,[16]) wo ich Sie

---

[15]) Am neunzehnten Juli 1852. — Hirzel hatte ihm die sechzigbändige Ausgabe Goethes geschickt. Natürlich mußte Jacob nach ihr Verlangen tragen; auf sie beziehen sich ja die Citate des Wörterbuchs.

[16]) Grimm schreibt freilich: „Seit 1839“ — aber gegen diese Zeit-

persönlich kennen lernte, ist mir immer so viel Freundlichkeit und Güte von Ihnen erwiesen worden, und in einer Ihnen angebornen einnehmenden Art, daß ihr auch mein Wille entsprach, mich dafür dankbar zu zeigen, die Ausführung ist aber oft dahinter geblieben."

Dieser Satz gewährt eine deutliche Vorstellung von den Beziehungen, wie sie in Folge der gemeinsamen Thätigkeit am Wörterbuche zwischen Verfasser und Verleger entstanden waren. Er deutet auch leise auf die Mißhelligkeiten, die, von keinem der Beiden verschuldet, sich aus diesen Beziehungen ergaben und ergeben mußten.

„Rechtzeitig bildeten Sie den Plan zu einem deutschen Wörterbuch" — schreibt Jacob in dem letzten seiner hier mitgetheilten Briefe. Um die Ausführung dieses Planes, die das edle Brüderpaar übernommen, von seiner Seite wirksam zu fördern, hatte Hirzel seine ganze Thatkraft aufgeboten; er hatte diesem Werke gegenüber sich zu jedem Opfer verpflichtet gefühlt. Zuweilen drückte auf Jacobs Gemüth die Besorgniß, diese Opfer könnten vergeblich gebracht sein. In den ersten Monaten nach seiner Niederlassung in Berlin ward er mehrfach von einem Gefühl der Schwäche heimgesucht. Er glaubte eine Erschlaffung der körperlichen Kräfte zu spüren; ihn überkam die Ahnung eines nahen Todes; er sehnte sich, wie er mit biblischem Ausdrucke sagte, nach Auflösung in Gott. Da schrieb er — Tag und Stunde hat er genau vermerkt — am Samstag, achtzehnten September 1841, neun Uhr Abends rührende Worte nieder,[17]) Aeußerungen eines letzten Willens, gerichtet an Bruder und Schwägerin, an Wilhelm und Dortchen. Und diese letztwillige Aufzeichnung fängt an mit den Worten: „Wenn auf meinen

---

bestimmung spricht sein eigenes untrügliches Zeugniß in Briefen an Dahlmann, Leipzig, fünften Juli 1838: „Reimers und Hirzel überhäufen mich mit Freundschaft" — und Cassel, am siebenten October 1838: „Sal. Hirzel ist bei seiner Rückreise aus der Schweiz heute und gestern hier."

[17]) Sie finden sich jetzt im achten Bande der Kleineren Schriften, S. 463.

Todesfall das Wörterbuch stocken müßte, so wünsche ich, daß dem guten Hirzel und Reimer ersetzt werde, was sie an Kosten gehabt haben.“ Seine bangen Ahnungen wichen bald vor der erneuten Lust am Leben und Arbeiten: — für ihn war ja beides eins und dasselbe. Doch weckte der Gedanke an das Wörterbuch meist ein stärkeres oder gelinderes Mißbehagen. „Mit bleiernem Gewicht,“ so bekennt er in einem Briefe an Gervinus vom einunddreißigsten Januar 1850, drücke ihn das übernommene große Werk; und ähnliche Klagerufe läßt er auch noch in späteren Jahren verlauten. Manche Arbeit, die seiner Neigung näher lag, mußte, wie er mit Schmerzen einsah, von diesem Werke der Pflicht in den Hintergrund gedrängt werden. Denn immer bedachte er die berechtigten Wünsche des Verlegers, der — so heißt es nachdrücklich in jenem selben Briefe an Gervinus — schweres Geld in das gesammelte Material gesteckt hatte und billig auf die Lösung harrte.

Als der Augenblick dieser allzu lange verzögerten Lösung endlich herannahte, mußte sich Jacob schweren Herzens zum Verzicht auf die Erfüllung eines ernst gehegten Lieblingswunsches entschließen. Seiner Absicht nach sollte ihm das Wörterbuch die Handhabe bieten zu einer gründlichen Säuberung unserer Druck- und Schreibweise, oder, wie er es im Briefe an Hirzel (am fünften Januar 1852) unbedenklich mit verpönten Fremdwörtern bezeichnet, zu einer Reformation unsrer Orthographie. In einem umfänglichen Schreiben „an die berühmte Weidmannsche Buchhandlung“[18]) hatte er die Nothwendigkeit begründet, endlich das wichtige Geschäft mit geziemendem Ernste anzugreifen und, zum Frommen unserer Sprache, die deutsche Schrift des ihr aufgedrungenen Unraths zu entlasten. Er gab im Einzelnen an, bis zu welchen Grenzpuncten er das Werk der Reini-

[18]) Aus dem ersten Bande der Zeitschrift für deutsche Philologie herübergenommen in den siebenten Band der Kleineren Schriften S. 218 bis 22. — Dies Schreiben ist zu vergleichen mit den Abschnitten 19 und 20 der großen Vorrede zum Wörterbuch.

gung und Befreiung fortzuführen gedachte. Das Schreiben stammt aus dem April 1849. Durch Ton und Inhalt deutet es auf diese Zeit der Abfassung. Bei allem, was Jacob zu wissenschaflichen Zwecken ersann und unternahm, schwebte ihm stets leitend der Gedanke des Vaterlandes vor. So überließ er sich auch damals der Hoffnung, die vereinfachte und einheitliche Orthographie sollte, nachdem das „zerrissene, ermattete" Deutschland sich emporgerafft, gleichsam als Sinnbild der wiedergewonnenen Einheit dastehen. Er verweilte mit Befriedigung bei der Aussicht auf die Möglichkeit, daß der Beginn des Wörterbuchs mit „dem Beginn unseres umgestalteten öffentlichen Lebens zusammentreffe."

Die Zulässigkeit jenes reformatorischen Vorhabens ward, wie er vorausgesehen, von manchen Freunden bezweifelt. Der Verleger aber begnügte sich nicht mit kopfschüttelndem Zweifel, er fühlte sich zur nachdrücklichen Einsprache befugt, ja genöthigt. Er mußte besorgen, daß die weiteren Kreise des gebildeten Deutschland, an die das Wörterbuch sich wandte, nicht nur scheu und stutzig, sondern geradezu abgestoßen würden durch das ungewohnte Alte und Echte, das den meisten nur als Ausgeburt einer grillenhaften Neuerungssucht erscheinen konnte. Solchen nicht abzuweisenden Bedenken mußte Jacob sich fügen. „Ihren Einwänden zuliebe habe ich fast alle meine Vorsätze für die Reformation unsrer Orthographie aufgegeben" — ruft er Hirzel zu. Und dennoch ließ es sich nicht verhindern, daß beim Erscheinen der ersten Hefte, wie ältere Zeitgenossen sich gewiß noch entsinnen, verdrießliche Leser ihre Klagen ausstöhnten, über die unbehaglichen sogenannten lateinischen Lettern, über die kleinen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter, über die unverständlichen Abkürzungen und manche sonstige Eigenheiten, die so fremdartig anmutheten. Schon war der Druck eingeleitet, da wollte Hirzel noch das ss, über das Jacob den Bann verhängt, gegen das erwählte sz in Schutz nehmen.[19]) Aber diesmal beharrte der

[19]) Ueber sz spricht Grimm ausführlich in den Kleineren Schriften 7, 481.

Urheber der deutschen Grammatik auf seinem Willen. „Machen Sie mir," ermahnt er den vorsichtigen Freund, — „machen Sie mir das Herz nicht schwer mit dem ss, das Sie ein altes gutes nennen. Für wie alt denn halten Sie es? Und gut ist es nicht, weil es eine Lüge in sich enthält."

Sowie nach Wegräumung solcher kleinen Anstöße der Druck in raschen und regelmäßigen Gang gebracht ist, wird Jacob von frischer Arbeitsfreudigkeit vorwärts getragen. Ein heller Ton der Hoffnung klingt durch die Briefe. Indem Hirzel den ersten Bogen zur Correctur sendet, wagt er die kecke Vermuthung, übers Jahr werde vielleicht der hundertste im Druck sein. Bei den ersten Lieferungen blickt man frohgemuth hinaus auf die sechzigste und letzte, die, wie man mit scherzhafter Verwegenheit annimmt, nach Verlauf eines Jahrzehnts an das Licht treten soll. Ungestörtes heiteres Einvernehmen waltet zwischen Autor und Verleger, denen gleich im Anfang Rudolf Hildebrand sorgsam und hülfreich zur Seite tritt. Jacob lobt die Brauchbarkeit der Auszüge, die Hirzel ihm liefert; er rühmt dessen zarte Hand, wenn sie Nachträge und Berichtigungen einfügt. Als der erste Band zum Schlusse gelangt ist, dringt Hirzel mit triftigen Gründen darauf, daß schon diesem ersten ein aufklärendes, von Lesern aller Art sehnsüchtig erwartetes Quellenverzeichniß beigegeben werde, dessen Mittheilung Jacob lieber auf den letzten Band verschoben hätte. Ebenso einsichtig wie liebenswürdig bringt der Verleger die Wünsche des größeren Publikums zur Geltung, als dessen „dankbaren Fürsprech" er sich selbst bezeichnet. Grimm fühlte sich zur Nachgiebigkeit bewogen; und so erschien der erste Band, ausgestattet mit dem Quellenverzeichnisse,[20]) bei dessen Anblick selbst der Unkundige ahnte, auf welcher tiefen und breiten Grundlage dieses ragende Denkmal der vaterländischen Sprache sich erhob.

---

[20]) Die später dem zweiten Bande beigefügte Fortsetzung des Verzeichnisses ward, nach Grimms eigenem Ausdruck, der „Güte und genauen Einsicht" Hirzels verdankt.

Auch einer künstlerischen Ausstattung, die den Brüdern angenehm ins Auge leuchten sollte, ward dieser erste Band theilhaftig. Aber Jacobs Sinn und Geschmack mochten sich mit ihr nicht befreunden. Seinem Bildnisse, das neben dem des Bruders erschien, wollte er durchaus keine Aehnlichkeit zugestehen. Den Schmuck, den Ludwig Richters spielende Einbildungskraft für das Titelblatt ersonnen, fand er unangemessen und bedeutungslos. Seinen Tadel ergießt er reichlich in einem wahrhaft belustigenden Briefe,[21]) in dem übrigens auch der freundlichen Sorgfalt Hirzels die gebührende Anerkennung gezollt wird.

So lange Jacob ununterbrochen an der Arbeit blieb, schien sich die Hoffnung, wenn auch nicht auf einen in bestimmbarer Zeit herbeizuführenden Abschluß, so doch auf ein rasches und reges Fortschreiten des Werkes zu erhalten. Ins Wanken gerieth diese Hoffnung etwa seit der Mitte des Jahres 1855, nachdem Wilhelm an Jacobs Stelle getreten war. Wie das Wörterbuch an äußerem Umfange wuchs, mehrte sich, zum Staunen aller Einsichtigen, sein innerer Reichthum. Hämische Versuche, ihm die Gunst der Deutschen zu entziehen, mußten kläglich fehlschlagen. Mancher wohlthätig ermunternde Zuruf drang zu den Ohren

---

[21]) In diesem ergetzlichen Briefe vom siebzehnten April 1854 gedenkt er des Titelblattes von Adelungs erster Ausgabe, auf dem „sehr hübsch ein Bär, der an seiner Tatze saugt, angebracht ist." Aber die Zier eines solchen Abzeichens hatten die Bücher des Breitkopfschen Verlages schon lange zuvor getragen. Ueber diesem höchst gebildeten Thiere schwebt der erläuternde Spruch: Ipse alimenta sibi. So prangt der Bär vor der zweiten und dritten Auflage der Critischen Dichtkunst Gottscheds (1742 und 1751) und vor den von Schwabe herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und des Witzes." Die schweizerischen Bekämpfer und Verächter der Leipziger Schule verfehlten nicht, an dem weisen Ungethüm, das sich selbst zur Nahrung dient, ihren Witz auszulassen. Im dritten Stück der sogenannten Zürcherischen Streitschriften S. 138, 139 wird der Bär, der an der Tatze saugt, als emblematisches Bild der eigenthümlich fruchtbaren und geistreichen deutschen Poeten und Redner aufgefaßt. — Der Breitkopfische Bär wird humoristisch erwähnt von Musäus, Physiognomische Reisen 1, 162. Vgl. Danzels Gottsched S. 68.

der arbeitenden Meister.[22]) Dennoch konnten die Freunde des Werkes, und vor allen der Verleger selbst, schwerer Sorge sich nicht entschlagen, wenn sie das hohe Alter der Verfasser in Betracht zogen, das zu der Unermeßlichkeit der begonnenen und immer weiter ausgreifenden Arbeit in einem gefahrdrohenden Mißverhältnisse stand. Offen und unbefangen, wie es seiner Gewohnheit entspricht, deutet Jacob selbst auf diese, mit jedem Tage näher herandringende Gefahr. Wäre ihm vergönnt gewesen, um ein Jahrzehnt früher zur Ausführung des reiflich erwogenen Planes zu schreiten, wer weiß, welches Wunder seine Thatkraft vollbracht hätte! Mit Recht konnte Gervinus einst ihm einen „maßlosen Fleiß“ nachrühmen. Aber nun hätte selbst dieser Fleiß nicht mehr genügt, um das Ungeheure einer solchen Aufgabe zu bezwingen.

Und noch bedrohlicher meldete sich eine andere Gefahr. Während Wilhelm sorgsam und mit sicherem Erfolge, aber allzu gemächlich, seine Arbeit förderte, ward Jacobs Geist, der schaffenslustig nach allen Richtungen der vaterländischen Wissenschaft ausblickte, von dem Verlangen ergriffen, sich einmal wieder an

---

[22]) Jacob erwähnt am dritten März 1855 einer „hübschen und verständigen Anzeige“ in den „Grenzboten“. Ich fand sie dort im ersten Bande des vierzehnten Jahrgangs S. 304—306. Sie verdiente Jacobs Lob und verdient noch jetzt nachgelesen und beherzigt zu werden. Wohlthuend berühren uns noch heute Worte wie die folgenden, aus denen man zugleich ein geschichtliches Zeugniß vernimmt: „Und wenn wir ein Recht haben, mit Selbstgefühl auf das riesige Werk zu blicken, welches die Kunst unserer Gelehrten unternommen hat, so wird dieses Behagen noch durch den Gedanken vermehrt, daß ein solches Werk möglich war ohne die Unterstützung begünstigter Akademien und ohne außerordentliche Zuschüsse der Regierungen. Es ist die warme Theilnahme des Volkes selbst, welche das kostbare Unternehmen trägt und seine Fortsetzung möglich macht. Durch ganz Deutschland und tausende von Meilen über die Grenzen unserer engeren Heimath geht das Wörterbuch als ein Zeugniß dafür, daß die Deutschen, wo sie auch leben, ein Gefühl für das Gemeinsame, was sie mit ihren Landsleuten verbindet, nicht verloren haben, ein Zeugniß auch dafür, wie gerne sie stolz sind, wo sie ein Recht dazu haben.“

wechselnden Gegenständen der Forschung thätig zu erfrischen. Denn auch für ihn, wie für jeden wahrhaft schöpferischen Geist, war Erfrischung nicht im Ausruhen, sondern im Wechsel der Thätigkeit zu finden. Hatte er doch einst an das großartige Werk der Deutschen Rechtsalterthümer Hand angelegt, um sich von der langen grammatischen Arbeit zu erholen! So wollte er sich auch jetzt, nach und während der abmüdenden Arbeit am Wörterbuche, durch eine Reihe anderer wissenschaftlicher Unternehmungen die allein ihm zusagende Erquickung verschaffen. Damals erzählten sich die Freunde scherzend, Jacob trage sich noch mit so vielen Werken, als es Musen giebt. Aber die Zahl der Entwürfe, die sich in seinem Kopfe drängten, überstieg noch die Musenzahl.

Am einundzwanzigsten Februar 1857 weiß er seinem Verleger eine Reihenfolge von elf Arbeiten vorzuführen, die ihn bald locken, bald bedrohen; die eine, die zum vollen Dutzend fehlt, würde sich auch noch leicht gefunden haben. Die Klage über den beginnenden Rückgang seiner körperlichen Kräfte kann er nicht völlig unterdrücken. In schlaflosen Nächten umlagern ihn die Gedanken an seine wissenschaftlichen Pflichten. Auf der linken Seite zu liegen ist ihm nicht mehr möglich; zuweilen merkt er, daß der Pulsschlag aussetzt. Das Auge, dem er fortdauernd die größten Anstrengungen zumuthet, hat von der gewohnten Schärfe nichts eingebüßt; aber das Gehör wird schwächer. Diese Beschwerden jedoch, die sich im Gefolge des höheren Alters einstellen, können auf ihn keine lähmende Wirkung üben. Ebenso beharrlich wie regsam treibt er sein Tagewerk. Er darf von sich bekennen: „Ich arbeite unablässig fort, alle Tage bis Abends elf Uhr, worüber Sie meine Hausleute verhören können.[23])

---

[23]) Er bestätigt hier also mit eigenem Worte die Schilderung, die zwei Jahre später Ranke in der ersten Plenarsitzung der historischen Commission zu München von seinem Wesen und Thun entwarf. Ranke bezeichnet ihn als den „Schöpfer der Wissenschaft der deutschen Sprache,

Unter den Werken, die seine Neigung entschiedener an sich zogen, nennt er ein Buch über Nibelungen und Heldensage, ein anderes über Geten und Gothen; er wünschte, die im vierten Bande der Grammatik herrlich begonnene Syntax weiter auszubauen; für die Märchen war seit langem vieles gesammelt und aufgehäuft, was er gern verarbeitet hätte. Am stärksten aber empfand er den Antrieb, als Rächer und Wiederhersteller Ossians hervorzutreten. Etwa ein Jahrhundert zuvor hatte der gaelische Sänger, der sich in Macphersons flüssigem Englisch vernehmen ließ, mit seinen dunkeln weichen Tönen und dem Farbengemisch seiner verschwimmenden Bilder Gemüth und Einbildungskraft der Menschen in romanischen wie in germanischen Landen erregt und sich unterwürfig gemacht. Dann war er durch den Einfluß einer erst zweifelnden, hernach rücksichtslos hohnsprechenden Kritik gänzlicher Geringschätzung verfallen. Der Sinn der Menschen hatte sich diesen Dichtungen völlig abgekehrt; nur eine unbeträchtliche Minderzahl von Gläubigen bewahrte die alte Hingebung. Grimm nun wollte den Kampf aufnehmen gegen eine hochmüthig verurtheilende Kritik, welcher er jedes begründete Recht zu ihrem verneinenden und vernichtenden Thun unbedingt abstritt. Durch eine überzeugende Beweisführung sollte sie für immer aus dem Felde geschlagen werden. Er hoffte, den Dichter, gegen den man sich so schmählich vergangen, in die Ehren und Würden wieder einzusetzen, die vordem ein Klopstock, Herder und Goethe, in Uebereinstimmung mit den großen Schrift-

---

der mehr als ein anderer Autor irgend einer Zeit tiefe und umfassende Gelehrsamkeit mit sinnvoller, selbst poetischer Durchdringung jedes Stoffes, ja jedes einzelnen Wortes verbindet, der in vorgerückten Jahren mit der Anstrengung eines jungen Mannes, der sich erst einen Namen erwerben will, Tag für Tag an dem großen Werke seines Lebens arbeitet." Abhandlungen und Versuche von Leopold von Ranke. Neue Sammlung. Herausgegeben von Alfred Dove S. 492. Mit Jacobs Brief vom einundzwanzigsten Februar 1857 vergleiche man den schönen, in seiner Einfachheit ergreifenden Bericht von Herman Grimm in den Kleineren Schriften I, 186.

stellern anderer Völker, ihm begeistert zuerkannt hatten. Nicht nur, daß die ursprünglichen Gesänge uns unverfälscht überliefert seien, wollte er darthun; er wollte in ihnen auch den edelsten Gehalt einer reich entfalteten Poesie nachweisen.[24])

Hirzels Gleichmuth hatte eine harte Probe zu bestehen. Jeder Plan, der in Jacobs Geiste neu emportauchte, mußte das Wörterbuch gefährden. Besonders die dräuende Schattengestalt Ossians schien unheilvolle Störungen zu weissagen. Darf man es dem Verleger übel deuten, wenn er dem wiedererstehenden Sänger Fingals von Herzen gram war? Grimm bittet ihn, den Ossian nicht zu verwünschen, sei dieser doch schon verwünscht genug gewesen! Wir erfahren nicht, ob Hirzel gegen den Verwünschten milder gestimmt ward. Fürs erste genügte ihm schon, wenn Jacob die Zeit, die er nicht im Ossianischen Nebelbereiche verbrachte, dem Wörterbuche widmen wollte.

Aber Grimm war niemals gesonnen, sich untreu gegen das Werk zu bezeigen, das ihm Mühe und Befriedigung, ja Lust zu gleichen Maßen bereitete. Er wacht über ihm „mit der Liebe, wie sie eine Mutter hat für ihr Kind" (am fünften April 1857). Nie versäumt er, für die schon bearbeiteten Buchstaben Nachträge zu sammeln, und für die späteren, deren Ausarbeitung bevorsteht, immer reicheren Vorrath heranzuschaffen. Selbst in ruhelosen Fiebernächten erwehrt er sich nicht der Gedanken an den sorgenden Verleger und an den Buchstaben E, auf den er zunächst seinen Fleiß wenden muß. Hirzels Briefe pflegten sonst ihn anzuregen und zu erfreuen; jetzt bringen sie ihm Schmerz und Verlegenheit. Möchte doch jener sich entschließen können, die Dinge in einem weniger ungünstigen Lichte zu erblicken! Aber Hirzels Besorgnisse theilten sich dem Freunde

---

[24]) Der siebente Band der Kleineren Schriften brachte den Anfang des Buchs über Ossian (537—543). Gleich im Beginn dieses Bruchstücks liest man mit Verwunderung den Satz: „Nie seit dem Hohen Lied hatten Empfindung und Klage der Liebe, nie seit der Ilias männlicher Heldenmuth sich so ergreifend vernehmen lassen."

Dahlmann mit. Auch dieser wünschte, daß, zum Ruhme des Grimmschen Namens wie zum Heil und Frommen der deutschen Wissenschaft, dem Wörterbuche die ungeschmälerte Neigung und die ungetheilte Kraft seines Urhebers erhalten bleibe. Obwohl sich Dahlmann in seinen letzten Jahren nicht häufig zu brieflicher Mittheilung aufgelegt fühlte, wollte er doch in diesem Falle nicht kargen mit seinem Worte, auf dessen Wirksamkeit er vertraute. Unter den Lesern und Benutzern des Wörterbuches hatte er sich als einen der eifrigsten und dankbarsten bewährt. Jeder neue Aushängebogen ward ihm besonders zugeschickt und mit stets gleicher Freude begrüßt, mit stets gleicher Aufmerksamkeit durchgeprüft oder vielmehr durchgenossen. In einem liebevoll eindringlichen Schreiben faßte er nun seine Befürchtungen und seine Wünsche zusammen. Er vermaß sich nicht, die Bedeutung jener anderen Pläne, die Jacobs Geist erzeugte, abschätzen oder gar unterschätzen zu wollen. Aber er legte dem großen Forscher das große Nationalwerk warm ans Herz. Er suchte ihm von neuem zum Bewußtsein zu bringen, daß er durch keine wissenschaftliche That so sicher wie durch Fortführung dieses Unternehmens den Dank des Vaterlandes sich verdienen und erwerben könnte.[25])

Auf diesen edlen Mahnbrief antwortet Jacob mit einem

---

[25]) Dieser Brief kam erst recht ans Licht, nachdem Jacobs Antwort im ersten Band des Briefwechsels zwischen Grimms, Dahlmann und Gervinus 1, 536 abgedruckt worden. Man muß ihn unter den Nachträgen 2, 526 suchen. Er zählt zu den liebenswürdigsten, die wir von Dahlmann besitzen. Wer des Glückes theilhaftig war, den herrlichen Mann zu kennen, glaubt ihn hier reden zu hören. Jacobs Antwort war übrigens schon früher zu lesen in Springers „Dahlmann“ 2, 418. Trefflich, wie alles, was er berührt, hat Springer auch Dahlmanns Verhältniß zu den Grimms behandelt. Es ist als ein wirkliches Mißgeschick zu beklagen, daß Springers sach- und gehaltreiches, mit künstlerischem Sinn ausgeführtes Werk, das unter deutschen Lebensbeschreibungen seines Gleichen sucht, sich nicht unmittelbar nach seinem Erscheinen in die weitesten Kreise unsrer Lesewelt verbreitet und dort empfänglichen Sinn für die neuere Geschichte des Vaterlandes geweckt hat.

edlen Selbstbekenntniß. Er verhehlt nicht, daß er mit sich selbst in Widerstreit gerathen. Schwere Opfer muß er von sich heischen, wenn er den Plänen entsagen soll, um die seine Gedanken verlangend kreisen. Schmerzlich empfindet er vor allem die Unmöglichkeit, den Gang der grammatischen Forschung ferner zu leiten. Abschreckend ist die Aussicht, in seiner noch übrigen Lebenszeit für das Wörterbuch, falls er es zu Ende führen kann, fünfundzwanzigtausend Quartseiten Manuscript liefern zu müssen. Und wäre er nicht berechtigt, sich endlich einmal die Erholung zu verstatten, deren Nothwendigkeit seine Nächsten, und vornehmlich die Frauen seiner Umgebung, ihm fortwährend einschärfen? — Doch seine Wünsche sollen nichts wider seine Pflicht vermögen. Jene müssen zurückstehen, damit er dieser gehorche. Treulich auszuharren beim Wörterbuche ist sein Entschluß.

Bei seiner Sinnesart mußte er sich durch den Tod des Bruders noch stärker aufgefordert fühlen, diesen Entschluß durch die That zu bekräftigen. Gervinus, der, als jener Schlag ihn traf, in seiner Nähe weilte, nannte ihn damals einen unverwüstlichen Menschen. Der Schmerz um den Bruder konnte seinen wissenschaftlichen Heldengang nicht aufhalten. Obgleich es der Jüngere war, der vor ihm abgerufen worden, so wußte er sich doch den Gedanken des eigenen Endes fern zu halten. Der dritte Band des Wörterbuches, neunzehnhundertundvier Spalten in sich fassend, bezeugt uns, welchen Ertrag seine damalige Arbeit zu Tage förderte.

Dennoch ließen Hirzels Besorgnisse auf die Dauer sich nicht beschwichtigen. Sie mußten erwachen, so oft Jacob die Absicht verrieth, anderen Arbeiten für einige Monate den Vorzug zu geben. So sieht er sich im März 1861 gezwungen, einen beweglichen Bitt- und Klagebrief zu erlassen, um wo möglich den Einfluß abzuwehren, der sich feindlich gegen ihn und das Wörterbuch richtet. Zu seinem Schrecken wähnt er, „das Gespenst der verlorenen Jahre 55—58“ steige wieder vor ihm auf.

Hier stehen und wirken zwei freundschaftlich verbundene Männer neben einander. Jeden beseelt der Wunsch, sich dem anderen mit Rath und That willig und hülfreich zu erweisen, und doch können sie nicht hindern, daß ihre wechselseitigen Forderungen und Wünsche störend sich durchkreuzen. Diese Forderungen mit einander auszugleichen oder gar gründlich zu versöhnen, bleibt deshalb unerreichbar, weil sie bei keinem von beiden aus Willkür oder launenhaftem Belieben entspringen. Jeder beharrt nur bei dem, was er als Pflicht erkennen, als sein unveräußerliches Recht in Anspruch nehmen muß.

Dem Verleger war die peinliche Pflicht zugefallen, auf den ununterbrochenen und möglichst beschleunigten Fortgang des Werkes zu dringen. Ja, er mußte noch weiter blicken und sorgen. Er mußte sein Augenmerk auf die Vollendung des Ganzen richten, die von der wachsenden Ungeduld der Abnehmer nur allzu lebhaft herbeigewünscht ward. Auf ihm lastete die Wucht der geschäftlichen Verpflichtungen, die sich an ein solches Unternehmen anheften. Er fühlte sich auch der Nation gegenüber gleichsam verantwortlich. Diese hatte durch ihre beharrlich thätige Theilnahme das Werk gestützt und getragen. Sie hatte sich dadurch des Anrechts auf seinen vollständigen Besitz unzweifelhaft versichert.

Jacob Grimm aber mußte dem Herrschergebote seiner Natur unweigerlich folgen. Wohl erkannte er nach ihrer ganzen Schwere die Pflicht, die er gegen die Wissenschaft und das Vaterland übernommen, als er in den Dienst des Wörterbuches trat; er erkannte und vollbrachte sie, wie nur er vermögend war, sie zu vollbringen. Um sich jedoch während mehr als eines Jahrzehnts in den auch noch so sehr erweiterten Grenzen einer einzigen Arbeit einzuschließen, hätte er seine selbständige Geistesart zwangsweise unterjochen, hätte er seines Wesens sich entäußern müssen. Seine Forschbegier kannte keine Rast. So lange ein Lebenshauch durch seine Glieder zog, erhielt er die dichterische Grundstimmung seines Geistes klar und frisch; ja

mit zunehmenden Jahren äußerte sie sich noch ungebundener in Anschauung und Rede. Frei schweift sein Blick über Höhen und Weiten der Wissenschaft. Von wechselnden Aussichten ward er gelockt und gefesselt. Grimm nährte in sich untilgbar den Trieb, das Besondere zu erfassen, das Einzelne zu ergründen und längst begonnene Untersuchungen, die über ausgedehnte Gebiete sich verbreiteten, mit sinniger Geduld unermüdlich weiter zu führen. Ebenso tief aber war ihm die Sehnsucht eingeboren, sich in die Fülle neuer Erscheinungen zu versenken und das Bewußtsein der eigenen Kraft in der Bewältigung immer neuer Aufgaben anzufrischen. Wie hätte er dem Schalten seines Genius Einhalt gebieten können?

So standen sich in dem Verhältnisse zwischen Verfasser und Verleger gleichmäßig berechtigte, aber einander widerstreitende Forderungen und Wünsche unvereinbar gegenüber. Dem Edelsinn der beiden Männer ist es zu verdanken, daß der Verkehr, wie er nun einmal unter ihnen sich ausgebildet, auf geebnetem Pfade ohne Anstoß fortgeleitet ward. Niemals darf der Gegensatz, der zu beider Bedauern hervorgetreten, sich verletzend zuspitzen. Immer muß in den Worten Grimms der Ton herzlichen Vertrauens vorwalten; immer beobachtet Hirzel, wenn er dem Verehrten zuspricht, die zarteste Schonung. Selbst in den letzten Zeiten, als Jacob auch durch die vorsichtig leisen Mahnungen des Verlegers sich beängstigt fühlte, blieb er doch immer beflissen, den Zart- und Feinsinn zu rühmen, den er stets an dem Freunde geschätzt.

Dieser Adel der Gesinnung, den der Eine so wenig wie der Andere verläugnen kann, ertheilt auch den beiden letzten der hier vorgelegten Schriftstücke das aus auszeichnende Gepräge.

Im Februar 1863 war Hirzel nach Berlin gekommen, um mit Jacob über die künftigen Geschicke des Wörterbuches ernsten, aber freundschaftlichen Rath zu pflegen. Eben war man bis zu den ersten Bogen des vierten Bandes gelangt; der Buchstab F war angefangen, und Grimm hatte wenige Wochen zuvor seinen

achtundsiebzigsten Geburtstag gefeiert. Es ergab sich die Nothwendigkeit, eine feste Abkunft zu treffen im Hinblick auf die Zeit, da jenes Werk den Meister, der es so kühn aufzurichten begonnen, entbehren würde. Auf welche Weise sollte die Fortsetzung geregelt, durch welche Mittel sollte sie gesichert werden? Schien es ersprießlicher, die erwählten Fortsetzer ungesäumt zur Uebernahme der schweren und verantwortungsvollen Arbeit heranzurufen, oder ihnen, so lange der Meister selbst noch wirkte, Frist zur stillen Vorbereitung zu gönnen? Sollte Grimm nicht gleich jetzt einige jüngere Mitarbeiter sich zugesellen, damit fortan ihm nur die geistige Oberleitung des ganzen Unternehmens verbliebe?

Hirzel erachtete es um so zweckmäßiger, solche Bestimmungen in mündlicher Verhandlung festzusetzen, weil er hoffte, dadurch zur Erheiterung und Beruhigung seines großen Freundes beizutragen, den beim Gedanken an die ungewisse Zukunft des Wörterbuches ernste Sorge beschleichen mußte. Aber das Gegentheil erfolgte. Als der Verleger erschien und seine ebenso wohldurchdachten wie wohlgemeinten Vorschläge zur Sprache brachte, ward Jacob von quälender Unruhe ergriffen. Schonend, wie immer, entsagte Hirzel allen ferneren Erörterungen, welche diese Unruhe erneuert oder gesteigert hätten. Anstatt am folgenden Tage, seinem Versprechen gemäß, sich abermals einzufinden, verließ er Berlin, ohne seinen Besuch zu wiederholen. Die Unruhe, die ihn befangen, konnte Jacob so bald nicht überwinden. Aber seine Empfindung verbot ihm, durch Schweigen jede weitere Verhandlung abzubrechen. Er strebte nach Verständigung. So erließ er denn etwa eine Woche nach Hirzels Abreise ein umfangreiches Schreiben, in welchem er sich, wie er es in ähnlichen Fällen zu bezeichnen pflegt, „ausschüttete.“

Er stellt sich selbst dar, wie er das Studiengebiet, das er einst sich und anderen eröffnet hat, nach allen Richtungen hin überblickt und durchwandelt. In seinem Thun ist nichts vereinzelt; alles lenkt sich demselben Ziel entgegen; alles greift zusammen. Auch was weit von einander abzuliegen scheint,

berührt, durchdringt und fördert sich wechselsweise: denn alles entspringt aus einer und derselben Anschauung, die so umfassend sich ausdehnt, daß sie über das Ganze dieser von ihm begründeten Wissenschaft sich erstreckt. Auf diesem Wissens- und Forschungsgebiete, das er bewohnt und beherrscht, hat auch das Wörterbuch seinen unveräußerlichen Platz behauptet. Nie war er geneigt oder auch nur gesonnen, sich ihm abzuwenden; er darf betheuern, daß er es stets liebevoll im Auge behalten und jederzeit in der Stille alles herbeigetragen habe, um es zu ergänzen oder zu bereichern. Andere seines Alters würden sich zum Nichtsthun berechtigt glauben und sich mit Gewissensruhe der Trägheit überlassen. Er jedoch will wahrlich nicht feiernd die Hände in den Schoß legen. Nur ist er nicht gewillt, seines Geistes Freiheit jenem einen Werke vollständig aufzuopfern. Er will nicht gedrängt sein, unausgesetzt daran fortzuarbeiten. Und von ihm allein soll die Arbeit ausgehen. In Hildebrand, den er als sprachkundig und gewissenhaft rühmt, dessen Verdienste um das Wörterbuch er warm anerkennt, erblickt er den berufenen und vorzüglich befähigten Fortsetzer. Er ist bereit, vor diesem oder Lexer ohne Säumen zurückzutreten; sie mögen dann getrost und rüstig die Arbeit, der sie gewachsen sind, in unbeschränkter Selbständigkeit über sich nehmen. Soll er aber auch ferner des Wörterbuches walten, so muß er für sich allein dastehen, nur auf seine Kraft gestützt; von der thätigen Theilnahme Anderer müßte er eine Schädigung seiner Eigenart besorgen: diese aber will er bis zuletzt unverkümmert bewahren.

Die Selbstschilderung, die er unwillkürlich hier entwirft, krönt er mit dem Satze: „Meiner Natur entspricht zu lernen, nicht zu lehren." — Dieses Wort, ein halbes Jahr vor seinem Tode niedergeschrieben, enthüllt uns vielleicht das Geheimniß seiner Kraft. Thut doch ein Mann, der sonst nicht viele Züge der Verwandtschaft mit Jacob Grimm aufweist, thut doch Wilhelm von Humboldt ein ähnliches Bekenntniß, wenn er zu Welcker sagt: „Ich habe, so lange ich in Geschäften war, mehr

auf das Thun als die Thaten gehalten, und halte im litterarischen Leben mehr vom Lernen, als vom Hervorbringen.

Die gewaltigsten Lehrmeister, die unter den Menschen auftreten, sind wohl solche, die selbst immer lernend vorwärts schreiten. Sie wissen nichts von einem Stillestehen, von einem Ausruhen; für sie giebt es keinen Abschluß. So begnügen sie sich auch nicht mit der Wahrnehmung und Darstellung dessen, was als abgeschlossen ihnen vors Auge tritt. Verborgene Bezüge zwischen den Erscheinungen werden ihnen offenbar. Zu immer neuen Verbindungen verknüpfen sich die Dinge, deren Formen sie mit ihrer Anschauung umspannen, deren Wesen sie mit ihrem Erkenntnißvermögen durchdringen wollen. Alles zeigt sich ihnen in gesetzlichem, das heißt geschichtlichem Werden. Indem sie das Werden verfolgen, entdecken sie das Gesetz. Ihr Lernen ist ein fortwährendes Erkennen, ein immer sich erweiterndes Anschauen. Sie erhalten sich unausgesetzt regsam, weil sie stets empfänglich bleiben. Dem Drange ihrer Natur gemäß fahren sie nicht nur fort, zu lernen; sie tragen auch keine Scheu vor dem Umlernen.

Lehrer, die mit einer solchen Genialität des Lernens ausgerüstet sind, wehren sich gegen jede einengende Schulmethode. Nur selten sprechen sie ein letztes Wort, das eine weit angelegte Untersuchung gebieterisch abschließt; oft genug aber sprechen sie ein erstes, das die Forschung verheißungsvoll eröffnet. Nicht immer können sie daher ihre Schriften als etwas Fertiges hinstellen oder sie gefällig abrunden. Nicht immer gelingt es, die meist noch nie zuvor bearbeiteten Stoffmassen, die sich hier zusammendrängen, so günstig zu ordnen und so kunstgemäß zu gliedern, daß sie zu leichter Uebersicht sich auseinanderlegen oder zu mühelosem wissenschaftlichem Genusse einladen. Aber aus diesen Werken strömt die Fülle lebenskräftiger Anregung. Selbst aus dem vollen Leben der Wissenschaft hervorgegangen, deuten sie nach allen Ecken und Enden des wissenschaftlichen Gebietes, wo neue Lebenskeime aufsprießen und sich entfalten

können. Jene schöpferisch wirkenden Lehrer lernen und arbeiten vor unsern Augen. Sie lehren, indem sie uns an ihrem Lernen theilnehmen lassen.

Im Wesen Jakob Grimms waren die Fähigkeiten so glücklich gemischt, daß der Lust zu lernen der Trieb, sich durch Darstellung und Lehre mitzutheilen, das Gleichgewicht zu halten schien. So erwuchs in ihm einer der eigenartigsten und zugleich fruchtbarsten Schriftsteller. Dennoch mag die Freude am Lernen den Genuß am Hervorbringen überwogen haben. Und wenn ihn die Wonne des Lernens, wie mit dämonischer Gewalt, übermeisterte, dann ward sie wohl zuweilen auch ihm getrübt durch die Erkenntniß, die selbst dem reichsten und empfänglichsten Geiste aufgenöthigt wird. Denn selbst ein solcher muß zu der trüben Einsicht gelangen, wie eng begrenzt das Auffassungsvermögen bleibt, mit welchem der Mensch sich dem unbegrenzbaren Reichthum der Wissenschaft gegenüber stellt. Und wer, der aus innerem Drange den Mächten der Kunst und Wissenschaft dient, wer hat ihn nicht empfunden, den edlen Schmerz, der unvermeidlich uns ergreift bei dem Gedanken, daß wir in das Dunkel des Todes eingehen müssen, ehe wir so manches Hohe und Höchste, das der gottdurchdrungene Menschensinn geschaffen, uns aneignen konnten!

Als Jacob Grimm aufhörte zu leben und zu lernen, blieb doch das Wörterbuch von seinem Geiste nicht verlassen. Dieser wirkte fort in den Männern, die als seine Nachfolger hervorzutreten vollauf berechtigt waren. Verschieden nach Anlage, Geistesart und Arbeitsweise, konnten sie auch ihre Leistungen nicht alle dem nämlichen Maßstab unterwerfen.

Sie alle blicken zurück auf den großen Vorläufer, in dem sie ihren gemeinsamen geistigen Ahnherrn ehren. Aber jeder bringt an die Aufgabe, die ihm zugefallen, wie seine eigenen Kräfte, so auch seine eigenen Anschauungen und Ueberzeugungen heran, die er nicht nach einem Vorbilde, das ein für allemal gilt, zu regeln und zu modeln braucht. Jeder findet Anlaß,

und Raum zur freien, ja zur behaglichen Darstellung seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit. Aber aus diesen Verschiedenheiten entspringt kein störender Gegensatz; sie ordnen sich vielmehr in dem weiten Rahmen des Wörterbuches friedlich nebeneinander. Das vielgliedrige Werk wird durch eine unverkennbare Einheit zusammengehalten. Und diese ergiebt sich aus dem einhelligen Bestreben aller, den übermächtigen Stoff bis zu dem Grade durchzuarbeiten und zu bewältigen, daß den höchsten Forderungen der Wissenschaft, die niemals zuvor in solcher Strenge aufgestellt wurden, überall gleichmäßig Genüge geschehe. Jedes neu erscheinende Heft[26]) bietet eine neue Gewähr für die unveränderliche Richtung und für den Erfolg dieses großartigen Bestrebens.

Seit nunmehr bald dreißig Jahren sehen wir die Jünger und Folger Grimms mit der Selbständigkeit, wie sie nur Meistern eigen ist, „ohne Hast, aber ohne Rast" fortarbeiten. Sie arbeiten getrosten, opferfreudigen Muthes. Und dieser darf ihnen nicht erschlaffen. Denn nur dieser kann sie emportragen. Wenn die Theilnahme des Volkes sie begleitet, so äußert sie doch selten sich so laut, so gutwillig und anregend, daß sie zu fernerer Thätigkeit reizen und spornen könnte. Diesen mühebeladenen Arbeitern wird der Dankeslohn kärglich zugemessen. Dagegen wiederholen sich bald in gedämpfteren, bald in sehr vernehmbaren Tönen die ärgerlichen Klagen über ein allzu gemächliches Vorrücken des Werkes. Und wohl dürfte niemand die wahren Freunde des Wörterbuches schelten, deren sich ein trüber Mißmuth bemächtigte bei der Vorstellung, daß von denen, die um die Mitte des Jahrhunderts einst die erste Lieferung begrüßten, nur so wenige des Tages froh werden, der festlich die letzte

---

[26]) Eben da ich diese Zeilen niederschreibe, kommt die fünfte Lieferung des von M. Heyne bearbeiteten achten Bandes vor meine Augen. Sie umfaßt die Wörter von Reiten bis Rind. Zu den bemerkenswerthen Artikeln gehören vor allen: Rennen, Rest, Rhein, Riese. — Doch wie mancher andere wäre noch herauszuheben!

heranbringt. Dennoch sollte man diesen Mißmuth zu bezwingen suchen. Mag sich die äußere Vollendung auch noch so lange hinzögern, vollkommenen Ersatz dafür bietet der beispiellose Reichthum, die beispiellose innere Gediegenheit des Werkes, durch die jeder seiner Theile schon den Werth eines vollendeten Ganzen erhält.

In seinen Briefen über den Nutzen der Geschichte gedenkt Lord Bolingbroke eines gelehrten Frömmlings, der die Gewohnheit angenommen, der göttlichen Güte für eine jede ihrer Gaben den besonderen Ausdruck seiner Erkenntlichkeit darzubringen. So hörte man, wie er der himmlischen Gnade auch dafür dankte, daß sie die Welt mit Lexikonmachern (makers of Dictionaries) versorgt habe. In der That, der Dank war wohl angebracht. Zu welchen Gefühlen der Erkenntlichkeit müßte uns Deutsche nun aber ein Blick auf unser Wörterbuch stimmen! Denn niemals gab es in der Welt Lexikonmacher wie diese, die auf dem Boden, den Jacob Grimm bereitet, sich zusammengefunden. Oder, um noch ernster zu reden, noch niemals wurde für irgend eine Sprache der Welt ein Schatzhaus auf- und ausgebaut, demjenigen vergleichbar, das für uns im Deutschen Wörterbuch sich aufthut. Bei einem anderen Anlasse mag dargelegt werden, wie der Ausdruck Wörterbuch durch dieses Werk einen ganz neuen Sinn, eine ungeahnt umfassende Bedeutung empfangen hat.

Littrés Dictionnaire muß als Leistung eines Einzelnen unser dankbares Staunen wecken. Nur wer das frühere, nach den Satzungen und unter der Obhut der Akademie festgestellte Wörterbuch kennt, vermag den Fortschritt zu würdigen, den dieser Einzelne durch geschichtliche Auffassung und Behandlung der gesamten Sprache und ihrer einzelnen Bestandtheile vollbracht hat. Auch in dem englischen Wörterbuche, das, unter Murrays Leitung erscheinend, zu beträchtlichem Umfange anwächst, wird die geschichtliche Betrachtungsweise, wie sie bei uns Deutschen schon lange durchgedrungen, sorgsam und erfolgreich zur Geltung gebracht. Aehnliche Erscheinungen, verwandte Bestrebungen treten

in unserm Zeitalter, bei uns selbst wie im Auslande, überall da hervor, wo die Lexikographie sich ihres festen Zusammenhanges mit der vorwärts strebenden Forschung bewußt bleibt. Da gewahren wir überall Anzeichen eines neuen wissenschaftlichen Lebens, das in Freiheit und Fülle sich ausbreiten will. Und unverkennbar deutlich offenbart sich die Einwirkung des Vorbildes, das ja aus dem Grimmschen Werke jedem unbefangenen Forscher entgegenleuchten muß.

Dieses Werk aber, in sich selbst gefestet und gefugt, lehnt sich an kein Vorbild. Jede Vergleichung mit dem Vocabularium der Crusca, auf das man zuerst als auf eine Art von Muster hingezeigt, würden wir jetzt lächelnd abweisen.[27]) Höchstens den großen Philologen des älteren Frankreichs, deren Werke, gleich Cyklopenbauten der Gelehrsamkeit, in die folgenden Jahrhunderte hinüberragen, darf man das Recht zugestehen, neben unsern Landsleuten genannt zu werden.[28]) Aber auch bei ihnen

[27]) Man sollte das Vocabolario dell' Accademia della Crusca nicht nennen, ohne der herrlichen Arbeiten zu gedenken, durch welche der sprachmeisterliche Dichter Vincenzo Monti die engsinnige Gewaltherrschaft dieses einst unbedingt anerkannten Sprachtribunals zu erschüttern suchte. Er kämpft für eine reichere und gesetzmäßige Entfaltung des Lebens der Sprache, die er aus dem Zwange der Schulfesseln lösen will. Er übt mit gleicher Sicherheit vernichtende wie auferbauende Kritik. Seine hier einschlagenden Schriften, ebenso unterhaltend wie belehrend, durch satirische Schärfe wie durch gewinnende Anmuth ausgezeichnet, sind gesammelt in den zum Theil sehr umfangreichen vier Bänden der Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al Vocabolario della Crusca. Milano 1828—1831.

[28]) Außer auf Du Cange (1610—1688) deute ich hier vornehmlich auf Henri Estienne (Henricus Stephanus) und seinen 1572 erschienenen Thesaurus der griechischen Sprache. Zugleich erinnere ich an die Worte Gottfried Hermanns aus dem Jahre 1818: „Tanto magis nos quidem saepe admirati sumus H. Stephanum, cuius lexicon et virtutibus, quae maximae in hoc genere sunt, ita eminet et tam immune est a vitiis, in quae facillime quis incidere potest, ut illud non modo vere Thesauri nomine dignum, sed plane divinum opus esse videatur. Ac nostra quidem sententia, qui vere rem aestimare voluerit, tantam fuisse H. Stedhano intelliget linguae Graecae

findet sich kein Vorbild oder Ebenbild. Denn in keinem jener früheren Werke ward den Quellen der Sprache, dem Urquell eines jeden Wortes so tief nachgegraben. Von dem marmornen Bildwerk rühmt der Dichter: „wir sehen und hören den Marmor"; — hier dürfen wir rühmend sagen: wir sehen und hören den Sprachgeist, wie er von einem Jahrhundert zum andern sein geheimnißvoll offenbares Werk vollbringt. Nach ewigen großen Gesetzen bildend und umbildend, waltet er im gesamten Leben der Sprache, das er in der Bewegung eines unaufhörlichen Werdens erhält, damit es niemals durch die Härte äußerer Satzungen erstarre. Jener Sprachgeist durchdringt das kunstvollste Satzgefüge wie das unansehnliche Wort, das der menschlichen Rede seinen unentbehrlichen Dienst gleichsam in der Stille bescheiden leiht. Denn vor einer solchen allumfassenden Anschauung der Sprache verschwindet der Unterschied zwischen Großem und Kleinem, zwischen dem Leichten und Gewichtigen, zwischen dem, was bedeutungsvoll, und dem, was geringhaltig erscheint. Wer in unser Wörterbuch sich einliest und einlebt, dem erschließt das einfache Urwort menschlicher Empfindung seine Naturtiefe; und vertraut wird er mit dem kühn schöpferischen Dichterworte, das nur als höchste Steigerung, als letzte Entfaltung des der Menschheit eingeborenen Sprachvermögens sich kundgiebt. Und sollen wir zürnen, wenn einer der Werkmeister, denen wir für die Fortsetzung verpflichtet sind — sollen wir wirklich zürnen, wenn er hie und da, in das Weben des un-

---

scientiam, quanta vix umquam ullo fuit in alio homine." — Opuscula 2, 219. — In den von Nettleship herausgegebenen Essays by Mark Pattison (Oxford 1889) findet sich 2, 67—123 ein hübscher Aufsatz: The Stephenses. — Stephanus zog leider aus seinem Thesaurus keinen irdischen Vortheil. In Folge der unvergoltenen Opfer, die das ungeheure Werk erheischt hatte, kam in seine Vermögensverhältnisse eine unheilbare Zerrüttung. Hierauf nimmt Pattison Bezug, wenn er S. 102 den bedenklichen Satz niederschreibt: „He forgot, or did not know, what experience has taught us, that it is an indispensable condition of a lexicon, that it should be in one volume".

ergründlichen Sprachgeistes sich versenkend und hingenommen von der Lust des Forschens und Beobachtens, aller Schranken zu vergessen scheint, über die selbst ein solches Werk sich nicht hinauswagen dürfte? — Wohl klingt es besorglich, wenn man hört, daß für den einen Buchstaben K ein mächtiger Band von 2916 Spalten erfordert ward. Wer aber, der aus diesem überquellenden Reichthum zu schöpfen versteht, möchte hier auch nur ein Tröpflein missen? — Die Artikel Geist, Gemüth, Genie können zuerst durch ihren Umfang schrecken. Aber man ermuthige sich nur zum Studium dieser — warum soll ich nicht sagen: Werke — und frage sich dann, ob jemals mit ähnlicher Ausdauer, mit ähnlichem Scharfblick und gleichem Feingefühl dem vielgestaltigen Leben eines einzelnen Wortes nachgespürt worden, ob die Sprach- und Wortgeschichte jemals selbst der litterarhistorischen Einsicht so unmittelbare Förderniß dargereicht habe! Warum sollten wir dem Manne, der solches, in treuer Hingebung an des Vaterlandes Sprache, geleistet, nicht jetzt schon den freudigen Dank reichlich spenden, den die Nachwelt, die erst in ferner Zukunft für ihn beginnen möge, ihm sicherlich nicht vorenthalten wird?

In welchem Theile des Wörterbuches wir uns aber auch heimisch machen, die große Gestalt seines Begründers können wir nie aus dem Auge verlieren. Und gern vergegenwärtigen wir ihn uns in der Haltung, wie er sich selbst einmal gezeichnet. Nachdem er in dem Werke, das er selbst für sein bestes erklärte, in der Geschichte der deutschen Sprache[29]) seinen Weg

[29]) Er sagt selbst in dem Lebensabrisse, der jetzt im achten Bande der Kleineren Schriften S. 459—461 wieder mitgetheilt ist: „Für sein Bestes hält er (vielleicht mit Widerspruch mancher Leser) die Geschichte der Sprache, obgleich sie, zu schnell niedergeschrieben, an mehreren Stellen der Nachhülfe bedarf." — Eine treffende Aeußerung über das Werk thut Ranke in der „Weltgeschichte" 4, 1, 252: „Man vertieft sich immer wieder gerne in dieses Buch, wenn man ihm auch nicht beistimmt. Es verknüpft Sprachgelehrsamkeit und Sagenkunde mit den ergiebigsten historischen Notizen und dem poetischen Hauch, der die Schriften Jacob Grimms überhaupt durchweht."

durch die dunkeln Urzustände germanischer Völker genommen und sich durch schwer begrenzbare und schwer zu lichtende Wissensgebiete in ungehemmtem Vordringen siegreich Bahn gebrochen, will er endlich ausruhen, um rückwärts gewandt die durchmessenen Weiten zu überblicken. Da führt er zu Anfang des dreißigsten Kapitels sich selbst mit den Worten ein: „Wie die alten Kämpfer, den Helm abbindend und an die Luft stehend, sich in den Ringen kühlten, will ich auch meinen Lauf einhalten und mich einmal verschnauben."

Man sieht, die Rast, die er sich verstattet, bildet nur die Vorbereitung zu neuem Thun. Und so, als ein Kämpfer, der nach durchlaufener Siegesbahn nur eines kurzen Ausruhens bedarf, und alsbald wieder zu neuen und vielleicht größeren Unternehmungen gerüstet dasteht, so erscheint er auch in dem Bande, mit dem jüngst die schon vor sechsundzwanzig Jahren (1864) begonnene Sammlung seiner Kleineren Schriften glücklich abgeschlossen worden.[30])

Die früheren sieben Bände, denen die vierbändige Sammlung der Schriften Wilhelms (1881—87) sich würdig zur Seite stellt, hatten in wohlgeordneter Folge die größeren und kleineren Arbeiten Jacobs vorgeführt, die neben den Hauptwerken als herrliches Geleite einhergegangen.

Schon im ersten Bande war eine ansehnliche Reihe wichtiger Urkunden seines eigenen Lebens zusammengestellt. Nun tritt der achte hier ergänzend hinzu. Er läßt uns überall Jacobs Persönlichkeit gegenwärtig bleiben, und somit gewinnt er auch einen natürlichen Bezug zu den Briefen, deren lebensgeschichtlicher Gehalt soeben dargelegt worden.

Dieser Band erweckt die Erinnerung an alle wissenschaftlichen Großthaten Jacob Grimms: denn er vereinigt in seiner ersten größeren Hälfte (3—392) die Vorreden, mit denen jener

---

[30]) Achter Band (herausgegeben von Eduard Ippel). Vorreden, Zeitgeschichtliches und Persönliches. Gütersloh, K. Bertelsmann. 1890.

die eigenen Werke oder die Schriften befreundeter Forscher wie mit einem leuchtenden Schmuck ausgestattet hat. Auf jede dieser umfangreicheren Vorreden paßt das Wort Pindars[31]) von dem „weithinstrahlenden Antlitz," das dem beginnenden Werke geziemt.

Wie diese Denkmäler schöpferischer Arbeit sich hier aneinander reihen, gewähren sie den Ueberblick über die Leistungen eines halben Jahrhunderts. Aus dem Jahre 1812 stammt das älteste dieser Schriftstücke, das kurze Vorwort zur Ausgabe des Hildebrands-Liedes und des Weißenbrunner Gebets; aus dem Jahre 1860 das jüngste, die Einleitung zum zweiten Bande des Wörterbuchs, kurz nach dem Hinscheiden Wilhelms niedergeschrieben. Zwischen diesen beiden äußersten Zeitpuncten — welch ein Reichthum häuft sich hier zusammen! Und doch ward aus triftigen Gründen manches Werthvolle zurückgestellt; so mußte z. B. den Vorreden zu den Lateinischen Gedichten des zehnten und elften Jahrhunderts (1838) und zu den beiden angelsächsischen Gedichten Andreas und Elene (1840) die Aufnahme versagt bleiben. Zum Ersatz dafür treffen wir auf manches, was in Vergessenheit zu gerathen oder aus dem wissenschaftlichen Verkehr zu schwinden drohte. So erscheint hier die spanisch geschriebene Vorrede zu der Sammlung altspanischer Romanzen, die Jacob aus dem überlieferten Wust romanzenartiger Dichtungen und Nachdichtungen als ursprüngliche, unverfälschte Erzeugnisse volksmäßiger Poesie mit richtigem Gefühle ausgesondert.[32]) Wir finden auch die lateinischen Vor-

---

[31]) πρόσωπον τηλαυγές. Olymp. VI, 4.

[32]) Die Vorrede trägt das Datum Cassel en Hassia, mes de Mayo 1812. Der Druck erfolgte 1815 zu Wien während des dortigen Congresses. Vergl. in dem Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit (Weimar 1881) die Briefe Jacobs 12. November 1814, 6. März, 18. März 1815 und Kleinere Schriften 4, 422—27. Den geziemenden Dank für diese, dem Freunde Görres zugeeignete Arbeit empfing Jacob erst, als Ferdinand Wolf und Konrad Hofmann ihm zugleich mit Emanuel Geibel ihre Primavera

rede zu den Hymnen (1830), die mit den schönen Worten über Franciscus Junius beginnt. Der serbischen Grammatik von Wuk Stephanowitsch (1824), den Russischen Volksmärchen von Dietrich (1831), dem Oberhof von Thomas (1841), dem von Liebrecht übersetzten Pentamerone des Basile (1846) hat Grimm Abhandlungen voraufgesandt, die manchen jüngeren Fachgenossen wohl hier zum erstenmal vor die Augen kommen. Indem er die Canzonen von Candidus „Der deutsche Christus" empfehlend einführt, weist er mit bewegtem Worte auf Klopstocks Messias-Dichtung zurück. Gewichtig und stoffreich zeigen sich die Vorreden zu Schulzes Gothischem Glossar (1847) und zu Merkels Ausgabe der Lex Salica (1850). Mit ganz besonderem Wohlgefallen aber begrüßt man hier die Einleitung zur ältesten Ausgabe des ersten Theiles der deutschen Grammatik (1819). Den späteren Bearbeitungen dieses Theiles ward sie nicht wieder einverleibt. Uns gilt sie jetzt als eine Urkunde von geschichtlicher Bedeutung. Durch sie erfahren wir, über welchen Wissensvorrath Jacob Grimm gebot, als er den Grund legte zur deutschen Grammatik.

Es kostet Ueberwindung, an solchen Schätzen nur mit einem flüchtig andeutenden Worte vorüber zu eilen. Diese Vorreden, diese einleitenden Abhandlungen, die sich bald in einem freier schweifenden Gange gefallen, bald gemessener einherschreiten — besitzen sie doch ein doppeltes Anrecht an unsere Aufmerksamkeit! Mit Nachdruck weisen sie zurück auf die entscheidenden Momente in der Entwickelung unserer deutschen Studien, so weit diese unter Jacob Grimms Einwirkung sich vollzog. Ferner geben sie uns in deutlich redenden Beispielen zu erkennen, wie die Sprache Grimms im Wandel der Jahrzehnte sich selbst gewandelt, sich ausgestaltet und zu immer schärferer Eigenart ausgebildet hat. Nie mangelt es dieser Sprache an Wucht und

---

y flor de romances (Berlin 1856) widmeten. Jacob wird hier gepriesen als „el primero que ha sabido escoger y apreciar los romances verdaderamente viejos y populares de los españoles".

eindringlicher Kraft. Zuerst aber bewegt sie sich, wie gehemmt von der Schwere des zu bearbeitenden Stoffes, etwas unbehülflich einher. So wie der werdende Meister seiner selbst immer sicherer wird, gewinnt auch die stets von innen heraus belebte Rede einen gleichmäßig leichteren Fluß; ein voller runder Ton klingt uns erquickend aus ihr entgegen. Wie unwillkürlich trifft das einzelne Wort unsere Einbildungskraft, während der Inhalt des deutlich gegliederten Satzes uns unmittelbar zum Verständniß gelangt. Zu welchem wohlthuenden Eindrucke Anschaulichkeit, Klarheit und fesselnde Kraft da zusammenwirken, das mag jeder Empfindende an sich selbst erfahren, wenn ihn die Einleitung zum Reinhart Fuchs (1835) ergetzt und erfrischt. In den späteren Jahrzehnten ersteht dann jene kühn aufsteigende, auch vor dem Schroffen nicht zurückschreckende Sprache, die immer entschiedener absticht gegen die ebene und gelindere Rede Wilhelms,[33]) der es doch auch keineswegs an strenger Fassung und Haltung fehlt.

Jacob gehört in den nicht eben weitgezogenen Kreis von Schriftstellern, die mit zunehmenden Jahren der Phantasie, wie dem Gefühl einen immer weiteren Spielraum gönnen. Je älter er wird, um so reicher wird seine Sprache an Wagnissen, die beim ersten Hören befremden können. Sie erhebt sich schwungvoll; sie bewegt sich in sprichwörtlich einfachen Wendungen; manchmal läßt sie unabsichtlich einen leisen, niemals störenden Anklang aus Alterthümliche vernehmen. Aus diesen schwerwiegenden Sätzen, die der Leser unserer Tage manchmal fügsamer und geschmeidiger wünschen möchte, scheint oft ein naives Dichtergemüth zu reden. Der Greis, den wir hören, blieb kindlich geartet. Nicht minder überraschend als die Unbefangenheit des Ausdrucks wirkt die Anwendung scharf treffender, meist

---

[33]) Jacob war sich dieses Unterschiedes wohl bewußt. „Wenn Wilhelm seine weichere Feder ansetzt“ — heißt es in der Vorrede zum Wörterbuch.

dem Naturleben entnommener Bilder, die niemals bloß zur Verzierung dienen, sondern die Anschauung beleben und zugleich umgrenzen. Verzärtelten Ohren klingt diese Sprache vielleicht nicht immer gefällig. Wer aber empfänglichen Sinn bewahrt hat für den starken Klang des deutschen Wortes, der kräftigt gern das eigene Sprachgefühl an der Sprachkraft Jacob Grimms.

Die Werke, aus denen sein Geist fort und fort anregend zu dem unsern spricht, sind herrliche Ausgeburten großartig umfassender Forschung. Aber auch dann entfalten sich die edlen Eigenschaften seiner Sprache, wenn er sich der Gegenwart und dem Leben des Tages zuwendet, wenn er über die Angelegenheiten des Vaterlandes berichtend, urtheilend oder mahnend seine Stimme erhebt. Das beweist von neuem die beträchtliche Reihe der Aufsätze und gelegentlichen Kundgebungen, die unter den Ueberschriften: „Zeitgeschichtliches und Persönliches" die zweite Hälfte dieses achten Bandes füllen. Auch diese Reihe zieht sich durch beinahe fünf Jahrzehnte. Sie beginnt mit einem gedrängten, vier Wochen nach der Leipziger Schlacht abgefaßten Berichte über die letzten Vorkommnisse im Königreiche Westfalen, über dessen Zusammenbruch und die Entfernung des leichtsinnigen und gutmüthigen Scheinkönigs Jerome. Und auf einer der letzten Seiten dieses Bandes begegnen wir den Worten huldigender Anerkennung, mit denen Grimm 1859 zu München in der Historischen Commission das schwer auszumessende, für alle Zukunft wirksame Verdienst Johann Andreas Schmellers feierte.[34]) Jacob äußert sein schmerzliches Befremden darüber,

---

[34]) Wie müssen Jacobs Aeußerungen einem jeden zusagen, dem es eine liebe Gewohnheit ist, sich an dem lebensreichsten und gemüthvollsten aller Wörterbücher, an dem Bayerischen, zu erquicken. „Ich bin nicht einer," heißt es in diesem Vortrage, „der das hohe Verdienst eines Kreitmaiers oder Westenrieders um Bayern verkleinern oder herabsetzen möchte, nur ich fühle, daß Schmeller größer war als sie und ein noch höheres Recht hat auf allgemeine Anerkennung. Ihm stand ein Genius zur Seite, der ihm zuraunte und eingab, was er unternehmen sollte und was er ausgeführt hat." — Der nun folgende Satz ward schon vor

daß Bayerns Hauptstadt damals dem Manne, der sieben Jahre zuvor allen Deutschen entrissen worden, noch kein öffentliches Zeichen des Andenkens gewidmet hatte.

Unter diesen Aufsätzen, die man als politische im besten Sinne bezeichnen darf, werden vornehmlich die ältesten den sinnenden und nachdenkenden Leser fesseln. Sie sind in den Jahren 1814 und 1815 entstanden, zur Zeit der Befreiungskriege und des Wiener Congresses. Meist erhielten sie den ihnen zukommenden Ehrenplatz im „Rheinischen Merkur.“ Um ihre ganze Bedeutung einzusehen, muß man sie zusammenhalten mit den Aufsätzen, durch welche gleichzeitig Görres in dem selben „Rheinischen Merkur“ und Niebuhr im „Preußischen Correspondenten“[35]) die Gemüther der Deutschen zu erheben und ihre

---

Jahren in dem Prospectus zur zweiten Ausgabe des Bayerischen Wörterbuchs wiederholt. — Ich weiß nicht, ob Grimm irgend einem seiner mitforschenden Zeitgenossen eine wärmere und rückhaltlosere Bewunderung dargebracht hat, als unserm herrlichen und einzigen Schmeller. Man weiß oder sollte wissen, mit welchem Lobe Schmellers Hauptwerk von ihm in der Geschichte der deutschen Sprache S. 838 und dann in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuche bedacht worden. Im Jahre 1858 spricht er von Schmeller als dem „unvergeßlichen, der die Poesie und Kraft der Volkssprache und alles dessen, was daran haftet, wie keiner erkannte.“ (Kleinere Schriften 7, 483.) Uebrigens waren alle hervorragenden Fachgenossen einig in der bewundernden Anerkennung Schmellers. Wilhelm Wackernagel nennt in der Vorrede zu seinem Altdeutschen Lesebuche das Bayerische Wörterbuch eine „Schatzkammer deutscher Gelehrsamkeit, deutschen Gemüthes.“ — Moriz Haupt kann in seiner Gedächtnißrede auf Grimm den Namen Schmellers, als des Mitherausgebers der Lateinischen Gedichte, nicht erwähnen, ohne hinzuzufügen: „So erscheint der Name auch dieses kaum noch in seinem ganzen Werthe anerkannten und der eigenen Bedeutung wenig bewußten, bescheidenen Mannes, der in der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft eine der ersten Stellen einnimmt, in Verbindung mit dem Jacob Grimms.“ Mauricii Hauptii Opuscula 3, 195.

[35]) Nachgelassene Schriften B. G. Niebuhrs nichtphilologischen Inhalts. Hamburg 1842 S. 315—384. — Mit Grimms Aufsatz über Sachsen, S. 402, ist zu vergleichen die großartige Schrift Niebuhrs: Preußens Recht gegen den sächsischen Hof. Berlin 1814.

Gedanken zu klären suchten. Aber auch für sich allein betrachtet, muß alles, was Grimm damals vorbringen und darlegen mochte, uns noch jetzt zu frischer Mitempfindung stimmen. Hier spricht überall die große Zeit uns an, und zwar aus dem Munde eines streng und edel gesinnten, weitherzigen Mannes, dem beschieden war, im befreiten Vaterlande die Wissenschaft vom vaterländischen Alterthum zu begründen. Er selbst nennt sie eine „volkwarme, bewegte Zeit“ (S. 409); und indem wir von ihm angeregt werden, in sie zurückzublicken, fühlen wir uns oft genug zur Vergleichung damaliger und jetziger Zustände aufgefordert.

Wie warm belebt sich seine Rede, so oft er an das Elsaß denkt und mahnt! Die Bewohner des Elsasses nimmt er in Schutz gegen den Vorwurf undeutscher Gesinnung, den man mit Heftigkeit gegen sie geschleudert; er spricht von der Hoffnung der Deutschen im Elsaß, von der Sehnsucht der übrigen Deutschen nach dem Elsaß. In einem Berichte über den Congreß entwirft er in scharfen Umrissen Bilder der leitenden Persönlichkeiten, der Fürsten wie der Minister, die nicht immer in günstigster Beleuchtung sich darstellen.[36] Nachdrücklich eifert er gegen die gerüchtweise verlautende Absicht, die Grafschaft Hanau mit Bayern zu vereinigen; unangetastet will er die herzlichen Beziehungen gewahrt wissen, die sich durch geschichtliches Herkommen und wechselseitig erwiesene Treue zwischen den Fürsten und Unterthanen der kleineren Staaten befestigt haben. Blickt er auf den großen Staat, der im Befreiungskriege die Führerschaft glorreich übernommen, so rühmt er von ihm: „Preußens eigent-

---

[36]) Heutigen Lesern ist dieser Artikel vielleicht der anziehendste. Der Reihe nach erscheinen hier Franz, Friedrich Wilhelm und Alexander, Metternich, Hardenberg, Humboldt, Stein, Graf Münster, Gagern. Vom Minister Humboldt wird gesagt, er sei „gescheidt und sehr viel wissend. Manche vermissen das Herzliche in seinem Wesen, das der Deutsche an seines Gleichen liebt, dafür ist ihm viel Licht gegeben. Von ihm sollen die letzten Verfassungspläne ausgehen, und er verficht sie sonderlich; auch ist er unter allen am besten geeignet, den Franzosen auf ihren unterirdischen Schleichwegen entgegen zu miniren.“

liche Stärke liegt in der Idee seiner Tugend, welche durch die That des Volkes gesprochen hat." (S. 410.) Ohne sich deutschthümelnder Einseitigkeit zu überlassen, dringt er doch darauf, daß der würdige Stolz auf das neugeschaffene Vaterland sich im Staat und im Familienleben auch äußerlich bekunde. Er will nicht ferner der französischen Sprache Raum gönnen, sich in Haus und Schule herrschend auszubreiten. Daß man dem Joche der französischen Kleidermode sich entziehe, scheint ihm wünschenswerth. Entrüstet weist er die flachköpfigen Tagesschriftsteller zurück, die ihren Hohn richten gegen den Vorschlag, „jede würdige Frau und Jungfrau von nun an nicht mehr mit den in Deutschland verrufenen Wörtern Madame und Mamsell zu benennen." (S. 411.)[37]) Verbannen möchte er alles Widerwärtige, das im deutschen Wesen sich eingenistet hat oder einnisten will. Das engsinnige Haften am Kleinlichen rügt er nicht minder scharf als das Großthun und Großsprechen, das gerade den Deutschen so schmählich entstellt. Der wieder errungenen Selbständigkeit soll man, seinem Wunsche nach, vor allem dadurch sich würdig machen, daß man zur wahrhaft deutschen Sitte zurückkehrt, deutscher Sinnesart und Lebensauffassung mit ungeheuchelter Innigkeit sich wieder anschließt. Mußte die Sehnsucht nach dem Kaiserthum damals unbefriedigt bleiben, so will er doch dem Volke die Hoffnung und Anwartschaft auf dieses hohe Gut nicht entreißen lassen. Da die Zeit der fürchterlichen Bewegung, die nun endlich abgeschlossen scheint, alles rechtlich

---

[37]) Schon in den Jahren der Revolution war die schwierige Frage: ob Demoiselle oder Fräulein und Jungfer? mit schicklichem Ernste mehrfach erörtert worden. Wie man sie damals behandelt hatte, zeigt in erheiternder Weise Wielands Aufsatz im „Neuen Teutschen Merkur" 1794, 2, 401—408: „Ueber den Vorschlag, unsere bisherigen Demoisellen künftig Fräulein zu betiteln." Bürgerstöchter mit dem Titel „Fräulein" zu beehren, erschien manchen allzu gewagt, weil „dadurch ein frevelhafter Eingriff in die Vorrechte des teutschen Adels geschehen würde, als dessen unverheurathete Töchter sich bisher in ruhigem, ausschließlichem Besitz des Prädicats Fräulein befunden hätten."

Bestehende mit Umsturz bedrohte, verlangt er jetzt um so entschiedener, daß alle in der Nation noch wirksame, erhaltende Kräfte geschont, genährt und zu erneuter, vervielfältigter, auf einen gemeinsamen Zielpunct gerichteter Thätigkeit aufgerufen werden. In diesem Sinne ist es zu verstehen, daß (S. 421) in demselben Augenblicke, da er den „Polizei- und Paßunfug" aufgehoben wünscht, er für eine fernere oder nähere Zukunft nicht nur weisen Rückschritt zu den alten, besseren Handwerkseinrichtungen, sondern auch die Einführung strengerer Kirchenzucht fordert.

Der Inhalt von allem, was Grimm in den Schicksalsjahren 1814 und 1815 für die Oeffentlichkeit sprach und schrieb, läßt sich zusammenfassen in dem Worte, das in Goethes „Epimenides" die Einigkeit den kämpfenden und siegenden Deutschen ans Herz legt:

„Der Geist, der alle Welten schafft,
Durch mich belehrt er seine Theuren:
'Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesammte Kraft.'"

Manchmal glauben wir in seiner bewegten Rede auch noch einen unwillkürlichen Anklang an jenes andere Wort zu vernehmen, das, gleichfalls im „Epimenides," Goethe den endlich zu Vollbringung großer Thaten vereinigten Deutschen zuruft:

„Zusammen haltet euren Werth,
Und euch ist niemand gleich."

Die Mahnung, wie das daran geknüpfte verheißungsreiche Lob, beides gilt heute wie damals.

Spätere Aufsätze aus den Jahren 1832 bis 1838 bringen uns den Parteihader jener Zeit in Erinnerung, samt den Zwistigkeiten, welche die erhebende Säcularfeier der Göttinger Universität gleich einem widerlichen Gefolge nach sich zog.

Etwa zehn Jahre hernach wird abermals ein hellerer, vollerer Ton angeschlagen. Der Kampf für das Recht Schleswig-Holsteins beginnt; ihm folgte bald ein noch größerer: und als

dieses Kampfes Preis erstrebte man ein zur Freiheit wiedergeborenes, in Einheit erstarktes Deutschland. Wir sehen Grimm sich den edelsten Kämpfern zugesellen. Die Reden, mit welchen er in die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments eingegriffen, füllen den Raum nur weniger Seiten. Denn nicht oft fand er in der Paulskirche Anlaß, aus den Reihen der Genossen selbständig hervorzutreten.[38]) Wenn er sich aber dazu gedrungen fühlte, wenn er mit seiner etwas schwach tönenden Stimme seine kräftigen Worte sprach, dann bezeugte jeder Laut, der über seine Lippen trat, die Reinheit und Geradheit eines Sinnes, der sich niemals in die Irrgänge des Parteilebens verlieren konnte. Sein Lehrbuch der Staatskunst enthielt nur den einen Hauptsatz, der ihn verpflichtete, nach dem vollen Maße seiner Kräfte uneigennützig im Dienste und zum Heile seines Volkes zu wirken.

Auch als er nach Berlin zurückgekehrt und seinen Arbeiten wiedergegeben war, behielt er einen aufmerksamen Blick für die öffentlichen Zustände und ließ seine Theilnahme an den schwankenden Geschicken deutscher Staaten und Stämme nicht ermatten. Er konnte sichs nicht versagen, für die gefährdeten Ansprüche Schleswig-Holsteins auch ferner mit Wort und Werk einzutreten. Zum heftigsten Mitgefühle aber ward er hingerissen, als er erleben mußte, daß ein schmähliches Gewaltbeginnen seine hessischen Brüder in ihren heiligsten Rechten kränkte. Doch in seinen Zorn über die rohe Willkür der Machthaber mischte sich ein Gefühl des Stolzes. War er, der stets mit unverhohlener Liebe auf sein Hessenland blickte, war er doch aus diesem selben Stamme hervorgegangen, dessen Abkömmlinge er jetzt so tapfer handeln, so standhaft und männlich dulden sah! Ihnen beizustehen, galt ihm als unabweisliche Pflicht. Und zu einer solchen

[38]) Der vielberufenen Rede über Adel und Orden entnehme ich gern den Satz (S. 442): „Ich bin aufrichtig dem Königthum zugethan; es giebt hochherzige Könige, und der König, dem ich diene, ist des edelsten Menschengefühls voll, er hat jederzeit Deutschlands Wohl gewollt und wird nie etwas anderes wollen; ich darf fest darauf vertrauen."

Pflichterfüllung rief er öffentlich alle Deutschen auf. Ihn bewegt es freudig, daß die Thaten seiner Hessen im Liede gefeiert werden. Wenn er sich an Achilles und Siegfried begeistert, um welche die Dichtung fernab liegender Weltalter den unvergänglichen Zauber gewoben, warum sollen dann die edlen Erscheinungen, die sich aus der trüben Gegenwart glänzend emporheben, nicht noch unmittelbarer ihm das Herz ergreifen?

Welche Wolken auch immer den deutschen Horizont verfinstern mochten, er blickte durch sie hinaus in eine lichte Zukunft. Aus seinen Arbeiten, die gleichsam seinen innigen Verkehr mit dem deutschen Geiste fortwährend unterhielten, erwuchs und bestärkte sich ihm stets von neuem das Vertrauen auf die unerstorbene Kraft, auf den sittlichen Adel seines Volkes. Niemals erlosch in ihm die Hoffnung auf ein Deutsches Reich, das in leuchtender Herrlichkeit wiedererstehen würde; niemals verzweifelte er an dem thätigen Gemeinsinn der scheinbar unter einander so verfeindeten Deutschen. In einer Zeit, da die Erwähnung einer deutschen Flotte Schmerz oder Spott hervorrief, gab er der stolzen Zuversicht Ausdruck, „es müsse noch einmal eine stärkere deutsche Hansa, als die alte war, sich auf dem Meere schaaren.“ Keinem mehr als ihm hätte man die Freude an dem endlich wieder auferbauten Reiche gegönnt.

Diesem Manne, der ganz in seines Volkes Vergangenheit versenkt scheint, dringt mächtig alles ans Gemüth, was in den gegenwärtigen Zuständen des Vaterlandes sich erfreulich oder bedrohlich hervorthut. Ja, er will sich und seine Werke gleichsam in die Mitte der lebendigen Gegenwart hineinstellen. Mehrfach deutet er an, daß die Wissenschaft, deren Wachsthum vornehmlich er geleitet, obwohl sie vor allem auf sich selbst ruht und in berechtigter Selbständigkeit nur ihre eigenen Zwecke und Ziele verfolgen soll, dennoch zugleich berufen ist, auf das geistige Gesamtleben der Nation fördernd einzuwirken. Denn auf dieses Gesamtleben bezog sich sein Forschen, sein Sinnen, sein Wünschen. Innig verwachsen mit der geliebten hessischen Heimath, fühlte

er sich doch dem ganzen Deutschland angehörig. In jedem Betracht hat das Wort, das er von sich aussagen durfte, seine volle Gültigkeit: „Ich habe stets das Vaterländische für das Höchste gehalten" (an Gervinus, am einundzwanzigsten Januar 1847). Aber wenn er überall dem Vaterländischen den Vorrang einräumte, so mochte er doch nie den Werth der Geistesgüter, die von fremden Völkern uns dargeboten oder aus fernen Zeiten uns überliefert werden, engherzig mißachten oder herabsetzen. Seine treue, ausharrende Liebe zum Vaterlande erhellte ihm vielmehr den Blick und erweiterte seinen Gesichtskreis, so daß er die Bedingungen erkannte, unter denen der deutsche Geist zu seiner Vollkraft gedieh und unter denen allein er sich in seiner vollen Herrscherkraft zu behaupten vermag. „Die classischen Studien"[39]) — sagte er zur studentischen Jugend Berlins, die den Erforscher des vaterländischen Alterthums dankbar zu begrüßen kam — „die classischen Studien sind die Grundlage unsrer Bildung; sie zeigen uns immer das einfach Menschliche; zu ihnen kehren wir immer wieder, wenn wir uns an dem reinen Schönen erfreuen wollen. Die classischen Studien können nie verdrängt, ihr Werth soll nicht verringert werden." —

In der Zeit des Druckes und der Schmach, da dem oberflächlichen Blicke deutsche Kraft für immer gebrochen erschien, begann Jacob Grimm die Forschungen, die ihn hinabführten in die noch unergründeten Tiefen des germanischen Volks- und Geisteslebens. Die deutsche Poesie hatte damals das deutsche Volk sich selbst wiedergegeben. In dieses zersplitterte, durch feindselige Gewalten niedergetretene Volk hatte die Litteratur das lang entschwundene Bewußtsein geistiger Einheit zurückgerufen. Aus dieser Litteratur empfing auch die wissenschaftliche Forschung den Antrieb, in die Vergangenheit einzudringen, sie zu beleben und mit dem Leben der Gegenwart zu verknüpfen. Auch der jugendliche Jacob Grimm sog in vollen Zügen die Kraft in sich, welche aus dieser Litteratur hervordrang. Wir

[39]) Kleinere Schriften 8, 465.

wollen nicht vergessen, daß es ahnungsreiche Worte Ludwig Tiecks waren, welche den künftigen Schöpfer der deutschen Grammatik zum Genusse der Dichtung unseres Mittelalters heranlockten.

Dem Volke, das seiner selbst wieder gewiß und sicher geworden, mußte der Tag der Befreiung kommen. Der Schwung der Begeisterung, der es zu der befreienden That fortriß, mußte auch den deutschen Forscher ergreifen. Er ward von neuem der Wahrheit inne, die er hernach in der Rede über das Heimweh aussprach, daß „geistiges Aufblühen und politisches Erstarken eines Volks mit der Entwickelung seiner Sprache innig zusammenhänge".[40] Alles, was er alsdann in der Folge der Jahrzehnte schuf, ist aus dem Geiste herausgeboren, der zur Zeit der Erhebung Deutschlands seine unzerstörbare Macht in ihm gewonnen hatte. Beklagen wir es nicht allzu sehr, daß er das letzte große Werk seines Lebens als Bruchstück hinterlassen mußte! Hat er doch selbst die Kräfte genährt und herangezogen, deren Thätigkeit den Verlust auszugleichen vermag!

Mit jedem seiner großen Werke hat Jacob Grimm das Reich der Wissenschaft vom deutschen Alterthum erweitert. Auch in Zukunft werden rühmliche Mehrer dieses wissenschaftlichen Reiches erstehen. Je mehr aber es sich ausbreitet und befestigt, um so entschiedener wird man wohl geneigt sein, die Gesamtheit der Leistungen Jacobs als ein untrennbares Ganzes zu erfassen. Man wird es verschmähen, einen eigentlichen Rangunterschied unter seinen Werken festzusetzen. Man wird vielleicht sagen: er arbeitete sein Leben lang an den verschiedenen Kapiteln eines einzigen Buches; aber dieses Buch war vielumfassend: es sollte die Geschichte des germanischen Geistes aufhellen, wie dieser sich in Sprache und Dichtung, in Glauben, Recht und Sitte schöpferisch kundgegeben.

---

[40]) Kleinere Schriften 5, 480. Damit ist zu vergleichen der lateinische Wortlaut 6, 413.

Register.

Von Druckfehlern wolle man gleich folgende verbessern:

S. 11 Z. 8 v. u. lies mystérieuse
S. 118 Z. 9 v. u. lies is statt it
S. 188 Z. 1 auch ich mir stets
S. 211 Z. 14 v. o. Den
S. 218 Z. 2 v. u. kund-
S. 222 Z. 1 den st. dem
S. 236 Z. 13 v. u. als ein für sich
S. 245 Z. 2 v. u. l. 11 st 17
S. 253 Z. 7. v. u. heraus
S. 263 Z. 22 seit jener Zeit
S. 299 Z 8 v. u. seinen st. seinem
S. 350 Z. 6. v. u. „aus“ zu streichen.

Schriftenverzeichniß.

Von

G. Witkowski.

Die in den zweiten Band der „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte" aufgenommenen Abhandlungen sind mit * bezeichnet.

Alle Aufsätze, über deren Unterschrift nichts erwähnt ist, tragen den vollen Namen „Michael Bernays."

1857.

Fichte und Beckers im Streit über Schellings Nachlaß. Frankfurter Museum. Hrsg. von Th. Creizenach. III. Jahrgang Nr. 13; 28. März. Gez. —r.—

1859.

Sechs Lieder, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte componirt von Albert Dietrich. Op. 11. Winterthur, bei J. Rieter-Biedermann. Leipzig, bei Fr. Hofmeister. (1. Einzug. 2. Frühling. 3. An die Nacht. 4. Das Mädchen spricht. 5. Sommer. 6. Zauberbann.)

1860.

Festspiel zur Säcularfeier von Schillers Geburtstag. Bonn, Max Cohen und Sohn. 32 S. 8°.

Schellings Nachlaß. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 172—175; 20.—23. Juni. Gez. B.

1862.

Iphigenie an der taurischen Küste. Von Anselm Feuerbach in Rom. Morgenblatt Nr. 48; 26. November, S. 1145—46. Nicht gez.

Betrachtungen am 28sten August. ebd. Nr. 49—50; 3. 10. December. S. 1154—1159; 1181—1184. Gez. B— — —s.

1863.

Griechische Götterlehre von F. G. Welcker. Dritter Band. Göttingen, Dieterich. S. 317—380: Register. Nicht gez.

Chronologisches Verzeichniß der Gedichte [Uhlands]. Ludwig Uhland. Vortrag von Otto Jahn. Gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Februar. Mit literarhistorischen Beilagen. Bonn, Max Cohen und Sohn. S. 217—231.

An eine Künstlerin. Die Veilchen sprechen. Morgenblatt Nr. 27; 1. Juli. S. 640—41. Nicht gez.

Zur Erinnerung an Johann Wilhelm Loebell. Köln. Ztg. Nr. 295; 24. October. Gez. B.

1864.

Verbindender Text für Beethoven's Musik zu Goethe's Egmont. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 11 S. 16°.

Ein Gedicht von Heinrich von Kleist. Morgenblatt Nr. 4; 22. Januar. S. 87—89.

Ueber Simrocks Uebersetzung der Edda. Dritte Auflage. Köln. Ztg. Nr. 85; 25. März. Gez. B.

Ueber den Charakter der Emilia Galotti. Brief an eine Freundin. Morgenblatt Nr. 13. 14; 25. März. 1. April; S. 294—298. 320—323.

Ueber: Die Frithiofs-Sage von Esaias Tegnér. Mit den Abendmahlskindern. Uebersetzt von Karl Simrock. Stuttgart, Cotta 1863. Köln. Ztg. Nr. 97; 7. April. Gez. B.

An Eduard Mörike, als die Nachricht verlautete, daß er eine neue Ausgabe seines „Maler Nolten" vorbereite. Morgenblatt Nr. 15; 8. April. S. 351—352.

Friedrich Haase. Eine Charakteristik. Köln. Ztg. Nr. 101; 11. April. Gez. B.

Shakespeare's Geburt. Ein Festspiel. Aufgeführt in Köln am 22. und 23. April 1864. Morgenblatt Nr. 23; 3. Juni. S. 529—534.

Ueber: Fünf Bücher französischer Lyrik, vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage, in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold. Stuttgart, Cotta'scher Verlag 1862. Köln. Ztg. Nr. 194; 14. Juli. Gez. B.

Ueber: Gedichte von Karl Mayer. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Cotta 1864. ebd. Nr. 213; 2. August. Gez. B.

Ueber: Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altenglischen Volksliedern von Anastasius Grün. Stuttgart. Cotta 1864. ebd. Nr. 225; 14. August. Gez. B.

Der Schlegel-Tieck'sche Shakespeare. ebd. Nr. 256; 14. September. Gez. B. Vergl. Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft, 1, 396—405 und Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 265; 21. September.

Ueber: Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen von Karl Simrock. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Bonn, Marcus, 1864. Köln. Ztg. Nr. 283; 11. October. Gez. B. Vergl. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 302—305; 28.—31. October. Gez. B.

Ueber: Die verlorene Handschrift. Roman in fünf Büchern von Gustav Freytag. Leipzig, S. Hirzel 1864. Köln. Ztg. Nr. 304; 1. November. Nr. 350; 17. Dezember. Gez. B.

Zu Friedrich Welckers achtzigstem Geburtstage. ebd. Nr. 307; 4. November. Nicht gez.

Zu Schillers Gedicht: „Die unüberwindliche Flotte." ebd. Nr. 322; 19. November. Gez. B.

Ueber: Catilina. Trauerspiel in fünf Akten von Hermann Lingg. München 1864. ebd. Nr. 345; 12. Dezember. Gez. B.

Zur neuesten Literatur I: (Em. Geibel, Gedichte und Gedenkblätter. H. Lingg, Gedichte. Wilh. Müller, Ausgewählte Gedichte. E. Mörike, Anakreon. P. Heyse, Novellen in Versen. Lord Byrons Werke, übersetzt von Gildemeister, 1. und 2. Band.) ebd. Nr. 357; 24. Dezember. Gez. B.

1865.

Shakespeare ein katholischer Dichter. (Shakespeare von A. F. Rio. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Zell.) Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Friedrich Bodenstedt. Berlin, G. Reimer. Erster Jahrgang. S. 220–299.

Ueber die Composition des Hebbelschen Demetrius. Deutsche Vierteljahrsschrift. 1, 227–248.

Charakteristik von Gustav Freytags Roman: Die verlorene Handschrift. ebd. 2, 203–242.

Friederike Goßmann. Eine Charakteristik. Morgenblatt Nr. 2. 3; 8. 15. Januar. S. 25–29. 60–63. Nicht gez.

Zur neuesten Literatur II: (Paul Heyse, Meraner Novellen. Turgenjew, Erzählungen. O. Roquette, Susanne. Math. Raven, Eine Rolle Gold. K. Immermann, Die Epigonen. Grimmelshausens Simplicianische Schriften.) Köln. Ztg. Nr. 47. 48; 16. 17. Februar. Gez. B.

Zur neuesten Literatur III: (Jacob Grimm, Kleinere Schriften erster Band. Loebell, G. E. Lessing. Briefe an Ludwig Tieck, hrsg. von Holtei.) ebd. Nr. 72. 73; 13. 14. März. Gez. B.

Ueber: Deutsches Wörterbuch. Fünften Bandes zweite Lieferung; ebd. Nr. 123; 4. Mai. Gez. B.

Zur neuesten Literatur IV: (A. Wilbrandt, Geister und Menschen. Paul Heyse, Dramen. Ida von Düringsfeld, Für dich. H. Rollett, Ausgewählte Gedichte. K. Simrock, Amelungenlied.) ebd. Nr. 139. 140; 20. 21. Mai. Gez. B.

Griechische Manuscripte. Notiz aus dem „Reader". ebd. Nr. 142; 23. Mai. Nicht gez.

Ueber: G. H. Pertz, Gneisenaus Leben. Erster Band. Berlin, G. Reimer. 1864. ebd. Nr. 169; 20. Juni. Gez. B. Zweiter Band. Nr. 347; 15. December. Gez. B.

Zur neuesten Literatur V: (Edm. Höfer, Erzählende Schriften. A. Böttger, Gesammelte Werke. L. Fürst, Dornröschen. Lord Byrons Werke, übersetzt von Gildemeister, Band 3 und 4.) ebd. Nr. 196. 197; 17. 18. Juli. Gez. B.

Die Triumvirn in Goethes Römischen Elegien. An Otto Jahn. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 203; 22. Juli.

Ueber: Zur Preußischen Geschichte. Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Erster

Band. Hrsg. von Dr. B. Erdmannsdörffer. Berlin, Reimer. 1864. Köln. Ztg. Nr. 212; 2. August. Gez. B.

Ueber: Auf der Höhe. Roman von Berthold Auerbach. ebd. Nr. 246; 5. September. Gez. B.

Ueber: Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart, J. G. Cotta 1865. Erster Band. ebd. Nr. 272; 1. October. Gez. B. Zweiter Band. 1866. Nr. 252; 10. September. Gez. B.

Ueber: Molière's Lustspiele, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Leipzig, S. Hirzel 1865. ebd. Nr. 293; 22. October. Gez. B.

Zur neuesten Literatur VI: (Taine, Histoire de la littérature anglaise. Ebeling, Geschichte der komischen Literatur in Deutschland. Appell, Werther und seine Zeit. Gisbert Freiherr Vincke, Rose und Distel.) ebd. Nr. 307; 5. November. Gez. B.

Ueber: Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Erster Jahrgang. ebd. Nr. 325; 23. November. Gez. B.

1866.

Ueber Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 90 S. gr. 8°.

Ueber: Der letzte Komödiant. Roman in drei Theilen von Karl von Holtei. Breslau, Ed. Trewendt 1866. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 1; 1. Januar. Gez. B.

Zur neuesten Literatur VII; (Keinz, Meier Helmbrecht und seine Heimath. Jörg Wickrams Rollwagenbüchlein, hrsg. von H. Kurz. Ayrers Dramen, hrsg. von A. von Keller.) Köln. Ztg. Nr. 5; 5. Januar. Gez. B.

Zur neuesten Literatur VIII: (A. F. von Schack, Heldensagen von Firdusi und Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Lord Byrons Werke, übersetzt von Gildemeister, Band 5 und 6. Lord Byrons sämtliche Werke, deutsch von A. Neidhardt.) ebd. Nr. 36; 5. Februar. Gez. B.

Zur neuesten Literatur IX: (Friedrich Bodenstedts gesammelte Schriften. Julius Grosse, Der letzte Grieche.) ebd. Nr. 80; 21. März. Gez. B.

Schillers Malteser und die Johanniter von Notter. (Die Johanniter. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Fr. Notter. Stuttgart, Cotta.) ebd. Nr. 119; 30. April. Gez. B.

Zum 28. August 1866. ebd. Nr. 240; 29. August. Gez. B.

Zur neuesten Literatur X: (Wilhelmine von Hillern, Doppelleben. E. Pasqué, Die Komödiantenhexe. Turgenjew, Erzählungen.) ebd. Nr. 333; 30. November. Gez. B.

1867.

Gildemeisters Byron in neuer Auflage. Köln. Ztg. Nr. 60; 1. März. Gez. B.

Ueber: Schleiermachers Anfänge im Schriftstellern. Eine historische Skizze von R. Baxmann. Bonn, A. Marcus. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 77. 78; 18. 19. März. Gez. M. B.

Ueber: Reinh. Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle. Köln. Ztg. Nr. 154; 4. Juni. Gez. B.

Ueber: Ernst Curtius, Festrede, gehalten im Namen der Georg-August's-Universität zu Göttingen am 4. Juni 1867. ebd. Nr. 184; 5. Juli. Gez. B.

Ueber: Aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz. Erster Band. Wien. Karl Gerold, 1867. ebd. Nr. 200; 21. Juli. Gez. B.

Schiller und Racines Britannicus. ebd. Nr. 322; 20. November. Vgl. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band. S 354—360.

Zur neuesten Literatur XI: (H. Lingg, Die Völkerwanderung. Heyse, Fünf neue Novellen und Novellen und Terzinen. O. Roquette, Dramatische Dichtungen. A. F. von Schack, Gedichte.) Köln. Ztg. Nr. 360; 29. Dezember. Gez. B.

1868.

Goethes Briefe an Friedrich August Wolf. Herausgegeben von Michael Bernays. Berlin, Georg Reimer. IV, 144 S. Lex.-8°

Ueber: Brutus und Collatinus. Trauerspiel von Albert Lindner. Berlin, Georg Reimer. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 7. 8; 7. 8. Januar.

Zur neuesten Literatur XII: (Jacob Grimm, Kleinere Schriften, zweiter, dritter Band. K. Ettmüller, Herbstabende und Winternächte. J. E. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie. C. H. Weiße, Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik, zusammengestellt von Dr. R. Seydel. Tennyson, Königs-Idyllen, übersetzt von W. Scholz.) Köln. Ztg. Nr. 27; 27. Januar. Gez. B.

1869.

Gibbons Römische Geschichte. Köln. Ztg. Nr. 164; 15. Juni. Gez. B.

Der Schlegel-Tiecksche Shakespeare in neuer Ausgabe. (Shakespeares dramatische Werke nach der Uebersetzung von A. W. Schlegel und L. Tieck sorgfältig revidirt . . . unter Redaction von H. Ulrici, hrsg. durch die deutsche Shakespeare-Gesellschaft. Erster bis sechster Band.) ebd. Nr. 245; 4 September. Gez. B.

Ueber: H. Pertz, Gneisenaus Leben. Dritter Band. ebd. Nr. 258; 17. September. Gez. B.

* Friedrich Schlegel und die Xenien. An R. Haym. Die Grenzboten. 4, S. 401—420; 445—464.

1870.

Ein kleiner Nachtrag zu Bürgers Werken. Archiv für Litteraturgeschichte. 1, S. 110—115.

Ueber: Nikolaus Delius' Ausgabe der Shakespeare'schen Werke. Elberfeld. R. L. Friedrichs. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 309. 310; 5. 6. November. Allg. Ztg. Nr. 311; 7. November.

Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. (Briefe und Actenstücke, hrsg. von Dr. O. von Heinemann. Leipzig, S. Hirzel.) ebd. Nr. 337, 338; 3. 4. December.

Ueber: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind." Von Hermann Baumgarten. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, S. Hirzel 1871. ebd. Nr. 355; 21. December. Gez. M. B.

1871.

Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte. Von Ulrich von Hutten bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung hrsg. von Gustav Schwab. Fünfte neu vermehrte Auflage, besorgt von Michael Bernays, Leipzig, S. Hirzel. Vorwort S. XI—XVIII.

Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck, durchgesehen von Michael Bernays. Berlin, G. Reimer 1871—1873. 12 Bände. XIV, 330; 365, 404, 340, 304, 373, 304, 367, 341, 381, 418, 406 S. Nachwort Band 12, S. 407—414.

Ueber Heinrich Kruses Wullenwever. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. Leipzig, S. Hirzel 1871. Preußische Jahrbücher. 28. Band. S. 282—308.

Ueber: Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte der deutschen Literatur und des deutschen Buchhandels. Von Karl Buchner. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1871. Im neuen Reich. 1, S. 535. Nicht gez.

Ueber: Biographische Porträts von Varnhagen von Ense. Leipzig, F. A. Brockhaus 1871. ebd. 1, S. 555—556.

Ueber: Archiv für Litteraturgeschichte. Hrsg. von Dr. Richard Gosche. Leipzig, B. G. Teubner 1870. Erster Band, vier Hefte. ebd. 1, S. 687—688. Nicht gez.

Ueber: Tacitus' Geschichte der Regierung des Kaisers Tiberius. (Annalen, Buch I—VI.) Uebersetzt und erklärt von Adolf Stahr Berlin, J. Guttentag. 1871. ebd. 1, S. 963—968. Vgl. S. 1010.

Ein Brief Lessings an Ernestine Reiske erläutert. ebd. 2, S. 25—30.

Shakespeare als Kenner des Wahnsinns. (König Lear. Psychiatrische Shakespeare-Studie von Dr. Carl Stark, derz. dirig. Arzt der Privatheilanstalt Kannenburg bei Eßlingen. Stuttgart, H. Lindemann. 1871.) ebd. 2, S. 81—86.

Ein Brief Goethes an Karl August eingeführt. ebd. 2, S. 341—348.

Ueber: Historisches Taschenbuch, begründet von Fr. von Raumer, hrsg. von W. H. Riehl. V. Folge. 1. Jahrgang. Leipzig, F. A. Brockhaus 1871. ebd. 2, S. 676—680. Gez. Alfred Dove und Michael Bernays.

Ueber: Frau Rath. Briefwechsel von Katharina Elisabeth Goethe. Nach Originalen mitgetheilt von Robert Keil. Leipzig, F. A. Brockhaus 1871. ebd. 2, S. 805—807.

Zimmermanns „Merck", ein Beispiel dilettantischer Bücherfabrik. (Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit. Von Dr. Georg Zimmermann. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer 1871.) ebd. 2, S. 809—816.

Zu Goethes Geburtstag. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 241; 29. August.

* Ein unpatriotischer Vers Goethes. ebd. Nr. 256; 13. September.

Ein neues Drama. (König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel 1871.) ebd. Nr. 310; 6. November.

* Ueber: Caroline. Briefe an ihre Geschwister, ihre Tochter Auguste, die Familie Gotter u. s. w. nebst Briefen von A. W. und Fr. Schlegel. Hrsg. von G. Waitz. Leipzig, S. Hirzel 1871. ebd. Nr. 349—351; 15.—17. December. Allg. Ztg. Nr. 352; 18. December.

1872.

Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare. Leipzig, S. Hirzel. VI, 260 S. gr. 8°. (S. 1—55 erschien gleichzeitig als Habilitationsschrift unter demselben Titel.)

Uhland als Forscher germanischer Sage und Dichtung. Im neuen Reich. 1, S. 81—96.

1874.

Theaterzettel zu Schillers „Wallenstein" vom 30. und 31. Januar mit einer Einführung. Anzeiger für die Königlichen Theater in München. 2 S. gr. 8.°

Theaterzettel zu Schillers „Tell" vom 20. März mit einer Einführung. Anzeiger für die königlichen Theater in München. 3 S. gr. 8°. Gez. gr.

Johann Heinrich Voß und der Vossische Homer. (Johann Heinrich Voß von Wilhelm Herbst. Erster Band. Leipzig, B. G. Teubner 1872.) Im neuen Reich. 2, S. 841—853. 881—897.

1875.

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. Leipzig, S. Hirzel. 3 Bände. XCVII, 411; 507, 720 S. 8°.

Zu Burkhardts klassischen Findlingen. Im neuen Reich. 1, S. 576—582.

1876.

Schiller auf dem Münchener Hoftheater. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 207; 25. Juli. Nicht gez.

1877.

Zum achtundzwanzigsten August. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 240. 241; 28. 29. August.

Das Festspiel in Baireuth und seine Recensenten. Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 28—30; 12. 19. 26. Juli; S 433—436. 454—460. 469—472. Gez. Hermann Uhde. (Unter Mitwirkung von Bernays.)

Die Schule für Musik und Drama in Bayreuth. Der Sammler, belletristische Beilage zur Augsburger Abendzeitung Nr. 132; 3. November. Nicht gez.

1878.

Ein Brief aus München. Im neuen Reich. 2, S. 437—443. Nicht gez.

* Ueber ein Goethesches Motto. ebd. 2, S. 941—950.

1879.

Goethe. Allgemeine deutsche Biographie 9, S. 413—448. Gottsched. ebd. S. 497—508.

Hermann Uhde. Nekrolog. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 171. 172; 20. 21. Juni. Nicht gez.

1880.

J. W. von Goethe. J. C. Gottsched. Zwei Biographieen. Leipzig, Duncker und Humblot. 144 S. 8°. Sonderabdruck aus der Allgemeinen deutschen Biographie.

1881.

Homers Odyssee von Johann Heinrich Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von Michael Bernays. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. CXX, VIII, 470 S. mit 4 Blättern der Vossischen Handschrift in Facsimile und 3 Tafeln nach der Ausgabe von 1821. gr. 8°.

Berichtigung einer Theaterkritik von Shakespeares „Cymbeline." Allg. Ztg. Nr. 109; 19. April.

1882.

Ein alter Aufsatz Friedrich Schlegels. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 185—187; 4.—6. Juli.

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in neuer Ausgabe. Allg. Ztg. Nr. 240; 28. August. Beil. Nr. 241; 29. August. Vgl. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band. S. 363—394.

Halm †. Allg. Ztg. Nr. 279; 6. October. Gez M. B.

1883.

Ein Nachruf auf Richard Wagner, gehalten in der Universität München. Die Presse. Wien. Nr. 48; 19. Februar. Vgl. Karlsruher Zeitung 1891, Nr. 43; 13. Februar.

Rede auf König Ludwig II. von Bayern, gehalten am 17. März in München. Allg. Ztg. Nr. 79; 20. März.

1884.

An die Nacht. Gedicht. Münchener Bunte Mappe. Hrsg. von Max Bernstein. Originalbeiträge Münchener Künstler und Schriftsteller. Münchener Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann. S. 11. Componirt von Lassen.

Zu den zahmen Xenien. Goethe-Jahrbuch 5, S. 342—344.

Zum Studium des deutschen und englischen Shakespeare. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 307—309; 4.—6. November.

1885.

Zu den Sprüchen in Prosa. Goethe-Jahrbuch 6, S. 336—338. Berichtigung. ebd. S. 362.

* Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 270—273; 29. 30. September, 1. 2. October.

1887.

Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Hrsg. von Salomon Hirzel. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. Zweiter unveränderter Abdruck. Leipzig, S. Hirzel. 3 Bände. XCVII, 411; 507, 720 S. 8°.

Die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 226, 227, 230, 231; 16. 17. 20. 21. August. Vgl. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band. S. 395—449.

1891.

Shakespeares dramatische Werke. Uebersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck, durchgesehen von Michael Bernays mit Vor- und Nachwort. Neue Stereotypausgabe in 12 Bänden. Berlin, G. Reimer. XXX, 330; 365, 404, 343, 304, 378, 304, 367, 341, 381, 419, 494 S. 12°.

Vor- und Nachwort zum neuen Abdruck des Schlegel-Tieckschen Shakespeare. Preußische Jahrbücher. 68. Band. S. 524—569.

* Zur Kenntniß Jacob Grimms. Beil. zur Allg. Ztg. Nr. 55 bis 58 (Beil. Nr. 46—49); 24.—27. Februar.

1892.

Prolog zu Mozarts Requiem. Dargestellt auf der Großherzoglich Badischen Hofbühne am 5. 9. 10. Dezember 1891. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 10 S. 16°.

Zur Lehre von den Citaten und Noten. Beil. zur Allg. Ztg. 160, 161, 170, 171, 173, 174, 177, 178 (Beil. Nr. 134, 135, 141, 142, 144, 145, 147, 148); 10. 11. 20. 21. 23. 24. 27. 28. Juni.

1895.

Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band: Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. X, 454 S. gr. 8°.

Rede auf Scheffel. Gehalten am Tage der Enthüllung seines Denkmals in Karlsruhe, 19. November 1892. Biographische Blätter. 1, S. 68—81.

1896.

Berichtigung. Goethe-Jahrbuch 17, S. 263—64.

1897.

Berichtigung. ebd. 18, S. 294.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 25 01 11 004 5